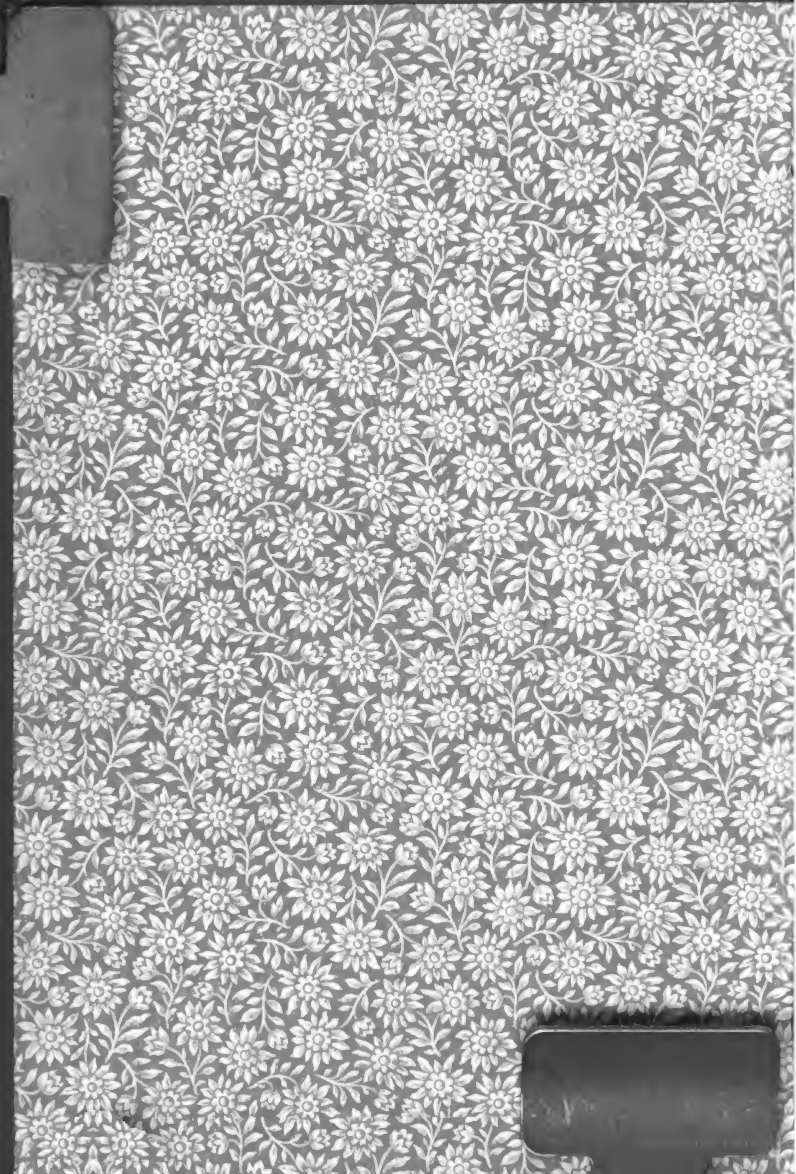
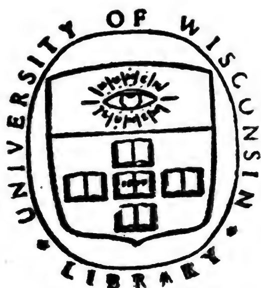
Der Bauern-spieg... oder, Lebensgesch... des ...

Jeremias Gotthelf, Ferdinand Vetter




UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY

Jeremias Gotthelf

(Albert Bitzius)



Volksausgabe seiner Werke im Urtext

Erster Band:

Der Bauernspiegel

Besorgt von Ferdinand Vetter



Bern
Verlag von Schmid & Francke
vormals J. Dalp'sche Buchhandlung
1898

Jeremias Gotthelf

(Albert Bitzius)

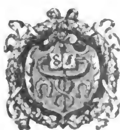
Der

Bauern-Spiegel

oder

Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf.

Von ihm selbst beschrieben.



Bern.
Verlag von Schmid & Francke
(vormals J. Dalp'sche Buchhandlung).
1898.

Vorbemerkung des Herausgebers

von Band I.

Der erste Band von Jeremias Gotthelfs Werken in ihrer ursprünglichen Gestalt, der hiermit vollständig erscheint, mag zugleich als Muster und Beleg gelten, wie die Aufgabe der Neuausgabe von uns aufgefaßt wird.

Gleichzeitig mit diesem Band werden die zugehörigen „Beiträge zur Erklärung und Textgeschichte“ als besonderes Heft ausgegeben, dessen Bezug den Abnehmern freigestellt ist. Dieses Ergänzungsheft wird mit denjenigen der künftigen Bände einen „Ergänzungsband“ bilden, der mit dem Abschluß der ersten Reihe, bezw. der Gesamtausgabe von Gotthelfs Werken vollständig sein und auch das ausführliche Gotthelf-Wörterbuch enthalten wird.

Die „Sacherklärungen“ zum BSp. wollen dasjenige festhalten, was zur Erläuterung der sachlichen und persönlichen Beziehungen und Anspielungen, die in dem Werke vorkommen, vorerst beizubringen war und zu dessen Sammlung heute die höchste Zeit sein dürfte. Dazu gehörten auch die Preßstimmen über den BSp. von 1837, weil darauf Bezug genommen ist in der Vorrede Gs. von 1839 (S. X ff. unserer Ausgabe), sowie in einer handschriftlich vorliegenden Verteidigung des BSp. durch G., die wir als eine Art Nachrede des Verf. ebenfalls mitteilen. — Die Beiträge „zur Geschichte des Textes“ werden vielleicht nur für einen kleinen Teil der Leser brauchbar und wertvoll sein. Wer aber den Text unserer Ausgabe, mit seinen von den herkömmlichen Fassungen vielfach abweichenden Ausdrücken und Sprachformen, genau prüfen, wer den Schriftsteller bei seiner sprachbildenden Arbeit belauschen, in seiner feilenden,

mildernden, dem Verständnis und Interesse des Volkes unermüdlich sich anpassenden Thätigkeit schätzen lernen will und dabei einigermaßen zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der wird den Verlegern es Dank wissen, daß sie uns die Beigabe dieser für den Urheber wie für den Leser mühsamen, aber für jetzige und spätere Studien gewiß ergiebigen Arbeit ermöglicht haben.

Im Übrigen ist für die Einrichtung dieses ersten Bandes der Unterzeichnete allein verantwortlich und hofft, daß man mit der Art, wie unser großer Volksschriftsteller darin erscheint, im allgemeinen zufrieden sein könne. Die Herrichtung des Textes von 1839 zum Druck hat Herr a. Rektor Kronauer vorbereitet, auch tüchtige Vorarbeiten zu dem künftigen Wörterbuch geliefert. Die einführenden Worte S. III ff. sind nach einem Entwurf des Hrn. a. Insp. Wyß redigiert. Auch der Titel der ganzen Ausgabe, wofür ich die im Eingang gegebene Fassung gewählt hätte, stammt nicht von mir. Die Beiträge, die ich von andern für die Sacherklärungen erhalten habe, sind ihres Ortes vermerkt.

Zu den Angriffen, die beim Erscheinen unserer ersten Lieferungen in der Presse gegen die Zuverlässigkeit von Gs. Schilderungen, namentlich in Bezug auf die ehemaligen Schulzustände des Emmenthals, sind erhoben worden, bilden die unter den Sacherklärungen mitgeteilten Preßstimmen von 1837 manche interessante Parallele, die eigenen Äußerungen Gs. (unten S. 18 ff.) aber die beste Erwiderung. Besonnen und billig hat jene Angriffe neuestens J. V. Widmann im „Bund" beurteilt. Wir selbst können zu dem S. 12 der „Sacherklärungen" Gesagten nur den Hinweis fügen, daß G. ein Dichter war, dessen Schilderungen als typisch und generalisierend zu verstehen sind, und sodann daß er von den Zuständen vor 1830 spricht und daß wir es nicht zum wenigsten seiner Thätigkeit als Schulmann und als Schriftsteller zu verdanken haben, wenn es heute, acht bis zehn Jahrzehnte später, hierin bei uns besser aussieht als zu der Zeit, da sein Miaßli mit dem „Fragenbuch" zur Schule ging.

Bern, Februar 1898. **Ferd. Vetter.**

Zur Einführung.

Eine billige Volksausgabe von Jeremias Gotthelfs Werken ist, wie sich auch bei der Jahrhundertfeier seines Geburtstages am 3. und 4. Oktober d. J. gezeigt hat, ein vielfach gefühltes Bedürfnis.

Jeremias Gotthelf, nach seinem Tode (1854) von Gottfried Keller als das größte epische Talent begrüßt, das seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit gelebt habe, ist als Dichter wie als Volkserzieher heute gleich hoch gefeiert und die Anerkennung seiner Bedeutung ist fortwährend noch im Wachsen begriffen.

Aber die Originalausgaben seiner Werke sind nachgerade selten geworden; die Berliner Gesamtausgabe hat deren Text für das außerschweizerische Publikum vielfach abgeändert; die neuerdings unternommene illustrierte Prachtausgabe ist für den gewöhnlichen Leser zu teuer und weicht auch stellenweise vom Urtext ab.

In der Vorrede zur zweiten Auflage von „Uli der Knecht“ (1850) erklärt Jeremias Gotthelf, er habe, um Verständnis und Verbreitung des Buches zu fördern, dem Wunsche nach einer teilweisen Beseitigung der dialektischen Ausdrücke entsprochen, glaube aber, er allein sei imstande, „das obwaltende Hindernis zu heben, ohne die individuelle Eigentümlichkeit und die nationale Färbung zu verwischen“. Sein Sohn, der spätere Regierungsrat Albert Bitzius, hat trotz Aufforderung von Seite der Verlagshandlung Springer in Berlin es nur bis zur Um-

arbeitung eines einzigen Werkes gebracht und nachher gegenüber dem Verleger dieser Ausgabe erklärt: „Nicht einen Buchstaben werde ich fernerhin an den Werken meines Vaters ändern.“

Was Vater und Sohn unter damaligen Umständen thun mußten, aber ungern thaten, haben wir nicht mehr nötig; auch Deutschland verträgt und verlangt heute den Schriftsteller in der Form, wie er ursprünglich und urwüchsig vor seine Leser getreten ist. Wir handeln im Sinn und Geist des Vaters wie des Sohnes Bitzius, wenn wir eine Volksausgabe im Urtext unternehmen. Diese soll überall auf die ersten Ausgaben, unter Benutzung vorhandener Handschriften, zurückgehen, spätere Abänderungen Gotthelfs berücksichtigen und, sofern eine günstige Aufnahme von seiten des Publikums unsere Unternehmung ermutigt, sämtliche Werke Gotthelfs mit Einschluß seiner zerstreuten Aufsätze und der im Besitz der Familie befindlichen ungedruckten Schriften umfassen.

Zunächst gedenken wir in unserer Sammlung nach der Reihenfolge ihres ersten Erscheinens folgende Werke zu bringen: „Der Bauernspiegel“ (1837), „Die Wassernot im Emmenthal“ (1838), „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ (1838/39), „Fünf Mädchen“ und „Dursli der Branntweinsäufer“ (1838/39), „Die Armennot (1840), „Uli der Knecht“ (1841), „Uli der Pächter“ (1849), „Ein Sylvestertraum“ (1842), „Anne Bäbi Jowäger“ (1843/44), „Käthi die Großmutter“ (1847).

Diese erste Reihe von Werken Gotthelfs soll in annähernd 40 Lieferungen von je 112 Seiten zum Preise von je 40 Rp. erscheinen.

Die wissenschaftliche Leitung des ganzen Unternehmens und insbesondere der textkritischen Arbeit hat vorläufig der erstunterzeichnete der drei Herausgeber übernommen.

Die Texte der ersten Ausgaben werden wir unverändert abdrucken und lediglich eigene spätere Zusätze Gotthelfs (zum „Bauernspiegel" z. B.) aufnehmen, die im Anhang als solche bezeichnet sind; die ursprüngliche Schreibung der häufigen mundartlichen Ausdrücke wird nur angetastet werden, wo sie zu irrtümlicher Aussprache oder zu Mißverständnissen führen könnte. Interpunktion und Abschnitte werden dem Bedürfnis des heutigen Lesers gemäß geregelt. Über alle diese Abweichungen soll dem Leser, der sich für die Sprache Gotthelfs und die Geschichte des Textes interessiert, kurze Rechenschaft gegeben, insbesondere jedem Bande ein knappes Lesartenverzeichnis angehängt werden.

Zum Verständnis der mundartlichen Ausdrücke, die einen Hauptreiz von Gotthelfs Stil ausmachen, wird je ein kleines Wörterverzeichnis beigegeben, auf Erklärungen in oder unter dem Text jedoch, soweit solche nicht von Gotthelf selbst herrühren, verzichtet werden.

Der Berner Dialekt, der geschmeidig, fein, weich, anmutig und schalkhaft, wie auch körnig, derb, schneidig und grob sein kann, wird nicht nur im Kanton Bern, sondern in der ganzen deutschen Schweiz verstanden; die getreue Wiedergabe und Herstellung der dialektisch gehaltenen Ausdrücke und Wendungen in Gotthelfs Schriften wird, gegenüber andern Ausgaben, in unserer Volksausgabe ein Hauptaugenmerk bilden.

Überhaupt hofft diese Ausgabe seinerzeit den Anspruch erheben zu dürfen, die erste getreue und vollständige Ausgabe Jeremias Gotthelfs zu sein, dem Schweizervolke und dem Auslande zum ersten Mal den echten Gott-

helf und den ganzen Gotthelf zu geben und dadurch unserm großen Volksschriftsteller hundert Jahre nach seiner Geburt das litterarische Denkmal zu setzen, das ihm gebührt.

Bern, Langenthal, Burgdorf, November 1897.

Die Herausgeber:
Prof. Dr. **F. Vetter.**
Alt-Rektor **J. Kronauer.**
Alt-Inspektor **Fr. Wyß.**

Unser Text

beruht auf folgenden Ausgaben:

(„37".) Der | **Bauern-Spiegel** | oder | Lebensgeschichte | des | Jeremias Gotthelf. | Von ihm selbst beschrieben. | Burgdorf, 1837. | Druck und Verlag von C. Langlois. | 360 S. 8°.

(„39".) Der | **Bauern-Spiegel** | oder | Lebensgeschichte | des | Jeremias Gotthelf. | Zweite durchgesehene und vermehrte Ausgabe. | Burgdorf, 1839. Druck und Verlag von C. Langlois. | X. 381 S. (mit Wortverzeichnis) 8°.

Für den Text sind diese beiden Ausgaben zu grunde gelegt, d. h. der Text von „37", vermehrt und gebessert durch die ziemlich zahlreichen Zusätze, Abänderungen und Berichtigungen der Ausgabe „39", die eine neue Revision des Schriftstellers selbst darstellt; die Verschiedenheiten, teilweise sehr lehrreich für die Art Gotthelfs zu arbeiten, sind im Anhang vermerkt. Wo eine Abweichung der Ausgabe 39 von 37 nicht mit Sicherheit als Korrektur des Verfassers zu erkennen ist (überhaupt im Zweifelsfalle), ist 37 bevorzugt.

Beständig berücksichtigt ward außerdem die noch zu Lebzeiten Gotthelfs erschienene Ausgabe:

(„51".) Der Bauern-Spiegel o. LG. d. J. G. Dritte durchges. u. verm. Aufl. Wohlfeile Ausgabe. Berlin, 1851. Verl. v. Julius Springer. X. 350 S. (mit Worterklärungen). 8°.

Die Gesamtausgabe von 1856 (Berlin, Springer), Bd. I, ist, als nach dem Tode Gotthelfs entstanden, nur ausnahmsweise beigezogen worden. **F. V.**

Vorrede (zur ersten Auflage).

(Burgdorf 1837.)

Grüß Gott, liebe Leute, und zürnet nüt! Eine Gabe bringe ich Euch dar; nehmt sie auf, wie sie gegeben ist, treuherzig. Ein Spiegel ist's, doch nicht ein gemeiner, in dem ein jeder ein schönes Gesicht zu sehen glaubt, weil er das eigene erblickt. Mein Spiegel zeigt Euch die Schatt- und nicht die Sonnseite eures Lebens, zeigt also, was man gewöhnlich nicht sieht, nicht sehen will. Er zeigt Euch dieses nicht zum Spott, sondern zur Weisheit. Man hat Euch g'wundrig gemacht, und von Engländern und Russen, hohen und gemeinen Leuten in allen Ländern könnet Ihr lesen, wie sie sind, was sie treiben. Von Euch selbst aber könnt Ihr nichts lesen als einzelne Scheltungen, einzelne Schmeichelreden; noch niemand hat in Liebe und Treue Euch Euer Bild vorgehalten und noch viel weniger ein Bild, das die trüben Schatten Eures Lebens enthält. Das ist schlimm; denn kennt Ihr diese Schatten nicht, so könnt Ihr sie auch nicht verwischen und tilgen. Von Jugend auf habe ich unter dem Volk gelebt und es geliebt; darum entstund auch sein Bild treu und wahr in meinem Herzen; jetzt schien die Zeit es mir zur Pflicht zu machen, dieses Bild aus meinem Herzen zu nehmen und es vor Eure Augen zu stellen; denn der Zeiten Ruf: weiser und besser zu werden, habt Ihr vernommen; er dringt in alle Hütten. Diesmal zeige ich Euch nur

eine Seite des Bildes; das Ganze auf einmal würde Euch verblenden, und zwar zeige ich Euch die Schattseite zum Zeichen meiner aufrichtigen Treue und damit Ihr ob dem Schönen, das ich von Euch zu zeichnen wüßte, das Schlimme nicht vergesset, welches dennoch auch da ist.

In diesem Lebensbilde werdet Ihr auch bemerken den Wiederschein, den verschiedene andere Stände in Euer Leben werfen, dasselbe auch trübend und verwirrend. Dieser Wiederschein muß angemerkt sein; sonst würden Lücken im Bilde erscheinen, die niemand begreifen könnte. Dies ist die Erklärung, warum Manches da ist, das nicht hieher zu gehören, oder aus besonderer Absicht oder aus besonderer Bosheit da zu sein scheint. Male ich dann einmal die Sonnseite, so will ich auch freundliche Strahlen hineinziehen von jedem Stande, der mit dem Volksleben in Berührung kommt.

Treuherzig bringe ich Euch, liebe Bauersleute, meine Gabe, und treuherzig will ich bleiben, mag man mich auch mißkennen und schmähen, oder verspotten und auslachen. Sollte einer zarten Seele dieses Buch zur Hand kommen, so wird sie Gänsehaut bekommen ob seiner Derbheit; warte nur, liebe Seele, vielleicht komm' ich auch einmal expreß für dich in zarter Zärtlichkeit; dieses ist aber auch nicht für Dich geschrieben; darum lege es weg.

Mancher Schulmeister wird die Achseln zucken und meinen: es sei Gott versucht, bei einer solchen Sprachunkunde, bei der er keinen zum Schulmeister machen würde, ein Buch zu schreiben. Primar- und Sekundarlehrer werden mich bemitleiden und bedauern, daß ich nicht bei ihnen in die Schule gegangen; es hätte vielleicht etwas aus mir werden können. Ihr habt Recht, hochgeehrte und liebe Leute; wie und wo ich schreiben gelernt, werdet Ihr lesen. Ich weiß nichts von den Aussagewörtern, nichts von den Dingwörtern, am allerwenigsten von dem Prä-

dikat und seiner sonderbaren Ehe mit der Copula. Aber deswegen bin ich ja auch weder Schulkommissär noch Schulmeister, sondern eben nur der ehrliche Jeremias Gotthelf, dem Gott geholfen, und der in wahren christlichen Treuen auch andern helfen möchte. Ich hätte meine Schrift einem Gelehrten geben können, sie zu polieren; aber ihre Hecheln sind oft so spitzig und scharf, daß meine Arbeit, die ich so lange in stiller Brust getragen sorgfältiglich, mich dauerte, und mich tröstete der Gedanke: daß doch besser zu dem Herzen dringen werde, was aus dem Herzen, als was aus den Hecheln kömmt.

So gehe denn in Gottesnamen, liebes Büchlein, aus dem Herzen zu den Herzen, und wo du ein bieder Herz findest, dem bringe einen biedern Gruß vom gutmeinenden schweizerblütigen

Jeremias Gotthelf.

Vorrede zur zweiten Ausgabe.

(Burgdorf 1839.)

Grüß Gott Euch wieder, liebe Leute und dank ech Gott! Meine treuherzige Gabe habt ihr treuherzig auf- und zu Herzen genommen; ich weiß, daß sie schon manchem armen Kind Segen gebracht hat. Viele haben mir einen freundlichen Dank geboten, daß ich sie der Mühe wert geachtet, den Spiegel ihnen vorzuhalten, und daß ich den Glauben gehabt, dieses Vorhalten führe zur Besserung, und nicht zu eitlem Zorn. Das war mir ein gut Zeugnis, daß ich Euch, ihr lieben Leute, besser kenne, als viele andere Leute. Hätte ich guten Freunden mein Büchlein vor dem Druck gezeigt, sie hätten es verbrannt, und vielleicht mich damit, nur damit ich nicht von Euch totgeschlagen würde. Und als dasselbe gedruckt war unvermutet, da hatten meine Freunde große Angst um mich, und fragten bekümmert an jedem Schausaaltag, ob man mich nicht mit abgeschlagenem Kopf in die Insel gebracht, damit man mir ihn wieder zurecht- und besser aufsetze? Aber ich wanderte wohlgemut und wohlbehalten unter Euch herum, und wer weiß ob nicht freundliche Blicke von Mareilene und Aennelene mich begleiteten. Einige ärgerte der Titel; das Buch hätte man aller Leute Spiegel heißen sollen, und nicht Bauernspiegel, denn es kämen ja Leute aller Art darin vor, meinten sie. Aber bedenket, das Bauernleben bildet doch eigentlich den Grund und Boden des Buches; aus andern

Ständen wandeln nur einige Gestalten flüchtig über diesen Boden.

Auch will ich Euch jetzt, da Ihr mich so vernünftig aufgenommen, aufrichtig berichten, daß dieser Titel ein Lockvogel war. Hitzig auf dem Lesen seid Ihr eben nicht; wenn ihr etwas lesen sollt, so muß man es euch aparti beizen, und diese Beize lag im Wort Bauernspiegel. Jetzt kann ich den Titel nicht mehr ändern, sonst kennt man das Buch nicht mehr. Einige meinten: den Herren, die doch immer die Nase zuvorderst hätten, hätte auch die Ehre eines Herrenspiegels zuerst gebührt; oder werden nun böse, daß er noch nicht nachgeliefert wurde.

Aber bedenket, wenn man nur einen Herrenspiegel machen, wenn man alle ihre Verkehrtheiten, Thorheiten, Narrheiten beschreiben wollte, so müßte man ein Buch machen so groß wie eine Zehntscheuer; oder, da eine Zehntscheuer bald nicht größer zu sein braucht als der Hosensack eines Seeländers, und die sind bekanntlich klein, da die Seeländer die Zwilche sparen müssen, auch große Säcke nicht nötig haben, da sie desto größere Gläser haben, so groß wie der berüchtigte Bettlerpalast in der Länggaß bei Bern samt seinen wohlverschlossenen Behältern, aus welchen genialisch teurer Mist für die Stadtäcker gezogen, oder den armen Leuten batzenweise zugemessen wird, was ihr eigenstes Eigentum gewesen war. Zudem gibt es freilich reiche und arme, brave und schlechte Bauern, aber alle machen doch nur einen Stand aus; aber wie vielerlei Herrenstände, die in ihrer Lebensweise durchaus verschieden sind, gibt es nicht, und wie ließen sich wohl alle in ein Buch zusammenbringen, da man sie nirgends zusammen findet? Wo sieht man z. B. alte und neue Herren beisammen? Vielleicht am Maskenball. Aber wer will da erkennen: ob unter der Harlekinsmaske ein alter oder neuer Narr steckt? Wer will Advokaten und Pfarrer unter

einen Hut bringen? Redet man einem Advokaten von einem Pfarrer, so kömmt es ihm in den letzen Hals; er hustet, daß ihm der Bauch gnappet. Redet man einem Pfarrer von einem Advokaten, so kömmt es dem Pfarrer in die Nase, und er muß niesen, daß es ihm weh thut in allen Seiten. Treffen sie sich wundersamer Weise in einem Stübli oder Futtergang, so gramselt es ihnen krebsartig in den Beinen, und sie gehen hinter sich so streng sie mögen. Wirte, Kaufleute, Kuderhändler, Ärzte sind freilich anderer Art; die findet man zwischen aller Leute Beinen. Aber diese Herren würden sich denn doch ärgern, nur so zwischen fremden Beinen dargestellt zu werden so nebenbei. Es wäre auch zum Teil ungerecht. Es gibt unter ihnen Leute, die aufrecht stehen, akurat wie die respektabelsten Männer, und bekanntlich kann man zwischen fremden Beinen nur tief gebückt existieren. Dann gibt es aber Herren, die sich stellen, als ob sie anderen Menschen auf den Köpfen stünden, die, wenn sie beim Bären oder Löwen oder irgend bei einem andern Tier hinter einem Gütterli sitzen, von dem man nicht weiß, soll es einen Schoppen oder eine Halbe vorstellen, sich gebärden, als ob sie Napoleon und seine alte Garde im Maul und Talleyrand und Metternich hinter den Ohren hätten. So müßte, wenn keine Herren-Sorte übergangen werden sollte, man wenigstens sieben Herrenspiegel hinter einander reihen; und vor so einer weitläufigen Geschichte grauset es mir, da von Natur niemand ungerner sitzt und schreibt als ich. Zudem sind die Herren gar aufbegehrischer Art, die alten und die neuen, und die letztern fast noch mehr als die erstern, wie Kinder auch kitzliger sind als Greise.'

Zudem sind die Herren b'sinnte Köpfe, die jahrelang es nicht vergessen, wenn man ihnen den Hut nicht abgezogen oder anderer Meinung gewesen ist, als sie; würden sie mir es je

vergessen, wenn ich mich unterstünde, ihre Majestät im Hausrock zum Vorschein zu bringen? Doch kömmt Zeit kömmt Rat, und was sonst noch alles kömmt, weiß niemand.

Vor allem aus muß ich nur dafür sorgen helfen, daß dieses Büchlein etwas reputierlicher unter die Leute kommt, und das gibt mir bei der wenigen Zeit, die ich übrig habe, viel zu thun. Man wird es dem Buch nicht ansehen; aber dem Ungeübten rauben auch Kleinigkeiten viele Zeit. Hauptveränderungen sind keine gemacht worden, selbst die Recensenten veranlaßten mich nicht dazu; sie gingen wider ihre Gewohnheit über Verdienen mild und schonend mit mir um. Nur zwei im berühmten Intelligenzblatt der Stadt Bern würdigten mich vornehmen und zermalmenden Tadels. Der erstere entfloß den pontinischen Sümpfen, der andere wahrscheinlich einem lieben Mitbürgerchen. Wahrscheinlich aus burgerlichem Zutrauen sucht der letztere eine Kraft in mir, die aus meiner bekannten Selbstgefälligkeit fließen und das schlechte Buch bei einer neuen Auflage in ein besseres umwandeln werde.

Aber lieber Mitburger, da thust du mir zu viel Ehre an. Aus dieser Quelle sprudelt mir keine so wunderthätige Kraft. Oder hast du mich je unter den jungen Laffen gesehen, die jungen reichen Mädchen nachstellen, fast ehe sie unterwiesen sind, die mit merkwürdiger Schamlosigkeit jeder erledigten Stelle nachkriechen oder das Papachen kriechen lassen, die mit stupider Frechheit den Glauben wie eine Fahne vor sich her tragen: weil der Vater etwas sei, und zwar Gott weiß warum, so müßten die Söhne noch eine Potenz mehr sein, Gott möge ihnen ein Zeichen aufgedrückt haben, welches er wolle! Darum, lieber Mitburger, urteile nicht mehr vorschnell über mich, du könntest dich täuschen in mir.

Ein bedeutender Teil des Publikums hat den Stab gebrochen über den zweiten sogenannten politischen Teil; gar nicht hierher gehöre er, meinte man; daß gar zu viel geschwatzt werde, tadelte man. Aber gab es nicht eine Zeit, wo bei dem einen Teil des Volkes das Leben einen politischen Aufflug nahm und dem andern Teil Politik einzutrichtern versucht wurde? Soll dann in dieser Schilderung des Volkslebens diese Seite desselben nicht dargestellt werden dürfen, ja nicht vielmehr dargestellt werden müssen? Was kann ich dafür, daß man den Leuten die Politik so erleidete, daß jetzt niemand mehr etwas davon hören mag? Und daß in diesem Teil viel geschwatzt wird, was kann ich dafür? Wie tritt seit 1832 bei vielen Leuten die Politik hervor in That oder Geschwätz! und ist dieses Geschwätz kurz oder breit? Auch taucht wieder bei den jetzigen Leuten ein Glaube auf, der bei den ehemaligen Leuten gegolten: Wer nicht Großrat sei oder irgend ein Bein von einem Großrat, den gehe die ganze Geschichte nichts an. Diese Neugläubigen will ich freundlich bitten, meine Liebe zu meinem Ländchen mir zu verzeihen. Ja mein Ländchen liebe ich, und diese Liebe ist's, die mich stark gemacht — ein Schwacher hätte den Bauernspiegel nicht geschrieben. Und um dieser Liebe willen habe ich den zweiten Teil nicht umgeschaffen, sondern ihn noch mit Zusätzen vermehrt. Was kann ich dafür, daß es in mir sprudelt und kocht, wenn ich das Glück dieses Ländchens durch selbstsüchtige Leidenschaftlichkeit niedergetreten, durch Frechheit zerstört, durch Laster aufgezehrt, durch schnöde Geldsucht ausgebeutet, durch Unbedachtsamkeit, Rechthaberei oder Leichtsinn untergraben sehe! Verzeiht mir nun, wenn es auch überkocht. Bin ich doch ein im Lande gebornes Kind, und Landeskinder waren auch meine Väter seit einer schönen Reihe von Jahren; erlaubt man doch manchem fremden besternten oder verlöcherten Buben das große

Wort zu führen über unseres Hauses heiligste Angelegenheiten. Ich, ein Kind der Freiheit, ein Mann des Wortes sollte unsere Hausgötter, Freiheit und Frömmigkeit nicht verteidigen dürfen mit der Schärfe des freien Wortes! Und findet man dennoch mein Beginnen unrecht, so verzeihe man mir um meiner Liebe willen, die mich zum Reden zwang. Man verzeihe mir auch, wenn jemand unschuldig sich getroffen glaubt; ich wollte es nicht; und die schuldig Getroffenen mögen glauben, daß ich nicht um ihretwillen die freie Rede mir erlaubt, sondern aus Liebe zum teuren Vaterland. Wer aber diese Liebe mir verübeln will, dem will ich verzeihen.

Nun lebt wohl, liebe Leute, für diesmal und zürnet nüt!

Lebe aber auch du wohl, mein lieb Büchlein, mein Erstgebornes! Du sollst wandern gehen in fremder Herren Länder, sollst an fremde Thüren klopfen, sollst um freundliche Herberge bitten! Zage nicht! gute Leute gibt es auch dort. Sprichst du auch in fremder Mundart, sieht man dich anfangs auch mit mißtrauischen Augen an für einen verdächtigen Wältsch, so geduldige dich nur, man wird bald den ehrlichen Schweizer in dir erkennen, der wohl etwas wunderlich redet, aber doch gar treu es meint. Und wenn du ihnen treue Kunde bringst von dem leider viel bereisten aber wenig bekannten Lande, denn eines Volkes Sinn und Sitte liegen nicht auf der Heerstraße, finden sich nicht in den zur Unnatur verzehrten Mimeligestalten, so werden sie dir sicher freundliche Herberge geben als einem nicht unwillkommenen Gaste. Und wo du freundliche Gesichter findest, mein lieb Büchlein, da teile freundliche Grüße aus von denen, die hinter den Bergen wohnen.

Jeremias Gotthelf.

Erstes Kapitel.

Meine Kindheit.

Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand, in einem Jahre, welches man nicht zählte nach Christus. Mein Vater war der älteste Sohn eines Bauern, der einen ziemlich großen Hof besaß und noch vier Söhne und drei Töchter hatte. Großvater und Großmutter waren von altem Schrot und Korn; beide viereckicht und rüstig früh und spät. Er war Meister in Feld und Stall. Das erstere bebaute er mit großem Fleiße, aber nach alter Mode, nahm lieber ein Klafter Naturgras, dessen Same ihn nichts kostete, als drei Klafter Pflanzengras, zu dem er den Samen hätte kaufen müssen. Aus dem Stalle zog er die Zinsen der schuldigen Kapitale. Er mästete alle Jahre etwas; aber dazu brauchte er lieber das Korn aus dem Speicher, als daß er mehr Erdäpfel gepflanzt hätte als sein Vater. Im Hause schaltete und rumorte die Großmutter, und alles mußte sich da vor ihr ducken, auch der Großvater. Sie kochte alles selbst für die Menschen und die Schweine, besorgte den Garten und die Plätze so viel möglich allein und spann dabei Kuder fast zu Tode. Das Geld hatten sie im Genterli und die Großmutter immer so viel Recht dazu als der Großvater. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß, als einmal der Großvater sehr munter von einem Märit heim kam, ich die Großmutter in der Nacht aufstehen, dem Großvater die Hosen

erlesen und das Geld zählen sah und sie brummeln hörte: „Dä het afa ghudlet; es hätt es stifs Säuli gäh, was er versoffe het; dem will ig morn dsKapitel lese.“ Richtig waren sie am Morgen über eine Stunde lang im Stübli. Niemand wußte, was sie verhandelt hatten; aber der Großvater kam nie mehr so lustig heim. Beide konnten Gedrucktes lesen und besonders der Großvater las oft laut aus dem Schatzkästlein und dem Wahren Christentum; schreiben und Geschriebenes lesen konnten sie nicht, auch nicht rechnen; doch machte der Großvater wackere Bauernfünfe, und kein Anken-, kein Garnhändler, obgleich die letztern besonders durchtriebene Schälke sind, konnte die Großmutter um einen Vierer beluxen. Daher hielten beide auf dem Lernen eben nicht viel; wenn eins ihrer Kinder nur notdürftig lesen und beten konnte, so glaubten sie es überflüssig geschickt. Nur der jüngste Sohn, der nicht gern arbeitete und doch der Augapfel war, konnte ein wenig schreiben und rechnen. Mein Vater schien von allen das vernachlässigtste Kind zu sein. Er konnte dem Großvater am frühesten in der Arbeit helfen und wurde nun fast von der ersten Jugend weg als Knecht gebraucht, wie ich ihn oft klagen hörte. Füttern, handeln, Pflug halten und säen that der Großvater selbst; aber bei jeder wüsten und schweren Arbeit mußte mein Vater an der Spitze sein, und was die andern Brüder nicht thun mochten, das kam an ihn, und wenn etwas mißlang oder krumm gemacht wurde, so ging es über ihn aus. Als Beispiel erzählte er manchmal, wenn Steuerholz zu fällen gewesen sei, bei schlechtem Wetter oder an wüsten Orten, so hätte er der Erste und Letzte dabei sein müssen; an die Fuhrungen seien dann seine Brüder gefahren. Ich erinnere mich noch wohl, daß sie gewöhnlich bei ihrer Heimkunft nicht stehen konnten und lebendige Feuerspritzen vorstellten. Darüber schmälte der Großvater niemals; es ging nicht aus

seinem Gelde, und er hielt es für Gewohnheit und Recht, daß bei solchen Gelegenheiten jeder so viel zu sich nehme, als er vermöge; ja ich glaube, er hätte sie ausgelacht oder gar abgeputzt, wenn sie anders heimgekommen wären.

Man kann sich bei solcher Erziehung und solchen Verhältnissen meinen Vater gar gut vorstellen. Er war ein guter Arbeiter, dem aber befohlen werden mußte; er war roh, aber nicht ohne Gefühl; er sprach nicht viel; nur im Zorn, der aber selten ausbrach, konnte er nicht schweigen, sondern tobte fürchterlich. Ich glaube, er habe seine Hintansetzung gefühlt, sich aber damit getröstet, daß der Großvater für seine viele Arbeit ihm später ein Einsehen thun werde. Übrigens war er nicht gewohnt viel zu denken, auch nicht an die Zukunft; er ließ die Dinge gehen, wie sie mochten, und nahm sie, wie sie kamen. So kam er auch zu einer Frau, sicher wie viele andere, ohne recht zu wissen wie, und ganz bestimmt ohne eigentlich eine Frau zu wollen. Meinen Großeltern soll die Heirat gar nicht recht gewesen sein; nicht daß sie den Vater nicht gerne heiraten gesehen hätten; zu essen hatten sie vollauf, aber nie genug Hände zur Arbeit; nur die Person war ihnen nicht recht. Meine Mutter war eine Krämerstochter; sie soll hübsch, aber auch gefallsüchtig gewesen sein, in der Haushaltung und auf dem Felde nichts gethan, sondern dem Laden abgewartet und auf der grünen Bank vor demselben gethan haben, als ob sie nähe oder lisme, was sie beides bös genug konnte. Niemand konnte begreifen, wie mein Vater und sie zusammenkamen; aber Wein und Tanz, Nacht und Lust wirken unbegreifliche Dinge. Meinen Großeltern hatte sie viel zu glatt gestrählte Haare, und that viel zu zimpfer nach Art einiger Krämerstöchter, unter denen es aber auch ganz scharmante Kinder gibt. Sie wollten sie nicht ins Haus; ein unehelich Großkind wollten sie aber auch nicht. Darum drangen sie auf

die Heirat, zu welcher eigentlich weder Vater noch Mutter von Herzensgrund Lust hatten, wie sie sich oft genug vorhielten, wenn die Not sie gegenseitig offenherzig machte. Das Geld zu dieser Hochzeit gab der Krämer; meine Großeltern nahmen Schneider und Schuster auf die Stör, ließen die Hochzeitkleider dem Sohn machen; ob er aber auch Geld habe, darum bekümmerten sie sich nicht, und Geld zu fordern ließ sich nicht leicht eins ihrer Kinder einfallen. Hie und da gab es ein Trinkgeld von einem Stück Vieh oder einer Fuhr, oder sie konnten sich zuweilen einen kleinen Vorteil machen; allein das ging natürlich schnell darauf. Meine Tanten sollen z. B., wenn sie auf einen Märit gingen, immer ein Stück Brot und einige dürre Birnen im Sack gehabt haben, damit, wenn sie niemand zu Gast hielt, sie nicht Hungers sterben müßten. Die aßen sie dann freilich nicht in der Tanzstube.

Diese Tanten (ich sage dieses hier, weil später nichts mehr von ihnen vorkömmt) wurden alle noch schlechtere Hausmütter als meines Vaters Frau, obgleich meine Großmutter nicht Rühmens genug machen konnte, wie sie dieselben werchen lasse. Ja, dreinschlagen und spinnen mußten sie tüchtig, auch fegen und putzen Haus und Stube; aber von der Haushaltung lernten sie nichts; die machte die Großmutter und begehrte auf, wenn sich eins ihrer Meitschenen in der Küche aufhalten wollte. Ob sie gewaschen seien, gab niemand acht, und wenn eine mehr als einmal in der Woche strählen wollte, so machte Großmutter die Faust und nahm die Züpfen selbst in die Hand. Es ging bei ihnen wie in einem Taubenhaus; denn die Großmutter war berühmt und ihr Rühmen machte, daß man meinte, welche Wunderwerke sie aus ihren Töchtern erziehe. Alle drei erhielten Bauernsöhne, wurden aber die unverständigsten und unsäuberlichsten und bei allem Geiz die kostbarsten Hausfrauen, weil

sie nichts zu Ehren ziehen konnten. Der Mann der ältesten schlug von Haus, wurde ein Trunkenbold und fiel im Rausche tot. Der Mann der zweiten starb vor Verdruß, als er einst den ganzen Fleischvorrat wegen Mangel Salzens und Räucherns von den Würmern zerfressen sah. Die dritte starb glücklicherweise schon in der ersten Kindbette, weil sie in dummem Stolz, um zu zeigen, wie sie eine sei, gleich am zweiten Tage mit ihrem Volk Erdäpfelstock und saures Mus aß. Die meisten Leute konnten dieses nicht begreifen; ich habe es aber seither oft erlebt, daß die berühmtesten Weiber die Töchter am schlechtesten erziehen, eben darum, weil sie allein berühmt sein und nichts an die Töchter lassen wollen, diese bloß für Maschinen gebrauchen und sie nie zu der wichtigen Haushaltungskunst vernünftig anleiten.

Meine Mutter blieb also in ihrem elterlichen Hause, der Vater in dem seinigen; denn der Großvater hätte ihn ungern verloren, und meinem Vater kam es nicht in den Sinn, etwas für sich anzufangen. Freilich erhielt er noch immer keinen Lohn und mußte von meiner Mutter später oft Vorwürfe hören, wie wenig er ihr und den Kindern gekramt und daß er in drei Jahren zwei einzige Male mit ihr im Wirtshause gewesen. Alles, was die Großeltern thaten, war, daß sie ihrer Sohnsfrau in die Kindbette jedesmal ein Ankenbälli sandten, worüber aber die Großmutter jedesmal dem Ankenträger geklagt haben soll, wenn sie ihm nicht die gewohnte Portion abliefern konnte. Meine Mutter hatte bereits drei Kinder, als ihr Vater starb und die Herrlichkeit zu Ende ging. Ihr Vater war früher Schuhmacher oder Schneider gewesen, ich erinnere mich nicht mehr welches, und hatte sich ein hübsches Stück Geld erworben. Nun fuhr der Hoffahrtsteufel ihm in den Leib; er schämte sich zu Fuß zu gehen, stellte ein Bernerwägeli, dann ein Sitzwägeli

und endlich einen Charabanc an. Sein Häuschen war ihm zu schlecht; er baute ein großes schönes Haus; Weib und Kind wurden auch angesteckt, schämten sich der Arbeit, wollten alles am schönsten haben. Die Frau that es den Bäuerinnen zuvor und wollte die beste Frau in der ganzen Gemeinde sein, und das kostet auf dem Lande viel. Die Kinder suchten in Pracht und Großthun alle andern zu übertreffen. Jedes nahm Geld aus der Losung, so viel ihm beliebte; ordentliche Buchhaltung wurde keine geführt, kein Inventari gemacht. So minderte sich das bare Geld immer mehr; verlegene Waren waren ganze Haufen da, daher auch zunehmende Verlegenheit, wenn etwas bezahlt werden sollte. Nun nahm der Kredit ab; die Waren mußten teuer gekauft werden, und als endlich der Krämer, wahrscheinlich aus innerm Gram, der ihn in der letzten Zeit noch zum Trinken brachte, starb, war viel zu wenig da, und nun Not und Elend, wo früher Übermut und Überfluß war.

Jetzt wäre der Zeitpunkt da gewesen, wo mein Vater noch etwas für sich mit Nutzen hätte anfangen und seine erschrockene und lind gewordene Frau zur Arbeit und zur Haushaltung gewöhnen können; aber er hätte darüber sinnen müssen, und dieses war ihm, als ob man ihm Feuer unter die Nase hielt. Er wußte daher nichts anzufangen, als Frau und Kinder zu sich zu nehmen, und dieses that er auch erst am Tage, als sie ihr Haus räumen mußten. Es war ihm zuwider, die Groß-eltern um ein leeres Stübchen im Küherstöckli zu fragen; sie gönnten ihm auch das Wort nicht, und wer weiß, wie es gegangen wäre, wenn nicht mein Vater dem Großvater einen Trämel hätte müssen zur Sage führen helfen. Nach vollbrachtem Werk tranken sie unterwegs eine Halbe und dann noch eine, weil der aufgestellte Wein meinen Großvater gar gut dünkte. Der Wein that ihnen die Herzen und auch die Mäuler auf.

Sie hatten einander lange nie so lieb gehabt; wer zuerst von dem Stübli zu reden anfing, weiß ich nicht; aber als sie nach Hause kamen, war die Sache abgemacht. Den folgenden Tag zog meine Mutter ein, und obgleich es im Säet war, hatte doch der Großvater ein Pferd erlaubt, um ihren Grümpel zu führen. Natürlich ward nicht doppelte Haushaltung gemacht; dazu hatte der Vater kein Geld; meine Mutter und die Kinder mußten hinüber ins große Haus zum Essen. Wie es hierbei meiner Mutter zu Mute war, kann man sich leicht vorstellen, und ebenso, welche Augen ihr von der ganzen übrigen Familie gemacht wurden. Als sie noch im Flor war, kam sie ein oder zweimal zu Großvaters im höchsten Staat. Meines Vaters Brüder und Schwestern sahen sie scheu und neidisch von der Seite an; sie war eben auch nicht am freundlichsten mit ihnen, und keins kam ins Hinterstübli, wohin die Großmutter den Kaffee getragen hatte, so oft man ihnen auch rief, und keins hätte je in ihrem Krämerladen etwas gekauft.

Man kann sich nun die Schadenfreude denken, mit welcher sie ihre Schwäger und Schwägerinnen ansahen, nachdem ihr Vater geldstaget hatte; sie hatten immer etwas zu zäpflen beim Essen und bei der Arbeit. Großvaters waren nach ihrer Art nicht böse mit ihr; allein sie konnten sich, und besonders die Großmutter, nicht enthalten, ihr alle Augenblicke zu sagen: es wird di ungwans düeche; dann folgte gerne eine Nutzanwendung, daß man es nicht besser vermöge, wenn man bei Ehre und Gut bleiben wolle. Allerdings that meiner Mutter Essen und Arbeit sehr ungewohnt. Es wollte sie fast zerreißen, daß sie in der Küche nicht mehr bröseln konnte, wann sie wollte; daß Erdäpfelsuppe und schlecht gekochtes Kraut am Morgen den Kaffee ersetzen sollte; daß manches Kaffee getrunken wurde, von dem sie nichts bekam. Sie brachte es nie dahin, Erdäpfel

und Milch zusammen zu essen, ohne zu verschütten, besonders seit sie merkte, daß man ihr aufpasse, um sie auszulachen. Im Stöckli schickte es sich nicht wohl, etwas Besonders zu machen; man hätte es bemerkt, wenn sie gefeuert hätte. Doch die Not macht erfinderisch. Im Winter wurde manches Kaffee beim Heizen gemacht und die Milch, welche die Mutter für die Kinder erhielt, dazu gebraucht, und im Sommer soll sie, wie man ihr nachredet, um Mitternacht aufgestanden sein, um etwas für den Tag z'weg z'mache, in der Hoffnung, man merke um diese Zeit das Feuer nicht. An Geld fehlte es der Mutter lange nicht; sie hatte sich Sackgeld gemacht und später viel überflüssigen Flitterstaat verkauft. Bei der Arbeit auf dem Felde ging es ihr nicht besser; sie konnte dieselbe kaum aushalten; bei aller Mühe arbeitete sie immer weniger und schlechter als die andern; je mehr sie schwitzte, desto mehr sah sie die andern sich Blicke zuwerfen und spotten. Sie mußte alle Tage hören: das sei was angers, als vor em Lade hocke-n-u g'vätterle. Mein Mutter war im Grunde nicht böse und wenn man sie mit Liebe und Nachsicht behandelt hätte, so wäre sie verständig genug gewesen, sich nach und nach in ihre Lage zu schicken, und ganz sicher eine bessere Hausfrau geworden, als ihre Schwägerinnen alle; denn sie war weit gescheiter als diese. Auf diese Weise wurde sie mutlos und bitter; sie bemühte sich nicht mehr, die Sachen besser zu machen, sondern ihre Zunge kam auch in Gang und wurde so scharf und schneidend, daß die Uebrigen am Ende froh waren zu schweigen. Zu diesem allem sagte mein Vater wenig oder nichts; er wußte nie recht, mit wem er es eigentlich halten sollte. Am Tage schämte er sich seiner Frau bei der Arbeit; beim Essen ärgerte sie ihn, und er nahm sich vor, ihr nachts hinter dem Umhang abzukapiteln; aber dazu kam es nie. Hinter dem Umhang fing dann die Frau an zu jammern und

zu schimpfen über das Betragen ihrer Verwandten und wußte es in ein solches Licht zu stellen, daß der Vater sich fest vornahm, es nicht mehr zu dulden, sondern gleich am folgenden Tag mit Eltern, Brüdern und Schwestern tüchtig aufzubegehren; aber dazu kam es wieder nie. Sobald es Tag war, hielt er es im Herzen wieder mit seinen Verwandten, des Nachts dann wieder mit seiner Frau. Das ging so lange, bis sie sich trennten.

Nachdem meine Mutter ungefähr ein Jahr in dieser Lage gewesen war, wurde ich geboren. Nun wird sich mancher wundern, woher ich das alles wissen könne, was ich bis dahin erzählt, da ich doch nicht dabei gewesen bin. Nur Geduld, er wird es schon erfahren! Aber wundern wird man sich nicht, daß meine Mutter bei ihrer Gemütsbeschaffenheit in der Kindbette ernstlich krank wurde, so daß sie nicht im Stande war, mich zu säugen und mich zu besorgen.

Die Großmutter hätte es nie zugelassen, eine Hebamme zu rufen; sie glaubte noch einmal so geschickt als eine solche zu sein. Sie stund auch meiner Mutter in der schweren Stunde getreulich bei, und förderte mich glücklich ans Licht der Welt, welches ich mit ungewöhnlichem Klaggeschrei erblickt haben soll. Sie nahm mich, als sie die Schwäche meiner Mutter sah, sofort zu sich, machte dem Korbe, worin ich lag, Platz auf dem Ofentritt in ihrem Stübli und betrachtete mich nicht nur als ihr Kind, sondern erwies mir auch mehr Zärtlichkeit, als früher ihren acht Kindern zusammengenommen. Während der ersten Tage meines Lebens glaubte man, ich würde sterben. Die gute Großmutter wird mich wahrscheinlich schon von Anfang an mit lauter Nidle getränkt und diese mein Magen nicht vertragen haben. So lange ich im großelterlichen Hause war, hatte ich immer mein besonderes Näpfchen bei Tische, worein

Großmutter aus den großen Kachlen, welche für die übrigen hingestellt waren, das Bessere obenab geblasen hatte.

Meine Kränklichkeit erregte große Angst, ich möchte vor der Taufe sterben; dann wären die Eltern schuld, wenn mir durch diese Versäumnis die Seligkeit fehlen würde. Im ganzen Hause hingen alle fest an dem Vorurteil, ohne Taufe könne man nicht selig werden; dabei glaubten sie doch an einen gütigen Gott, an einen Vater im Himmel. Aber in unserm Hause war es halt auch so, wie in hundert andern; man glaubte gar vieles, aber zweierlei that man nicht. Man untersuchte erstlich nicht, woher man das hätte, was man glaubte; ob es in der Bibel seinen Grund hätte, oder ob es käme, ohne daß man wußte woher, wie die Schaben ins wollene Zeug. Daher kam es, daß man die Leidensgeschichte Jesu und seine Auferstehung gleich fest glaubte wie irgend eine erlogene Teufelserscheinung oder eine Hexengeschichte, und auch gleich als ungläubig den verdammte, der an der evangelischen Wahrheit, und den, der an den dummen Mährlein zweifelte. Zweitens stellte man dasjenige, was man von allen vier Winden her glaubte, nie zusammen, untersuchte nie, ob es auch zusammen passe. So glaubte man an Gottes Allmacht und doch, daß ein altes Weib das Vieh verhexen und Kapuziner sogar Menschen töten könnten mit bloßem Worte, gerade wie Gott die Welt, Adam und Eva erschaffen. Der Großvater konnte gar trostlich beim Schlafengehen das Unser Vater und Vater vergib mir meine Schulden, wie ich meinen Schuldnern auch vergebe, beten, und handkehrum zu der Großmutter sagen: „Ig hoffe doch, daß Niggis Joggi einist e fürige Ma werdi, wenn e g'rechte Gott im Himmel isch; dä Donners Schelm het mer hüt wieder e ganzi Fure-n-abg'fahre, u der Marchstei lyt ganz blutt und krumm."

Daß ich getauft werde alsbald, darüber war man also einig, auch darüber, daß Großvater und Vater Göttene, Großmutter Gotte sein sollten; dem Vater war das Tschämele zuwider; er war nie ein großer Redner und bei solcher Gelegenheit vollends nicht, und die frühern Male soll er immer in seiner Herzensangst seinen Hut ganz zerdrückt und verdreht haben; auch konnte man so die Kindbette ersparen, und das zürnte niemand, als vielleicht meine Mutter, welche im Herzen schon lange auf die Züpfen der Gevattersleute gerechnet hatte. Über meinen Namen aber entstund gewaltiger Streit. Meine Mutter hätte gern einen hoffärtigen gehabt und Fritz gefiel ihr gar wohl, vielleicht daß ein alter Schatz so geheißen. Meine Großeltern wollten von diesem nichts hören, der sei ihnen zu herrschelig; sie bestanden auf Christi, das sei ein Name, der im Leben und im Sterben etwas zu bedeuten habe. Allen zum Erstaunen hatte hier mein Vater eine eigne Meinung; er verwarf die beiden vorgeschlagenen Namen und beharrte auf Jeremias. Gründe für eine Sache konnte mein Vater nie angeben, also auch hier nicht; um so hartnäckiger blieb er bei seiner Meinung. Das habe ich in meinem Leben immer gesehen, daß Leute von der Bildung oder vielmehr Unbildung meines Vaters um so eigensinniger bei ihrem Willen beharren, je weniger sie dafür zu sagen wissen. Entweder hatten ihn meine Klagelieder, die ich bei meinem Eintritte in die Welt sang oder brüllte, oder eine unerklärliche Ahnung meiner traurigen Schicksale zu diesem Namen bestimmt. Zuerst gab ihm meine Mutter nach, weil Jeremias doch vornehmer klang als Christi und nicht jeder Bettelbube so hieß; dann auch die Großeltern, weil Jeremias ein biblischer Prophetenname sei und sie keinen Jeremias kannten, der bei Spiel und Tanz der erste war, wie es wohl irgend ein Fritz sein mochte, den sie kannten.

Es soll furchtbar gewittert, die Großmutter die Schuhe mehr als einmal verloren und ihren Hochzeitskittel übel zugerichtet haben, als man mich zur Taufe trug. Doch schlug es mir nicht übel, sondern gut zu, wogegen sicher manches Kind an dem zu frühen unvernünftigen Taufgang sterben mag. Wahrscheinlich hatten die raschen Bewegungen der Großmutter, die mich absolut tragen wollte und doch immer mit ihren Schuhen zu thun hatte, meinem Magen die Nidle verdauen helfen, oder er war derselben mehr gewohnt geworden; kurz, ich wurde gesund. Daß aber dieses Gesundwerden nicht natürlichen Ursachen, sondern der wunderbaren Kraft der Taufe zugeschrieben, die Vorurteile vermehrt und verstärkt wurden, kann man sich leicht denken. Die Taufe eines Enkels, welcher der Großvater zum ersten Male beiwohnte, stimmte ihn weich, und gutmütiger als vernünftig kramte er der Mutter allerlei. Dieses schmeckte ihr natürlich besser als das Doktorzeug und beförderte ihre Genesung nicht. Es ist merkwürdig, daß die Menschen nie am rechten Ort und in der rechten Zeit entweder vernünftig oder gutmütig sein können; bald sind sie zu verständig, bald zu gutmütig, noch mehr aber weder das eine noch das andere.

Ich war also ein sehr wertes Kind, und wurde natürlich ein sehr fettes; denn darin zeigt sich bei gar vielen Leuten, die nicht gelernt, wann sie gutmütig, wann sie vernünftig sein sollen, die Liebe, daß sie den Kindern so viele und so gute Speisen einschoppen, als zum Mund hinein mag; an die Folgen denken sie nicht. Es war früher der Großmutter Stolz gewesen, im Sommer ihre Pflanz- und Flachsplätze, im Winter ihre Schweine und ihren Kuder an der Stange zeigen zu können und rühmen zu hören; jetzt mußte ich gezeigt und gerühmt sein Sommer und Winter. Wer etwas von ihr wollte, der mußte mir nur recht flattieren, dann konnte er der Gewährung seiner

Bitte sicher sein. Sie ferggete mich überall mit sich herum, in der Küche, in dem Garten, und wenn sie spann, so trieb der eine Fuß das Rad, der andere die Wiege. Der Großvater hatte mich fast eben so lieb, obgleich ihm anfangs das Geschrei des nachts zuwider gewesen war. Als ich mich nach und nach entwickelte und das innere Leben durch Zeichen und Töne kund geben konnte, da soll der Großvater nie vom Felde oder einem Gange heimgekommen sein, ohne zuerst nach mir zu sehen. Großmutter behauptete steif und fest, es gebe nicht nur kein so schweres, sondern auch kein so witziges und frommes Kind, als ihren Miaßli; ich könne schon beten, behauptete sie, als ich kaum ein halb Jahr alt war, weil ich zuweilen zufällig die Händchen zusammen legte.

Man sollte diesem nach glauben, ich sei den andern Hausgenossen um so unwerter geworden, je werter mich die Großeltern hielten; denn man sieht sonst meist, daß, wenn Menschen oder Tiere von den einen mit besonderer Liebe behandelt werden, die andern sie hassen und insgeheim verfolgen. Es ist auch natürlich, indem die meisten Menschen nur ein bestimmtes Maß von Liebe haben. Erhalten die einen zu viel davon, so zieht es den andern zu wenig. Auch müssen gar oft unter der Meisterlosigkeit eines Hausgenossen, eines Kindes oder einer Katze, alle leiden und Verdruß ausstehen; das macht nicht gutes Blut, und die Meisterlosigen müssen es entgelten, wenn sie sich schon dessen nicht vermögen; denn an ihrer Meisterlosigkeit sind andere schuld. Überhaupt sind die Menschen zum Neid geneigt, und wenn einer geliebt wird, so hassen ihn viele schon deswegen, auch wenn er ihnen nie in den Weg gekommen. Schlug ja doch Kain den Abel aus Neid tot, obgleich Abel nichts dafür konnte, daß des Kains Opfer Gott nicht angenehm war. So ging es mir aber nicht. Ich war nicht nur allen lieb, sondern

zum Teil Ursache, daß sich die einen auch mehr liebten, und oft den andern ein Ableiter großelterlicher Scheltungen. Ich war gar ein freundliches Kind, auch neugierig, fragte viel, und hieß daher gar kurzweilig. Meines Vaters Brüder waren sonst die unfreundlichsten Menschen, und gaben um einen Kreuzer, so nötig sie ihn hatten, kein gutes Wort; mir aber konnten sie nicht widerstehen. Es kam ihnen nicht in den Sinn, den Großeltern zulieb mir zu flattieren; dazu waren sie zu holzböckisch. Sie waren überhaupt nicht gewohnt, jemand Liebe zu zeigen oder etwas zulieb zu thun. Man war in unserm Hause nicht gewohnt zu zanken; aber gute Worte gab man sich eben auch nicht. Die Großeltern hatten ein rauhes Aeußere, liebten zwar ihre Kinder, aber hatten weder Zeit noch Geschick, es ihnen zu zeigen.

So waren die Kinder sauertöpfig geworden, und wenn man aus sauern Gesichtern Essig ziehen könnte, so hätten wir nie zu kaufen gebraucht. Mir aber lachten sie von weitem entgegen; jeder wollte mich haben, und welchen ich beim Bein nahm, der hob mich auf den Arm und trug mich in den Stall zu den Pferden und Kühen. Die Großmutter wunderte sich oft darüber, daß sie mit mir so freundlich seien; sie wußte nicht, daß eigentlich jeder Mensch Liebe in der Brust hat, auch wenn sie hart wie Felsen scheint; daß in der That viele Menschen die Liebe nicht zeigen können, gewöhnlich weil sie in der Jugend zurückgedrängt worden. Niemand aber kann Liebe nach außen ziehen und sie hervorlocken, wie ein unschuldig Kind.

Meine Tanten durften sich zuweilen mit mir versäumen; dafür erhielt ich von ihnen als Kram immer alle Birnenschnitze, die ihnen an den Märiten übrig blieben. Am glücklichsten wurden durch mich meine Geschwister, zwei Mädchen und ein Knabe. Bis dahin hätten sie nirgends sein sollen; sie waren allenthalben

im Wege: am Tisch, im Haus und ums Haus. Alles fuhr über die Bursche aus; war etwas zerbrochen, sie hatten es gethan; verloren, sie hatten es verschleipft; zertreten, sie hatten da gegürtet. Jedes klagte, sie seien einem immer unter den Füßen und doch nichts zu brauchen, und wie viel Haarrüpfe, Stöße, Ohreten es da absetzte, kann niemand zählen. Natürlich wurden sie auf diese Weise nicht die besten, und weil sie doch alles gethan haben sollten, so thaten sie was sie konnten; und weil sie niemand liebte, so liebten sie wieder niemanden. Mein Vater nahm sie so wenig in Schutz, als er meine Mutter beschirmte. Er hatte es ungern, wenn es um ihretwillen Verdruß gab, und hielt daher immer die Kinder im Fehler; zwar prügelte und schimpfte er sie selten aus, aber gute Worte gab er ihnen eben so wenig. Meine Mutter nahm sich ihrer oft an, allein nicht aus eigentlicher Teilnahme und Mitleiden, sondern aus Widerspruchsgeist, und weil sie nicht dulden wollte, daß man ihnen befehle, weil es ihre Kinder seien. Sie war ihnen daneben aber nichts weniger als eine zärtliche Mutter; dazu war ihre Selbstsucht zu groß; sie machten ihr zu wenig und gaben ihr zu viel zu thun, und wenn sie zu keiner Arbeit zur rechten Zeit kam, so sollten immer die Kinder schuld sein. Es giebt gar viele Leute dieser Art, die ihre Obliegenheiten nicht erfüllen mögen und die Ursache davon nie bei sich selbst, sondern bei andern suchen und es diese entgelten lassen. Die Kinder waren immer schlecht gekleidet. Die Großeltern nahmen zweimal im Jahr Schneider und Schuhmacher und im Herbst eine Lismerin auf die Stör; so erhielten die Geschwister an Kleidern und Schuhen auch ihren Teil. Ihre alten Kleider aber wollte die Großmutter nicht durch den Schneider plätzen lassen; das solle die Mutter thun; sie verrichte sonst nicht viel, und ihr bischen Nähen trage nichts ab. Die Mutter erhielt auch die Wolle zu

den Winterstrümpfen für ihren Mann und die Kinder; man konnte aber darauf zählen, daß diese Strümpfe um Weihnacht nie fertig waren und die Kinder entweder mit blauen Beinen herumliefen, oder die Fetzen der letztjährigen ihnen zu den Schuhen heraushingen. Die Großeltern konnten sich dann nicht enthalten, nach den Strümpfen zu fragen und zu sticheln, und jedesmal, wenn die Mutter um ihrer Saumseligkeit willen, oder weil sie sich lieber eine neue Blegi an ein altes Gloschli nähte, als für die Kinder lismete, einen Stich erhalten, fand sie eine Ursache, die Kinder zu prügeln.

So wie ich heranwuchs, änderte sich das Verhältnis meiner Geschwister zum Hause. Kinder werden immer zu Kindern hingezogen; denn in ihnen liegt ja auch der Trieb, sich mitzuteilen, sich anzuschließen; so hing ich mit Leib und Seele an meinem Bruder und meinen Schwestern. Je seltener ich anfänglich zu ihnen kommen konnte, desto stärker wurde diese Liebe, desto glücklicher war ich, wenn ich einmal eine Stunde mit ihnen g'vätterlen konnte. Meine Geschwister kamen nämlich, außer um zu essen, selten ins großväterliche Haus; man duldete sie ungern und sie kamen ungern, weil sie entweder auf Schläge oder auf Tadel zählen konnten. So wie ich eines ansichtig wurde, ruhete ich nicht, bis es bei mir war, und so lange es bei mir war, durfte ihm niemand etwas thun. Was ich hatte, jeden Leckerbissen, teilte ich mit ihnen. Die Großmutter machte in ihrer Schwäche gegen mich den Großvater manchmal lachen, und doch war er nicht stärker. Im Speicher waren die Vorräte von dürrem Zeug: Aepfel, Birnen, Kirschen und Zwetschgen lagen da ganze Kasten voll; in den Speicher zu kommen war meine Seligkeit; denn allemal trug ich alle Säcke voll hinaus. Nun war es recht lächerlich, wie die Großmutter, wenn sie in den Speicher gehen wollte, nicht ruhte, bis ich es bemerkte, oder,

wenn ich nicht in der Stube war, mit dem Speicherschlüssel im ganzen Hause herumlief, bis sie mich ansichtig wurde und ich den Speicherschlüssel sah. Natürlich hängte ich mich alsobald an ihre Schürze und wollte mit. Sie aber stellte sich dann immer, als wollte sie mich durchaus nicht mitlassen, schalt mich aus, daß ich alles sehen müsse, was ich nicht solle; drohte, sie wolle mich dem Großvater verklagen, der gewöhnlich aus irgend einem Stalle dem Spiel lachend zusah. Nach und nach erlaubte sie mir mitzugehen, aber versicherte bestimmt, sie werde mir durchaus nichts geben, und das Ende vom Lied war immer, daß ich mit gefüllten Säcken unter vielem Balgen der Großmutter herauskam, die aber doch, wenn ich einen Sack zu füllen vergessen hätte, mich selbst darauf aufmerksam gemacht hätte. Mit den eroberten Schätzen eilte ich zu meinen Geschwistern, teilte redlich mit ihnen und machte dadurch auch sie, die nie zu dergleichen Herrlichkeiten gekommen waren, glücklich. Daher liebten sie mich und trugen alle mögliche Sorgfalt für mich, und wenn sie in Feld oder Wald etwas fanden, von dem sie glaubten, es freue mich, so brachten sie es mir. So wurden meine Geschwister dem ganzen Hause befreundeter, den Großeltern lieber, und als Folge davon zeigten sie sich gefälliger, betrugen sich besser und wurden ihres Lebens ordentlich froh, weil sie allenthalben sein durften, ohne verschüpft und mit Schlägen bedroht zu werden. Selbst meine Mutter hatte die Liebe der andern zu mir zu genießen, wurde als meine Mutter mehr als Sohnsfrau gehalten und darauf gesehen, daß ihr das Nötige nicht fehle. Ich glaube zwar, sie habe mich beneidet, obgleich sie mich an sich zu locken suchte, wahrscheinlich um mich auszufragen, was im Hause getrieben, was, besonders über sie, geredet werde. Ich hatte sie auch lieb, doch war ich nicht gern bei ihr in ihrer Stube; es war mir zu enge dort

und unwohl. Die Mutter war, was hoffärtigen Mädchen gerne geschieht, eine Hotsch geworden; das Stübchen lüftete sie nicht, räumte nicht auf; sie selbst war entweder unvernünftig geputzt oder eine Schlampe, das erstere immer seltener, das letztere alle Tage.

Man kann sich denken, wie glücklich mir auf diese Weise die ersten Tage meines Lebens verflossen! Ich war der Mittelpunkt einer großen Haushaltung und nicht nur ein gesegnetes Kind, sondern auch der Segen anderer; denn von mir aus kam die Liebe in die verschiedenen Glieder und ein heiteres Lebenslos schien mir bestimmt; aber der Vater im Himmel hatte es anders beschlossen.

Zweites Kapitel.

Wie ein Vater Kinder preßt.

So war ich über fünf Jahre alt geworden, als wir einmal an einem Sonntage Dorf bekamen, was eine sehr seltene Sache in unserm Hause war. Auf einem Wägeli kam ein großer dicker Bauer und ein mächtiges vierschrötiges Mädchen mit plumpen Gesichtszügen, kleinen Augen und gewaltigen Händen. Ihr Staat zeugte von Reichtum; aber sie hatte ihn angezogen, als ob ein Küherknecht ihre Kammerjungfer gewesen wäre (so äußerte sich meine Mutter); ihr ganzes Betragen trug das Gepräge bäurischen Stolzes und Hochmutes. Der jüngste Sohn nahm das Roß ab, das einen halbcentnerschweren Kommet an hatte und in demselben daher trampelte, fast wie die Tochter in ihrem Putz. Die Großeltern empfingen die Gäste mit sichtbarer Freude; auf meine übrigen Onkeln und Tanten hingegen

wirkte die Erscheinung dieser Leute, wie das Erblicken eines Habichts auf eine Truppe Tauben, sie schossen nach allen vier Winden hin. Einige Zeit lang sah man noch bald das eine, bald das andere hinter einer Ecke oder aus einem Thürspalt hervorgucken; bald aber verschwanden sie alle, und keines zeigte sich mehr bis am späten Abend; ja zwei der Onkel kamen erst am Morgen wieder zum Vorschein.

Die Gäste wurden in die Hinterstube geführt, welche in jedem Bauernhause eine sehr wichtige Rolle spielt und noch oft vorkommen wird. Die Großmutter ging alsobald wieder in die Küche, nachdem sie mit der Schürze die weißgefegten Bänke abgewischt hatte, ich, an ihrem Kittel hängend, natürlich mit. Großmutter wollte in der Ordnung aufwarten und vor allem mit einem Kaffee, weißes Brot gehörte dazu, nachher aber mit allem, was Sitte ist. Nun war viel zu thun: Kaffee mußte geröstet, gemahlen, Brot, Wein geholt, Nidle gewellt, Fleisch herabgeschnitten, Schnitze gewaschen, Küchliteig angemacht, und vor allem ein tüchtiges Feuer angeblasen und unterhalten werden. Sie war eine rüstige Frau; aber zehn Beine und zwanzig Hände hatte sie doch nicht; sie rief daher: „Stübeli, Lisebetli, Bäbeli", dann „Stübi, Lisebet, Bäbi"! aber niemand gab Bescheid; sie rief: „Hansli, Joggeli, Christi, Peterli," und wieder „Hans, Joggi, Christen, Peter"! aber niemand kam. Man kann sich denken, welchen Zorn die gute Großmutter verwerchete; sogar ich bekam einen Mupf; dazu durfte sie ihn nicht laut werden lassen und alles mußte doch gemacht werden, wenn sie nicht mit Schanden bestehen sollte, ob welchem Gedanken es ihr fast g'schmuechten wollte. Trotz meinem erhaltenen Mupf tröstete ich die Großmutter und versicherte sie: ich und meine Geschwister wollten ihr so gut und besser helfen als die andern; und so geschah es auch.

Wir vier armen Kinder halfen mit Jubel und Lust die Mahlzeit bereiten, die uns aus dem Hause, in die Wüste, ins Elend trieb. Kätheli holte das Brot und wusch die Schnitze, Benzli holte den Wein und Anneli röstete, mahlte, erwellte, und alle machten der Großmutter es zum Dank, vor allem ich, der zum Feuer sah und ihr das Leiterli hielt, als sie Speck und Fleisch herunterschnitt. Der Kaffee war bald gemacht, und, nachdem ein schön gelöchert Tischlachen gebreitet war, aufgetragen, aus dem Buffert mit Glasfenstern die geblümten Kacheli herausgenommen, mit der Schürze der Staub ausgewischt und eingeschenkt. Was beim Kaffee weiter vorging, weiß ich nicht: ich mußte heraus zu meinem Feuer; dorthin vergaß Großmutter nicht mir meinen Teil zu bringen.

Nachdem Großmutter den Nidlehafen noch einmal zugefüllt hatte, denn sie machte heute den Kaffee recht weiß, und die Gäste ihre Kacheli umgestürzt ins Plättli gestellt und das Meitschi beteuert hatte: es müeßt si S . . l oben ab gäh, wenn es noch mehr nähme, führte der Großvater die Gäste hinaus, ihnen seine Herrlichkeit zu zeigen. Sami, der jüngste Sohn, stolperte einige Schritte hintendrein, kam aber nicht recht mit Reden z'weg und blieb im Stall beim Roß zurück und musterte das Pferdgeschirr, als ob er ein Sattler werden wollte. Wenn ich Scheiter holte, so sah ich den Großvater, wie er neben dem Bauern herwanderte durch Wald und Felder, sah hintendrein die Tochter marschieren und dachte dabei nichts anders, als es geschähe darum, damit die Großmutter, die ärger schwitzte als eine arme Seele im Fegfeuer, mit allen ihren Gerichten fertig werden könnte. Großvater stand oft stille und verwarf die Hände; dann verwarf sie der Bauer auch, und die Tochter glaubte ich einige Male sogar zu hören. Unterdessen war das Fleisch lind geworden; die Küchli standen an der Wärme, ein

Teil des Weines bereits in einer schönen Flasche auf dem Tische; da mußte Sami die Spazierenden rufen, welche endlich so langsam daher kamen als möglich, damit man ja nicht glaube, sie hätten etwa Lust zu Speis und Trank. Meine Geschwister wurden, jedes mit einer Küchlischnitte, fortgeschickt; ich durfte mit der Großmutter in die Stube, wohin man endlich gelangte, nachdem sie unzählige Male „Göt doch yche" hatte sagen müssen. In meinem Leben kommen mir nicht viele Dinge wieder so wunderlich und seltsam vor, als dieses Essen, und was sich dabei zutrug. Ich war gewohnt, daß man beim Essen sonst nicht viel sprach; jedes aß wacker und ohne Unterbrechung fort, sei es Erdäpfel oder Kraut, bis es fertig war; dann wischte es den Mund mit dem Aermel, den Löffel mit dem Tischtuch ab, pflanzte die Ellbogen auf den Tisch, hielt die Kappe vors Gesicht und ging dann seiner Wege. Hie und da gab der Vater einem Sohne einen Schnauz oder klagte über ein Mißgeschick oder die schlechten Zeiten 2c., oder die Großmutter sprach zu einem der Kinder: „Hest no nit gnue? es düecht mi, du chönntisch's afe mache."

Wie ging das jetzt anders zu! Da bot die Großmutter die Schüsseln herum und legte den Gästen gar wohl aufs Teller, als ob sie keine Arme hätten; sie sagte in einem fort: „Nät doch! äßit doch!" Dann entschuldigte sie sich, daß man es so schlecht bei ihnen habe, daß sie nicht besser aufwarten könne, und rief dann wieder. „Sami, schäych doch y, u mach G'sundheit!" Obgleich alles so gut war, aßen der Bauer und seine Tochter doch als ob ihnen das Essen zuwider sei; sie gabelten auf dem Teller herum, als ob sie Spreuer in demselben hätten, und doch rühmten sie die Großmutter und ihr Essen; mit dem Trinken machten sie es ebenso; nur der Bauer nahm zuweilen im Vergeß einen großen Schluck. Zwischendurch wurde viel

geredet und gerühmt; ich kannte den Großvater gar nicht wieder ob dem Gerühmsel, das er anbrachte über seine Habe und über seine Kinder. Daß die Großmutter eine Welle Tuch nach der andern zu zeigen brachte und nicht ruhte, bis sie das Vreneli, so hieß nämlich das große Mensch, in den Speicher geführt und ihm dort ihre Schätze gezeigt hatte, wunderte mich weniger. Hinwiederum rühmten auch der Bauer und seine Tochter so viel sie z'Platz kommen konnten. Der erstere, wie viel Heu er dem Küher gebe, wie viel Korngarben er gemacht, und von Ausgeliehenem ließ er mehr als ein Wort fallen. Die letztere, wie frühe sie aufstehe, für wie viel Schweine und wie viele Menschen sie koche, wie viel sie zwischendurch spinne ꝛc. Das Reden schien ihnen Hunger zu machen; je länger sie aßen und tranken, desto geschwinder wurden sie mit ihren Gläsern fertig und desto geschwinder räumten sie ihre Teller ab. Ja, als es zu dunkeln anfing, und von der Heimreise die Rede war, konnte Sami mit Einschenken nicht fertig werden, so daß es der Großmutter Angst machte, sie hätte nicht Wein genug holen lassen, und sie nach und nach mit Pressieren nachließ; aber sie nahmen unpressiert; mit den Küechlene und dem Fleisch ging es ebenso; es war, als ob sie alles reue, was sie übrig lassen müßten. Ich saß da ganz voll Verwunderung, hatte längst genug und konnte mich endlich nicht enthalten zu sagen: „Großmuetter, es düecht mi, si chönnti's afe mache!“ Ich erhielt die erste Ohrfeige in meinem Leben, ohne zu wissen, was ich eigentlich gefehlt, und wurde zur Stube hinausgeschickt. Diese Behandlung schmerzte mich tief; ich weinte bitterlich, bis Sami das Roß einspannte, die Gäste aufbrachen und aufsaßen unter vielen Danksagungen und Entschuldigungen von allen Seiten. Großvater hieß den Sami mitgehen, weil es bös sei durch den Wald zu fahren, wenn man nicht recht bekannt sei. Sami ging

und kam den Abend nicht wieder. Es war ein trauriger Abend, nichts als Schelten und Brummen im Hause. Die weggelaufenen Söhne und Töchter stellten sich nach und nach wieder ein, wurden furchtbar ausgescholten, und wenn nicht allzu viel Versäumtes nachzuholen gewesen wäre, so daß die Großmutter keine Zeit zum Prügeln hatte, die Töchter keine, sich prügeln zu lassen, sie hätte eine nach der andern in die Finger genommen. Unter all dem Lärmen schlief ich betrübt ein und erwachte erst am andern Morgen wieder, als die Großmutter mit der alten Liebe mich aufweckte, und ich wie gewohnt zum Großvater ins Bett konnte.

Alles sah am Morgen noch zerstört aus; wo man hinsah, steckten einige die Köpfe zusammen und flüsterten mit einander. Ich glaubte, sie klagten sich ihre gestern erhaltenen Scheltungen, bis ich von der Mutter die Wahrheit vernahm. Sie lockte mich beiseits, um mich auszufragen, wie in der Stube alles zu- und hergegangen, was geredet, was gegessen worden und wie man einander angesehen u. s. w. Hier hörte ich, die Gäste seien der reiche Bauer Riegenug zu Unsegen samt seiner Tochter gewesen, welche der Onkel Sami heiraten solle. Nun zog die Mutter los zuerst über den Bauer und seine Tochter, dann über Großvaters. Über die ersten wußte sie hundert Geschichten von ihrem Geiz und Stolz und dem gewöhnlich damit verbundenen Unverstand. So behauptete sie, der Bauer stehle seinen Knechten die Knöpfe von den Kleidern; von seiner Frau und Tochter, daß sie immer beim Spinnen auf dem bloßen Hemde säßen, um die Kittel nicht zu verribsen, und ihre Erdäpfelrösti thäten sie auf die Fenstersimse an die Sonne, um sie zu wärmen und Holz zu sparen. Großvaters seien aber um nichts besser, sonst würden sie einen solchen Geizhund nicht ins Haus begehren; aber es wäre ihnen recht, wenn ihre Söhne des Teufels Großmutter heirateten, sobald sie nur goldene Hörner

und einen silbernen Schwanz hätte u. s. w. Die Heirat war allerdings richtig geworden, das vernahmen die Hausgenossen, aber erst dadurch, daß zu ungewohnter Zeit Schneider und Schuhmacher, sogar eine Nähterin auf die Stör kamen, um an der Ausstattung von Sami zu arbeiten, bei welcher die Großeltern ungewohnte Freigebigkeit zeigten. Der Großvater hatte zur Kleidung Tuch erlaubt, welches einen Thaler die Elle kostete; die Großmutter gab vom schönsten flächsenen Tuch für zwei Hember her; nur der Schuster konnte lange nicht zur Arbeit kommen, weil Sami Stiefel wollte, der Großvater aber nur Schuhe bewilligte; doch gab er am Ende auch nach. Daß dieses den Neid der übrigen erweckte, kann man sich denken; daß niemand dem Sami das Pferd füttern und anspannen wollte am Hochzeittag, ebenfalls; doch ließ man sich weiter keine grauen Haare wachsen; man hatte Ahnung von dem, was nachkam. Daß am Abend die junge Frau heimkam, fiel noch nicht auf; aber allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter den jungen Leuten, als am folgenden Morgen ein Knabe mit einer großen aber magern Kuh anlangte, welche einen Meyen aufgebunden hatte, als der Kuh zwei mächtige Schweine folgten und diesen endlich ein Wagen mit Schaft, Trögli, Bett, Spinnrad, Wiegle u. s. w.

Nun erst erfuhr man, daß die junge Frau bei uns, statt, wie man erwartet hatte, bei ihren Eltern bleiben solle. Das erschreckte alle, erstlich weil sie nicht gefiel und man so viel Böses von ihr gehört hatte, und weil man überhaupt nicht gern den gewohnten Trabb durch eine Fremde mochte unterbrochen sehen. Doch fand man bald Ursache zum Lachen und vergaß für den Augenblick die Bestürzung. Als der Trossel abgepackt werden sollte, fand man Trog und Schaft sehr schwer und fürchtete sie zu verletzen; daher packte man sie auf dem Wagen

aus. Zum Vorschein kam nun das sämtliche Zeug der jungen Frau, aber alles ungewaschen. Wahrscheinlich hatte sie zu Hause die Seife gereut und das Holz, und gefunden, Großvaters könnten wohl beides liefern. Stück für Stück wurde nun herausgenommen; denn nichts war ordentlich eingepackt, und alle, die damit zu thun hatten, sorgten dafür, daß kein Fleck, kein Schmutz unbemerkt blieb; alles ließ man, wie Fahnen, im Winde flattern. Und merkwürdig war's, wie die junge Frau mit der größten Schamlosigkeit zusah und mit aller Gleichgültigkeit diese Lüfteten geschehen ließ.

Den folgenden Tag stand die junge Frau in der Küche herum, wenn die Großmutter in derselben wirtschaftete, beguckte alles, und sprach zuerst davon, wie sie es zu Hause gemacht; dann hatte sie nach und nach an dem, was die Großmutter machte, etwas auszusetzen; fand zu viel Anken in der Pfanne, als jene die Suppe machte, und blies noch mehr von den Milchkacheln, welche die Großmutter auf den Tisch stellen wollte, oben ab in den Nidelkübel. Überall war ich ihr im Wege. Sie hatte meinen Ausruf noch nicht vergessen, hatte immer ein böses Wort für mich, und nur, daß ich mich fest an der Großmutter hielt, sicherte mich vor Mißhandlungen. Meine Geschwister jagte sie, so oft sie sich blicken ließen, zur Küche hinaus.

Am zweiten Tag griff sie schon mehr ein, und so alle Tage mehr, bis sie die Großmutter ganz aus ihrem Regiment verdrängt hatte. Man fühlte auch alsobald die Änderung. Das Essen wurde spärlicher, schlechter. Alle murrten; meine Mutter stichelte: es scheine, man fange an, den Schweinen zu geben, was den Menschen gehöre, und den Menschen, was den Schweinen zukommen sollte. Sie erhielt aber alsobald zur Antwort: für eine verhungerte Krämerstochter sei das noch

lange viel zu gut. Niemand konnte das Benehmen der Großmutter sich erklären. Sie, die sonst so resolute Frau, ließ sich alles gefallen; nur hie und da hörte man einen Seufzer von ihr, wenn sie noch fleißiger, als früher, hinter ihrem Kuder saß. Man vergaß, daß die Großmutter auf Erden Reichtum am höchsten hielt, daß sie also auch vor reichen Leuten den größten Respekt haben mußte. Sie war es gewohnt, alle Leute, die minder reich waren als sie, nach ihrer Weise von oben herab zu behandeln; selbst den Pfarrer, auf dem sie übrigens viel hielt, ließ sie es immer fühlen, daß er keinen Hof habe wie sie; dagegen sah sie jedem Reichern mit ordentlicher Andacht nach. Nun war ihre Schwiegertochter reich; daher hatte sie Respekt vor ihr, und durfte ihr Recht gegen sie nicht behaupten. Noch lag eine andere Ursache ihres Benehmens im Hintergrunde, die niemand kannte, die aber bald auf eine furchtbare Weise an Tag kommen sollte.

An einem Samstag vor einem heiligen Sonntag ging mein Großvater fort an das Gericht zu Unverstand; denn er war Gerichtssäß. Man pflegt an vielen Orten Gemeinden, Gerichte, Steigerungen an einem Samstage abzuhalten. Solche Versammlungen sind Gelegenheiten, wo man ein Gläschen über den Durst trinken und einige Stunden in die Nacht hinein verweilen kann, ohne daß die Weiber darüber räsonnieren dürfen, die, beiläufig gesagt, auf die Titel ihrer Männer sich viel einbilden, den Geschäften aber, die mit dem Titel zusammenhängen, nicht nachfragen und über manche Stunde branzen, die der Mann bei denselben zubringen muß. Auf den Samstag folgt dann kein Werktag, sondern der Sonntag; an diesem kann man, ohne etwas zu versäumen, ordentlich ausschlafen, und ein schwerer Kopf hindert an keiner Arbeit. Ob aber der liebe Gott an seinem Tage an solchen schweren Köpfen ein

besonderes Wohlgefallen habe, daran denkt man nicht; und ob solche schwere Köpfe an den lieben Gott und ihre unsterbliche Seele ordentlich denken können, darum bekümmert man sich wieder nicht, und doch bin ich überzeugt, sind die Meisten, die also thun, nicht gottlos; aber sie denken halt zuerst an ihren Nutzen, dann an ihre Bequemlichkeit, dann an ihre Weiber, und erst, wenn sie nichts mehr anderes zu denken wissen, an den lieben Gott. Daß also mein Großvater an das Gericht ging, den ganzen Tag wegblieb, fiel niemand auf; ebenso nicht, daß die Großmutter den Sami am Abend fortsandte, mit dem Bedeuten: er solle den Großvater heimbegleiten, weil es gar finster werde und der Alte nicht mehr so viel erleiden möge. Spät kamen sie zusammen heim, niemand achtete sich ihrer. Am Sonntag war es schön Wetter. Viele aus unserm Hause gingen zur Kirche, auch mein Vater, nur meine Mutter nicht. Seit ihrem Unglück mußte man sie fast zwingen, in den Gottesdienst zu gehen, und später, als die Kleider ihr zu fehlen anfingen, ging sie gar nicht mehr hin.

Nach und nach kamen alle zurück, bis an meinen Vater, den niemand seit der Kirche gesehen haben wollte. Man setzte sich zu Tische, ärgerte sich über das schmutzige Tischtuch, die schlechte verdünnte Suppe und brummte über die kleinen Stücke Fleisch, aber aufreden durfte doch niemand. Da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen; mein Vater stürzte herein mit rollenden Augen, wie ihn niemand noch gesehen hatte, auf den Großvater zu und brüllte: „Ist's wahr, hest de dem donners Schnuderbueb da dr Hof um ds halb Geld verkauft?“

Und eine Stille ward, als ob der Donner eingeschlagen hätte; mehrere Minuten lang sprach niemand ein Wort. Meinen Vater hatte Wut und Hast sprachlos gemacht. Großvaters und die jungen Eheleute waren erschrocken über den so schnell

an den Tag gekommenen Kauf, der ein Geheimnis bleiben sollte noch eine zeitlang, teils weil man die andern Brüder noch zu Gunsten Samis als Knechte ohne Lohn benutzen, teils weil man das Unangenehme, welches natürlich das Ruchbarwerden dieser unväterlichen Handlung nach sich ziehen mußte, verschieben wollte. Großvater hatte sich bei der Fertigung einige Maaß Wein mehr nicht reuen lassen, um sich bei seinen Kollegen Stillschweigen zu erkaufen, und einen ganzen Kloben an den Schreiber, daß er spät abends eine Fertigung noch vornehme, nachdem alle Leute verlaufen waren, und dennoch am folgenden Morgen wußten die Kirchenleute alles. Wie war das möglich?

Das hätte der gute Großvater gar gut wissen können; allein die Menschen wissen oft gar nicht, was sie selbst thun, und können es sich daher nicht erklären, wenn andere das Gleiche thun. Wenn Hausväter um Mitternacht oder erst gegen Morgen nach Hause kommen, so sagt ihnen ihr Gewissen, daß sie gefehlt, ihre Erfahrung, daß die Weiber sie tüchtig abputzen oder mit ihnen kupen werden. Nun sinnen die meisten Männer, auf welche Weise sie das Wetter abwenden können: die einen kramen Wein, ein Brötli; die meisten aber, instinktmäßig die schwache Seite der Weiber auffindend, bringen nicht etwas für den Hunger oder den Durst, sondern etwas für den G'wunder nach Hause. Sie wissen, daß, sobald sie eine ordentliche Neuigkeit vorwerfen können, die Frau die Sünden des Mannes vergißt und sich festbeißt in die Sünden des Nachbars.

Gar manche Frau branzt auch mit dem Manne gar nicht, weil er spät heimkommt, sondern nur, um Neuigkeiten und Geheimnisse herauszupressen, wie man einen Schwamm drückt, damit das Wasser heraus läuft. So geht es in manchem

Hause; so ging es bei Großvater und so auch bei andern Gerichtssäßen; und sicher nicht nur zu Unverstand, sondern an andern Orten mehr, und sicher nicht nur bei den Gerichtssäßen, sondern auch bei den Sittenrichtern. Ja, man sagt, diese erwarteten nicht einmal die Nacht, um zu plaudern, sondern schon des Mittags bei der Fleischsuppe fingen sie an, und ehe man mit dem Fleische fertig sei, wisse man über den Tisch weg die ganze Verhandlung, von welcher sie eben kommen. So war es diesmal gegangen, wie andere Male, und doch konnte es der Großvater nicht begreifen und behauptete steif und fest, es müsse jemand unter dem Bett versteckt oder am offenen Fenster gewesen sein. Des Vaters Brüder waren verstummt; an so etwas hatten sie nie gedacht, überhaupt nie daran gedacht, daß das bestehende Verhältnis ändern könnte; sie brauchten lange Zeit, die Sache zu fassen, und dann noch längere Zeit, bis die bei ihnen von unten auf kochende Wut Worte gebildet und zum Mund hinaus getrieben hatte. Es lohnte sich wohl der Mühe, in Zorn zu kommen über diesen Kauf. Der Großvater hatte den Hof von seinem Vater auch gekauft und zwar um die gleiche Summe, welche jetzt Sami zahlen sollte; allein die Kaufsumme war wohl gleich, nur der Preis nicht. Der Großvater hatte den Hof 6000 Pfd. teurer übernommen, als er gefergget wurde vor Gericht. Diese 6000 Pfd. betrugen sein Weibergut, welches er gleich bar an den Hof zahlte, ohne daß dessen im Kaufbrief erwähnt wurde, um von so viel tausend Pfund den Ehrschatz zu ersparen, und den Staat darum zu beluxen. Ein Kniff, den nicht nur Gerichtssäße, sondern noch ganz andere Leute treiben. Dann war noch eine bedeutende Matte gekauft, der Hof durch bessere Bearbeitung gar sehr verbessert worden, und doch gab er alles das dem Sami um den Kaufschilling, den er bezahlt hatte.

War denn Großvater ein so schlechter Mann, daß er seine sieben übrigen Kinder auf eine so schändliche Weise betrog? O nein, er war nur wie hundert andere Bauern! Sein Lebtag hatte er wenig anderes gesinnet und getrachtet, als einen großen Haufen zusammenzubringen; seine Kinder sah er wie Ameisen an, welche zu diesem Haufen immer noch mehr zusammenkräzen sollten. Daß dieser zusammengescharrte Haufen zusammenbleibe auch nach seinem Tode, das war sein Lieblingsgedanke; ob darüber seine andern Kinder Bettler würden, daran dachte er gar nicht, oder dachte vielleicht, es wäre am besten, wenn keines heiratete, sondern die unbezahlten Leibeigenen ihres Bruders blieben. Zu solcher grenzenlosen Herzlosigkeit und unnatürlichen Härte wird der Mensch gebracht, wenn er im Leben und im Tode Abgötterei treibt mit Geld und Gut.

Ein Unbefangener hatte füglich Zeit, diese Betrachtungen zu machen, während sie alle sich stumm, aber auf der einen Seite mit wachsender Wut, auf der andern mit steigender Verlegenheit gegenüberstanden. Auf der sündigen Partei war allein Samis Frau nicht verlegen; die hatte kein Gefühl für Recht und Unrecht. Sie brach daher auch zuerst das Stillschweigen und sagte meinem Vater, das gehe ihn am allerwenigsten an; er selbst sei nichts wert, und seine Schlampe und vier andern Freßmäuler habe man ihm lange genug umsonst gefüttert. Wie oft ein Kanonenschuß das Zeichen der Schlacht ist, und, wenn er nach langer Stille abgefeuert wird, auf einmal alle Kanonen brüllen, das Gewehrfeuer dazwischen prasselt und das friedliche Feld zum Schlachtfeld wird, so war hier die Rede Vrenis der Kanonenschuß, der alle Mäuler öffnete und die Fäuste ballte. Alles brach los, meine Mutter vor allem mit schneidenden Worten; die Tanten schimpften und die Onkels brüllten gerade heraus. Als Großvater und Großmutter schlichten wollten,

erhielten sie auch ihren Teil. Man stund auf, man trat einander näher, hielt sich die Fäuste vors Gesicht, die Kinder schrien, eine allgemeine Prügleten drohte. Mein Vater hatte bereits den Sami in eine Ecke geschleudert, wollte Vreni beim Göller nehmen; die warf ihm eine Kachle Milch ins Gesicht, daß er schnopsen mußte. Andere Hände streckten nach Vreni sich aus, Sami drängte sich wieder hinzu, Großvater wollte auch fassen; da fuhr auf einmal unser Ringgi, der gewöhnlich meinen Vater begleitete, dem Vreni an die Beine, weil es sich an meinem Vater vergriffen hatte, und biß tüchtig zu. Über diesen neuen Feind brüllte es laut auf, wehrte sich mit Händen und Füßen; aber Ringgi wurde immer wilder, riß ihm das Fürtuch vom Leibe, den halben Kittel, biß auch Sami, der helfen wollte. Man sah deutlich, daß der Ringgi einen eigenen Trieb hatte, an Vreni sich zu rächen, das ihm weit schlechter und weniger zu fressen gab, als früher die Großmutter. Die andern zogen ihre ausgestreckten Hände zurück, machten dem Ringgi Platz, der für sie alle den Streit übernommen und vielleicht auch den Großvater vor Schlägen gerettet hatte, jubelten, brüllten bei jedem neuen Fetzen, der davon flog. Ihre Wut verflog, und als es endlich der Großmutter gelang, den Ringgi aus der Stube zu bringen, da hatten sie ob der Schadenfreude und der wilden Lust den Handel und den Hof fast vergessen und konnten nicht satt werden, zu erzählen, wie wütend und zerrissen Vreni endlich das Schlachtfeld hätte verlassen müssen. Nur mein Vater vergaß den Handel nicht. Er hatte Weib und Kinder, und um seiner treuen Arbeit und vielleicht auch um meinetwillen wahrscheinlich Teil am Hof zu erhalten gehofft. Er war nun 45 Jahre alt, hatte keine 10 Batzen Geld im Sack, nichts angeschafft, keine Ehesteuer, keinen Trossel erhalten; nichts besaß er, als die Kleider und sehr wenig Hausrat, den seine Frau aus ihrem

Schiffbruch gerettet. Das rüttelte sein ganzes Wesen auf; er verschwor sich, keinen Streich mehr auf diesem Hofe zu arbeiten, und verschwand einige Tage ganz, ohne daß man wußte, wohin er gegangen.

Das waren traurige Tage. Denn aller Friede war gewichen. Keins gab dem andern ein gutes Wort; nur wenn ich an der Schürze der Großmutter hing, war ich vor Schlägen sicher, aber nirgends vor bösen Worten. Großvaters waren auch still und mürrisch; wahrscheinlich schlug das begangene Unrecht ihr Gewissen, und sie fingen an, zu fühlen, was ihrer warte, wenn Vreni vollends Meisterfrau geworden sei. Auch machte ihnen das Ausbleiben meines Vaters Angst; sie fürchteten nach und nach, er möchte sich ein Leid angethan haben. Das wäre das Schrecklichste gewesen, was ihnen hätte widerfahren können; nicht bloß, weil sie sich als die Ursache seiner Verzweiflung hätten betrachten müssen, sondern wegen der Schande, die dadurch über ihre ehrbare Familie kam, und weil sie ganz bestimmt glaubten, er müsse als Gespenst wieder kommen, hätte keine Ruhe und ließe auch andern keine. Schon durfte des nachts Großmutter nicht mehr allein ums Haus, und wenn abends jemand an der Thüre klopfte, so hätte sie um keinen Preis mehr geöffnet oder gefragt: „Wer ist da?“ aus Furcht, den Benz zu sehen oder zu hören.

Meine Mutter kannte die Ursache der Abwesenheit des Vaters; aber sie war boshaft genug, sie nicht nur nicht merken zu lassen, sondern noch durch verstellte Betrübnis und Stichelreden über beraubte und getötete Kinder die Herzensangst zu vergrößern und sogar Vreni zum Schweigen zu bringen. Diese hätte meinem Vater den Tod herzlich gegönnt und der Mutter dazu; aber das Wiederkommen desselben fürchtete gerade sie am meisten, weil zu erwarten war, das Gespenst werde sich am meisten an ihr vergreifen.

Endlich, am Morgen des sechsten Tages nach jenem Auftritt, erschien mein Vater mit Roß und Wagen vor dem Stöckli und befahl der Mutter, alsobald die wenigen Habseligkeiten aufzupacken und mich holen zu lassen; er wolle weder dem Pferde eine Hand voll Heu hier geben, noch einen einzigen Bissen hier essen. Meine Mutter gehorchte mit großer Freude und sandte alsobald hin, mich zu holen; Großmutter ließ erwidern: ich sei ihr Kind, sie lasse mich nicht. Einer erneuerten Botschaft gab sie gleichen Bescheid. Da erschien mein Vater selbst, drang in die Stube, wo Großvaters waren, riß mich auf den Arm und wollte, ohne ein Wort zu sagen, zur Thüre hinaus. Doch die Großmutter stellte sich ihm in den Weg und sprach: „Benz, thu doch nicht so; wo willst du hin mit dem Miaßli, den lasse ich dir nicht!“ Nun folgte ein erschütternder Auftritt, der mein Lebtag mir vor Augen sein wird. Die frühere Angst um den Sohn war noch in Großvaters; sein wildes Aussehen ließ sie glauben, daß er zu allem fähig sei, selbst zum Mord seiner Kinder. Ihr Gewissen fing nicht nur an zu erwachen, sondern sie begannen schon zu fühlen, daß sie den Löffel aus der Hand gegeben, ehe sie genug gegessen, daß Undank ihr Lohn sei; sie waren schon beiden, Sami und Vreni, im Wege, und was ihnen gegeben werden sollte, erhielten sie entweder gar nicht, oder schlecht. Beide waren weich gestimmt und wollten den Benz so nicht fortlassen; die Großmutter nahm ihn bei der Hand und machte ihn sitzen; er mußte endlich, so sehr er sich weigern mochte, von dem aufgestellten Brönz trinken; nur essen wollte er nicht, das hatte er verschworen. Sie baten ihn, nicht so wüst zu thun, mich ihnen zu lassen; wenn sie das Leben hätten, so würden sie sorgen, daß er nicht zu kurz komme. Endlich wurde mein Vater auch weich, er zählte alles her, was er gethan, welchen Lohn er erhalten, wie ihm zu Mute

gewesen sei, was er erst Furchtbares im Sinn gehabt, und alle drei weinten mit einander, und ich natürlich auch mit. Da ließ meine Mutter fragen, warum sie so lange warten müsse? Nun erst mußte Vater Bescheid geben, wohin er wolle. Man erfuhr, daß er mehrere Stunden von da einen Hof empfangen habe; Großvater schüttelte den Kopf, ging aber über das Genterli und drückte dem Vater Geld in die Hand. Die Großmutter hatte wieder Hoffnung gefaßt, mich behalten zu können. Allein mein Vater war unerbittlich; er behauptete, keins seiner Kinder hätte Tristig in der Nähe des Geizhundes, sie wäre imstand ihnen ein Leid anzuthun, und er hätte es verschworen, keins eine Stunde länger im Hause zu lassen, sobald er ein ander Obdach für sie gefunden. Da weinte die Großmutter wieder bitterlich; mit von Thränen dunkeln Augen packte sie meine Kleidchen zusammen. Sie fühlte wohl, daß Benz recht hatte und daß die Trennung von mir eine gerechte strafende Folge ihrer Handlung sein müsse. Zum letztenmale nahm sie den Spycherschlüssel zur Hand; doch mich ließ sie nicht mit, und brachte ein ganzes Fürtuch voll dürres Zeug zurück, womit sie mir alle Säcke vollstopfte und dem Vater noch den Rest einsteckte. Der Vater pressierte; aber die Großmutter konnte nicht aufhören, mich zu küssen und mir zu sagen: ich solle sie nicht vergessen, im Frühjahre wolle sie zu uns kommen. Der Großvater nahm mich auf die Arme, er hatte ganz nasse Backen. Als ich endlich mit zur Stube hinaus mußte, trug mich die Großmutter bis zum Wagen, gab mir noch alles Geld, was sie in den Säcken hatte, bat auf das rührendste, man solle ihnen doch nicht zürnen, konnte mich gar nicht loslassen, und als endlich die Pferde anzogen, sie mich lassen mußte, setzte sie sich auf einen Baumstamm, hielt das Fürtuch vor das Gesicht und weinte, daß es sie über und über schüttelte. Ich schrie, so laut ich konnte:

„Großmuetterli, Großmuetterli, ich will nicht fort, will dich nicht verlassen!“ Allein umsonst, die Pferde zogen an, fort ging's. Bald sah ich die weinende Großmutter nicht mehr, sah ihr Haus nicht mehr und am Ende gar nichts mehr; in lautem Weinen fiel ich in einen tiefen Schlaf. Meine glückliche Zeit war dahin; sie hatte etwas mehr als fünf Jahre gedauert.

Drittes Kapitel.

Das Lesen.

Am folgenden Morgen erst erwachte ich oder ward meiner mir bewußt. Mein erstes war, die Großmutter zu rufen. Sie antwortete nicht; ich rief: „Großvater!“, erhielt keine Antwort. Ich sah auf; mein Bruder lag neben mir; die Stube war mir fremd; nirgends ein Großvater, nirgends eine Großmutter! Ach, da wollte mein junges Herz brechen in namenlosem Schmerz; selbst die Schnitze, die ich in meinen Säcken vorfand, trösteten mich nicht. Erst als nach dem Morgenessen der Vater mich mit hinausnahm in den Stall und mir versprach, eine Kuh und ein Roß sollten mein sein und alle Schafe, vergaß ich mein Elend, das sich aber noch manchen Morgen und manchen Abend erneuerte.

Ich fing an mich umzusehen und fand uns in einem großen alten Hause auf einem Berge wieder. Neben dem Hause stand ein Stöcklein; rings um dasselbe ein großer Obstwachs, und in weiterem Kreise, größtenteils in steilen Halden bestehend, dehnte sich ein bedeutendes Heimwesen aus. Nur unterhalb des Hauses war ein Stück, das durch den Brunnen gewässert werden konnte, und ganz im Boden eine Lischenmatte.

Das Lehen hatte mein Vater von dem alten Bauern empfangen, der im Stöcklein wohnte. Zugleich gab ihm dieser Vieh, Haus und Feldgerät in die Schatzung, welche sogenannte achtbare Männer machten; aber sie waren mit dem Bauer am gleichen Orte Burger.

Denn als mein Vater im Zorn fortgelaufen war, wollte er nicht eher zurück, als bis er etwas empfangen hatte. Nach mehreren Tagen vergeblichen Laufens wurde er immer hitziger, bis er endlich diesen Hof fand. Das viele Land gefiel ihm. Der Zins schien ihm klein dagegen. Er bedachte nicht, daß zwischen einem Bergheimwesen und einem Hof auf ebenem Boden ein großer Unterschied ist. Zudem war der Bauer ein alter Fuchs, der dem Vater den Mund recht wässerig zu machen wußte nach den Herrlichkeiten, die droben ihm warteten. In seinem Unmute über die eigenen Leute hielt er alle andern für ehrlicher und bessere Freunde. Er gab daher gerne zu, daß zwei Vorgesetzte der Gemeinde, in welcher der Hof lag, die Schatzung machen sollten als unparteiische Männer. Er glaubte, ein Statthalter und ein Gemeindevorsteher würden sich nicht dafür halten, jemand zu betrügen. Er hatte noch nicht erfahren, daß man Einem zu lieb reden nicht betrügen heißt.

Im Anfang war der Himmel voller Geigen. Der Mutter that es bis in die Fußzehen wohl, selbst Meisterfrau zu sein und nicht bloß im Küherstöckli, sondern im großen Hause wohnen und mit Milch ꝛc. schalten und walten zu können nach Belieben. Die Bäuerin kam fleißig zu ihr herüber und that wie die Liebe selbst. Meine Mutter nahm das alles für bar Geld und merkte nicht, daß die Alte nur kam, um ihr recht auf die Eisen zu sehen und zu vernehmen, was alles vorging. Eben so machte es der Bauer. Er trappete meinem Vater überall nach, war beim Heurüsten, beim Füttern, schien lauter Holdseligkeit zu

sein, wußte aber nebenbei das Wasser auf seine Mühle zu reisen. So überredete er z. B. gleich in den ersten Tagen meinen Vater, sein Holz im wüstesten Graben zu schlagen, wo man kaum mit ihm fort konnte, und wußte dem Vater das Stöcken so leicht und lieblich darzustellen, daß er einen schönen Haufen ausmachte, ehe die Feldarbeit anging. Ob diesen Dingen litten Wagen und Werkzeuge bedeutenden Schaden; aber was fragte der Bauer diesem nach, ging es ja über meines Vaters Buckel aus. Gegen das Frühjahr stellte sich ein Knecht und eine Magd ein, weil meine Eltern einsahen, daß sie den Hof nicht allein bearbeiten konnten. Noch ging zwar alles gut; die Mutter brauchte noch nicht recht frühe aufzustehen, hatte für wenig Leute und keine Schweine zu sorgen, und ob sie nebenbei viel oder wenig mache, sah ihr niemand nach. Die Kinder überließ sie freilich sich selbst, bekümmerte sich wenig darum, ob sie gewaschen und gestrählt seien oder nicht.

Nun kam das Frühjahr mit allen seinen Arbeiten: Mist führen, Land rüsten für Haber, Flachs, Bäunde ꝛc. Am Morgen mußte früh aufgestanden werden, das that meiner Mutter weh; das z'Morge war nie zu rechter Zeit fertig. Die Magd sollte ihr helfen, wie sie meinte; und der Vater meinte nicht nur, die Magd solle ihr nicht helfen, sondern sie selbst solle machen, daß sie so früh als möglich zum Hause heraus aufs Land komme. Allenthalben fehlte es ihm an Händen, da das meiste Land steil war, Erde hinauf geführt und der Mist in Bännen am Seil gezogen werden mußte, was viel mehr Zeit braucht, als man im ebenen Lande denkt. Zudem war auch der Zug schlecht, den er übernommen hatte. Alle benachbarten Leute, der Arbeit gewohnter, mit Leuten besser versehen, kamen dem Vater vor, erst um eine Woche, dann um zwei; endlich trampelte der Bauer heran und sagte: „Benz, du mußt Leut anstellen, so

geht das nicht". Und Benz stellte in der That Leute an; der Hausbrauch vermehrte sich dadurch, die Magd mußte nun doch der Mutter helfen, wenn man Vormittag z'Morge, vor Abend z'Mittag, vor Mitternacht z'Nachtessen bekommen wollte; den Leuten mußte der Taglohn bezahlt werden, und auf das alles hatte Benz nicht gerechnet.

Ja, Benz hatte noch auf gar viel nicht gerechnet. Benz hatte nur an den Zins gedacht, aber nicht an die Haus- und Arbeitskosten; hatte gedacht, aus dem Stall viel zu lösen, und nicht, daß er auch kosten könne; hatte nur an gute Jahre gedacht, nicht an mittelmäßige, noch viel weniger an schlechte. Das Geld, welches ihm der Großvater gegeben hatte, war im Genterli in einem Körbchen, und er und die Mutter nahmen daraus, wann sie etwas nötig hatten. Das erhaltene Geld hatte ihnen unerschöpflich geschienen; sein Lebtag hatte er noch nie so viel beisammen gehabt; wie erschrack er daher, als er eines Tages Geld nehmen wollte, mit der Hand lange im Körbchen herumtappte, ehe er welches fand, und beim Herabnehmen sah, daß fast keins mehr darinnen war. Er stund da wie vom Himmel herabgefallen; er war außer stand, zusammen zu rechnen, was er ausgegeben, besonders nicht, was er Schmied und Wagner gegeben. Der alte Fuchs hatte es so eingerichtet, daß meinem Vater gleich anfangs eine Menge Reparaturen auffielen; dieser konnte nicht rechnen, wie viele Kleinigkeiten ins Haus angeschafft worden, konnte an der ganzen Sache nichts begreifen, bis ihm endlich in Sinn kam, die Mutter müsse unvernünftig viel daraus genommen haben und nichts darein geliefert. Wahr war es, daß meine Mutter aus Hochmut manches angeschafft hatte, was hätte unterbleiben können; wahr war es, daß sie den Kaffee lieber ohne Schiggore trank, lieber stark, als schwach; wahr war es, daß sie den Anken lieber selbst

brauchte als verkaufte, und nur dann eine Ankenballe zum Verkauf rüstete, wenn sie selbst damit z'Märit gehen konnte. Sie bewies meinem Vater immer, daß es vorteilhafter sei, selbst auf den Märit zu gehen, als den Anken dem Träger bei Hause zu verkaufen; denn sie löse immer wenigstens einen Kreuzer mehr; daß aber der Schoppen oder die Halbe, ein Bratwürstli, das weiße Brötchen, das man nach Hause brachte, etwas kosteten, daran dachte man wieder nicht.

Nun gab es einen tüchtigen Lärm. Die Mutter sollte sagen, was sie mit dem Gelde angefangen; sie wollte nichts apartes wissen, mein Vater es nicht glauben, mußte aber am Ende schweigen; denn der Mutter Zunge war weit geläufiger als die seine. Damit kam das Geld nicht wieder, kam auch die Klugheit nicht, die Ausgaben, wenn auch nur obenhin, aufzuzeichnen. Es kam aber die Ernte, freilich keine reichliche; denn der Bauer hatte den Samen gespart gehabt; aber man konnte dreschen und einige Mütt Korn verkaufen, also auch die Arbeiter bezahlen. Dieses Dreschen zur Unzeit versäumte wieder. Den gehäuften Arbeiten konnte man nur durch Anstellung mehrerer Leute begegnen. Nun, der Benz rechnete wieder auf schönen Erlös von Gespinnst und Obst, welche beide wohl zu geraten schienen. Vom Obst hatte er das Aufgelesene und die Hälfte des Geschüttelten oder Abgenommenen. Er arbeitete also getrost darauf los, stellte Leute an und rechnete, er könne alle Jahre seine Kinder mehr gebrauchen.

Wir fingen an Obst aufzulesen, sobald der Herbst kam, hatten aber damit wenig zu thun. Wenn an einem Morgen ein halb Dutzend Äpfel unter einem Baume lagen, so trappete der Bauer heran und stellte auf Nachmittag das Schütteln an, weil er fürchtete, wir könnten zu viel bekommen. Ob die Äpfel reif seien, ob wir Zeit hätten, darum kümmerte er sich gar nicht. Mein Vater

hatte nicht Zeit sich dessen zu achten; die Mutter verstund es nicht; uns Kindern blieb es überlassen, das halbreife Obst in den Keller zu schleppen und aufzuschütten. Wie es da zuging, kann man sich denken! Süßes und Saures kam untereinander; das Spätobst wurde eingekellert, ehe man das frühere weggeräumt hatte. Die Mutter kam mit der Haushaltung nicht zurecht, geschweige daß sie noch um das Obsterlesen im Keller sich viel hätte bekümmern können. Zwar rüstete man auch, kam aber mit dem Dörren auf den Öfen nirgends hin, weil man noch nicht heizte und einen einzigen Kunstofen hatte, und wenn man zuweilen auch eine Dörrete für den Backofen gerüstet hatte und am Morgen der Vater einheizen wollte, so fand er Schnitze vom Bauer darin, der nichts anderes zu thun hatte, als Äpfel rüsten, und das Holz nicht sparte, weil der Vater es ihm rüsten mußte. So faulte eine unendliche Menge Obst. Man suchte einzubeizen, dazu hatte man aber nur wenig Geschirr. Man gab den Schweinen so viel, daß sie endlich nichts anderes fressen wollten und auch nicht ausfielen, wie sie sollten. Verkaufen konnte man fast keins; wenn ein Käufer in den Keller kam, so verging ihm alle Lust. So schrumpfte der ganze geträumte Gewinn aus dem Obst zusammen auf einige Batzen, die man vom Brenner löste, einige Maß Bätziwasser und einige dürre Schnitze, von denen aber fast die halben verbrannt waren.

Flachs und Werch hatten wir viel gemacht; allein der Flachs hatte auf der Rooßi viel gelitten. Ob dem zu viel zu thun, kam man zu den meisten Sachen nie zu rechter Zeit; so war das Kehren und Aufnehmen auch versäumt worden. Der Bauer merkte das Alles; aber statt mit seinem Äpfelabnehmen inne zu halten oder zur Zeit zu mahnen, kam er, wenn der Schaden geschehen war, lächelte auf den Stockzähnen und sagte etwa: „Benz, du hest wohl lang g'wartet“, oder: „Es wäri

vor acht Tage guet g'si.“ Die Mutter stellte eine gewaltige Brechete an, und es that ihr wohl bis in die Schuhe hinab, die Meisterfrau zu spielen; sie wollte gerühmt werden, that zu viel an die Sache und bedachte nicht, daß man eben am meisten ausgeführt wird, wenn man sich groß machen will, ohne es zu vermögen.

Das kostete ordentlich Geld; den Hechler hatte man auch nicht umsonst; nur für diese Auslagen zu decken, mußte man manches Pfund verkaufen. Als nun alles fertig war und man nachsah, was zu verkaufen sei, so fanden sich Hemden nötig bei uns allen; Anzüge hatte man auch zu wenig, ebenso Tisch- und Bettücher; ja wenn man hätte wollen machen lassen, was die Mutter nötig glaubte, man hätte noch viel dazu kaufen müssen. Das that man freilich nicht, sondern, um die Hauptausgaben zu decken, sollte eine Portion verhandelt werden. Unter mehreren Malen schleppte die Mutter diese auf den Markt, und wenn man das Geld zusammengethan hätte, was sie heimbrachte, es würde keinen großen Haufen gegeben haben. Das Zurückbehaltene mußte gesponnen werden, aber wer sollte das thun? Die Mutter spann nur, wenn Besuch da war; sonst hatte sie mit der Haushaltung zu thun oder schnurpfte etwas. Die Magd mußte der Mutter helfen oder dem Knecht, kam nicht viel zum Spinnen. Meine Schwestern hätten altershalb gar gut spinnen können; aber niemand führte sie ordentlich dazu an; beim besten Willen verrichteten sie nicht viel. Es mußte also eine Spinnerin angestellt, dieser der Lohn gegeben werden; das waren wieder Kosten, auf die man nicht gerechnet hatte. Die Eltern trösteten sich mit dem Erlös aus dem Gewächs. Über Hals über Kopf wurde gedroschen. Haber und Korn gaben, den Garben nach, wohl aus. Als man aber dem Bauer das Vorbehaltene ausgerichtet, dem Müller das Vorgegessene zurückgegeben, bei Seite gethan hatte,

was man bis zur nächsten Ernte für den Hausbedarf bedurfte, blieb so viel nicht übrig. Als der Vater dem Knecht und der Magd ihren Lohn bezahlt, verschiedene Ansprachen des Gerbers und Schneiders berichtiget hatte, hatte er noch etwas, jedoch so wenig, daß er, der nun an die Hauskosten denken gelernt hatte, wohl einsah, daß davon für den Zins durchaus nichts bleibe. Man verkaufte noch Schweine; aber auch dieses Geld reichte nur dazu, den Vater in Stand zu setzen, den Stall ein wenig besser zu besetzen. Der Bauer hatte ihm vier Kühe und zwei Pferde in die Schatzung gegeben. Von den vier Kühen war eine einzige etwas wert; kurz, es war schlechte Ware, die schlechte Nutzung gab. Der Vater wollte mit dem Bauer brummen; allein dieser wußte dem Vater alles von der besten Seite darzustellen und behauptete, er habe deswegen immer altes Vieh gehabt, weil es weit bessern Mist gebe, als das junge. So hatte der alte Kauz für Dünger sorgen wollen; aber ein ordentliches Mistloch machen zu lassen, dazu war er nicht zu bewegen. Um nun nicht gar viel an den Tieren zu verlieren, suchte mein Vater einige zu mästen. Zu diesem Zweck mußte er im allgemeinen besser füttern, mußte allerlei beisetzen: Erdäpfel, Korn rc., hatte dazu wenig oder keine Nutzung, und wenn er am Ende auch einige Franken mehr löste, als die Schatzung betragen hatte, so war er doch, wenn er alles rechnen wollte, in bedeutendem Verlust. Ein Lehenmann muß aber alles rechnen, muß aus allen Dingen einen Kreuzer zu lösen suchen, und nichts ist thorrechter, als wenn er viele Dinge braucht, die viel Franken gelten, um eine Sache um einige Batzen teurer verkaufen zu können. Aber ein Lehenmann, der fast alle Tag und Nacht arbeiten muß, hat nicht viel Zeit zum Nachsinnen, besonders wenn er des Sinnens so ungewohnt ist und es ihm so schwer geht, wie meinem Vater. Der, welcher den Hof verleiht, der wenig oder nichts zu thun

hat, der hat alle Zeit zum Nachsinnen, wie er das Wasser auf seine Mühle reisen, wie er den Lehenmann aussaugen will, wie der ihm den Hof verbessern müsse, damit, wenn das Lehen zu Ende gegangen, er ihn noch besser verleihen, neue Vorteile erlistelen und einen andern armen Teufel zu Grunde richten könne.

So ging das Lehensjahr zu Ende, hatte viel Arbeit und Sorge gebracht, aber keinen Lohn dafür. Als man das Geld überzählte, fand es sich, daß nicht mehr so viel da war, als der Großvater beim Abschiede mitgegeben hatte, und doch war kein Kreuzer am Lehenzins bezahlt. Freilich waren viel außerordentliche Ausgaben da gewesen, die hoffentlich sich nicht wiederholten; freilich war der Stall etwas besser besetzt; allein ein ganzer Lehenzins war zu bezahlen, und woher im folgenden Jahre zwei Zinse nehmen, da man im vergangenen, welches doch keins der schlechtesten gewesen, nicht einen aufbringen konnte? Vater und Mutter begannen, als sie den Schaden einsahen, einander die Schuld gegenseitig zuzumessen. Der Vater hielt der Mutter vor: sie sei nicht die Großmutter, verstehe nichts, brauche viel und thue wenig. Die Mutter gebrauchte gewöhnlich nur einen Vorwurf, der g'schweiggete aber den Vater. Sie hielt ihm nur seine Dummheit vor, welche ihn diesen Hof empfangen und sich so anführen ließ. Durch diese gegenseitigen Vorwürfe machten sie sich die Sache immer schwerer, die Lage immer drückender, ihre Herzen bitterer. Wo immer keines an dem Unglück schuld sein will, sondern es dem andern aufbürdet, da kann man keine gemeinsame Maßregeln treffen, um dem Schaden abzuhelfen; derselbe wird immer größer. O, wenn die Leute wüßten, wie leicht sich alles machen, alles ertragen ließe, wenn man einig bliebe, wenn jeder auf die eigenen Fehler merkte, die der andern mit Liebe bedeckte oder mit Sanftmut verbesserte,

sie würden das leidige Verweisen und Vorhalten fahren lassen, wobei nichts heraus kömmt, als Bitterkeit, Mutlosigkeit und größere Not.

Alle diese Vorwürfe halfen also zu nichts, als daß sie den Vater in der Überzeugung bestärkten, daß er nicht nur die faulste, sondern auch die böseste Frau habe; daß die Mutter auf ihrer Seite nie an ihre Fehler glaubte, sondern den Vater und seine Beschränktheit als die Ursache alles Übels ansah.

Mit allen Vorwürfen war der Lehenszins nicht da; man mußte ihn schuldig bleiben und hatte kaum Geld genug vorrätig, um die laufenden Ausgaben in der Zeit zu bestreiten, in welcher man nichts verkaufen konnte.

Der Bauer mahnte nicht ans Zinsen; aber er wußte aus der Schuld seine tüchtigen Zinsen zu ziehen. Die Frau desselben brachte einen größeren Hafen für die ausbedungene Milch, als sie sollte; er mußte gefüllt werden. Was sollte man machen? Hätte man sich geweigert, so hätte das alte Ehepaar den Lehenszins eingefordert, den man ja nicht zahlen konnte. Der Bauer pflanzte mehr als er sollte, wollte große Hanf- und Flachsplätze haben; den besten Mist, die beste Zeit mußte man für ihn gebrauchen; wollte Land zu Erdäpfeln, obgleich keins im Akkord ausbedungen war. Der Ärger verzehrte die Eltern fast, allein sie durften nichts sagen, aus Furcht vor dem Zins. Der Bauer brauchte, ohne viel zu fragen, die Pferde des Vaters, besonders um z'Märit zu fahren; ja er führte sogar auch Sachen ums Geld, führte dem Vater Pferde und Wagen ab, die er vergüten, von denen er den Zins zahlen mußte. Derselbe mischte sich immer mehr in alle Dinge hinein und fing an zu befehlen, als ob wir nicht Lehensleute, sondern Knechte wären. Wenn sie irgendwohin zu schicken hatten, so mußte eins von uns laufen. Im Anfang gab es hie und da einen halben Batzen; seit aber

der Vater ihnen schuldig war, sagten sie nicht einmal: vergelt's Gott! Mit welcher Freude ein Lehensmann bei solchen Umständen arbeitet und mit welchen Augen er seinen Blutsauger, der ihm immer auf den Fersen ist, betrachtet, kann man sich leicht denken. Wer will den richten, der allen Mut verliert und am Ende sein Elend in Schnaps zu vergessen sucht? Das that doch mein Vater nicht; er war zu sehr an Arbeit und Mäßigkeit von Jugend auf gewöhnt, als daß er durch seine Lage hätte anders gemacht werden können. Er war wie eine Uhr, die man am Morgen aufzieht und die am Abend abläuft. Der Sommer kam wieder und mit ihm wieder das alte Lied. Immer war und blieb man im Hinterlig, immer hatte man sich verrechnet. Bei jeder neuen Arbeit oder jedem Werk rechnete mein Vater dieses mit wenig oder keinen fremden Menschen machen zu können; war man nun mitten darin, so sah man, daß es nicht gehe, sondern daß man durchaus noch mehr Leute anstellen müsse. Nun mußte man links und rechts aus springen, um Menschen zusammenzutreiben, versäumte damit auch viel Zeit, und fand, wie der Knecht im Evangelium, nur Lahme und Krüppel; denn die guten Arbeiter warten nicht bis mitten in ein Werk, um sich anstellen zu lassen. Am Ende blieb man doch im Hinterlig und hatte mit vielen Leuten wenig ausgerichtet. Wenn die Not am größten war, so humpelte der Bauer mit seinem Pfeifchen im Munde irgend einem Wirtshause zu, seinen gewohnten Schoppen zu trinken, und richtete es so ein, daß er bei den Arbeitern vorbei kam, um ihnen mit schadenfrohem Gesicht irgend etwas Spöttisches sagen zu können. Der Bauer wußte im voraus, daß mein Vater nicht bestehen konnte; aber er hatte seine größte Freude daran, ihn so langsam nach und nach auszusaugen und verderben zu sehen. Ob wohl der Teufel an der Freude des Bauern auch seine Freude gehabt, wer sagt mir das?

So waren die Kosten nicht geringer geworden, wohl aber der Ertrag im Vergleich mit dem frühern. Es war ein sehr trockenes Jahr gewesen, natürlich also an den trockenen Seiten die Heuernte schlecht, und nicht nur schlecht, sondern auch bedeutend dadurch verringert, daß man große Stücke eingrasen mußte, welche man sonst geheuet hatte. Im allgemeinen war es wohl ein gutes Kornjahr, doch nicht für uns. Mein Vater hatte wenig Pflug gehalten und gesäet; das waren Arbeiten gewesen, welche der Großvater meist noch selbst verrichtete, und wenn auch zuweilen dieses an meinen Vater kam, so war es im ebenen Lande in fruchtbarem Boden. Hier auf der Höhe verstund er weder den Boden zu rüsten noch zu besäen. Zum Rüsten des Bodens brauchte er viele Zeit, zum Säen auf bergigtem magerm Lande viel Samen, und beides, Zeit und Samen, hatte mein Vater zu wenig. Er wollte mit beidem hausen, schadete sich aber dadurch gar sehr; denn natürlich wurde die Ernte um ein Bedeutenderes geringer, als man an Samen und Zeit erspart hatte. So geht es armen oder bedrängten Leuten nur zu oft; sie wollen oder müssen am unrechten Ort sparen und verlieren dabei alles. Obst gab es keines, der Flachs war mißraten, zu verkaufen war nichts als Korn, dabei aber vorauszusehen, daß man im Frühjahr entweder Ware abschaffen oder Futter kaufen müsse. Die Diensten und Taglöhne mußten bestritten werden; die Hauskosten liefen fort. Woher nun einen Zins, woher zwei nehmen, da man voraussah, daß aller Erlös nicht einmal zu den laufenden Ausgaben hinreiche?

Unsere Lage wurde so immer trübseliger, und die Eltern immer erbitterter gegen einander. Es verging kaum ein Tag, an dem sie nicht gezankt und aus dem hintersten Winkel Dinge hervorgerissen hätten, um sich dieselben vorzuhalten, und das ohne alle Scheu vor den Kindern. Da war es, wo ich alles

vernommen, was ich bis dahin erzählt habe. Ich habe es auch behalten, weil das, was Eltern einander sagen, einen weit tiefern Eindruck macht auf Kinder, als die Eltern sich vorstellen. Doch war ich noch zu klein und auch zu gutmütig, um nach dem, was die Eltern einander gegenseitig vorhielten, sie zu beurteilen, und dadurch Achtung und Liebe gegen sie zu verlieren. Meine Geschwister dagegen waren alt genug, hängten Vater und Mutter ein böses Maul an, wo sie nur konnten, und wenn sie allein waren, repetierten sie zusammen, was sie gehört hatten, und fügten dann noch bei, was ihnen in Sinn kam, und hechelten oft die Eltern ärger durch, als ihre größten Feinde es hätten thun können. Während so die Eltern gegen einander und mit ihrer Lage kämpften, verloren sie uns überhaupt aus den Augen, und wir konnten fast thun was wir wollten; hie und da fiel eine Ohrfeige, gar oft aber ohne Erklärung, so daß man nicht wußte, warum man sie bekam. Der Vater hatte im Kopf, was er der Mutter, was sie ihm gesagt, was er ihr ferner sagen wolle; die Mutter trug das Gleiche mit sich herum. Zwischendurch sannen sie vielleicht noch den zwei schuldigen Lehnzinsen und dem fast leeren Körbchen im Genterli nach, wie hätten sie da an ihre Kinder denken, auf ihr Betragen aufmerksam sein sollen?

Sie bekümmerten sich nicht, ob wir zur Schule gingen, was daher auch nicht geschah. Daß der Vater mich aber noch immer liebte, sah ich zuweilen. Während er fütterte des Abends, saß er meist auf einem Bänkli vor dem Futtergang, die Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf in beiden Händen. Wenn ich nun da vorbei lief, so nahm er mich zwischen seine Knie, betrachtete mich und seufzte schwer auf, und wenn ich ihm flattierte und mit meinen Händchen seine Backen strich, war es, als ob seine Augen naß würden; er stund dann auf und ging

in die Ställe. So kam, so verstrich der Winter, und während desselben war immer das alte Lied: Zank, Not und steigende Verlegenheit, woher man nun bald zwei Zinse nehmen wolle?

Viertes Kapitel.

Der Großvater stirbt. Eine Teilung.

Da klopfte es einst, als wir am Mittagessen saßen, und die Mutter stichelte: wie viel dem Vater seine reichen Verwandten helfen, und der Vater immer röter wurde und zum Ausbruch einen Anlauf nahm, an die Thüre. Die Mutter rief: „Herein!“ Da trat ein Mädchen ein mit schwarzem Fürtuch und aufgebundenen Züpfen und brachte die Nachricht, daß der Großvater gestern gestorben sei, und wir übermorgen mit ihm z'Chilche kommen sollten. Die Nachricht kam so unerwartet, denn wir vernahmen nichts, was in unserer alten Heimat vorging; sie paßte auch so merkwürdig in das Gespräch; denn nun konnte der Vater erben, weil nach unserer Landessitte nach dem Tode des Mannes das Vermögen unter Kinder und Witwe geteilt wurde zu gleichen Teilen, daß wir alle verstummten. Endlich fing ich an zu weinen, die Mutter hieß die Botin mitessen, und allmählich ging das Fragen an.

Der Großvater war an einem Schlagflusse plötzlich gestorben. Man rede allerlei, setzte die Botin hinzu, was die Ursache dazu gewesen, wollte aber, so lange der Knecht und die Magd da waren, nicht recht mit der Sprache heraus. Als diese endlich abgegessen und die Mutter noch Schnaps und weißes Brot extra aufgestellt hatte, denn sie wußte wohl, wie

man die Leute redselig machen kann, da vernahm sie alles, was sie wollte. Das Mädchen berichtete, seine Mutter sei alle Tage in Großvaters oder vielmehr jetzigem Samis Hause und die beste Freundin von dessen Frau. Zum Beweis dieser Freundschaft erzählte es alles Böse, was sich nur von einer bösen Frau erzählen läßt, über Samis Frau, dem Elende der Großeltern, dem Zorne des Großvaters, an dem er erstickt, als seine Schwiegertochter seiner Frau ihr schlechtes Haushalten vorhielt und ihr gegenwärtiges Nichtsthun, ihr vorhielt, sie thäte nichts und fresse sie noch von Haus und Hof, wenn sie lange leben sollte rc. Solches sprach die Tochter der besten Freundin einer bösen Frau; die Freundin selbst hätte vielleicht noch mehr ausgekramt bei gutem Schnaps. Solche Freunde haben böse Leute; sie verdienen aber auch keine besseren. Aber merkwürdig ist es, daß gar viele Weiber, die nicht schlecht sind, keine anderen Freundinnen kennen, als solche, die um einen Schnaps alles sagen, was man gerne hört, und um ein Kacheli Kaffee noch einmal so viel, als man will. Die Thörinnen denken nicht, daß die gleiche Ware um den gleichen Preis allenthalben feil sei; daß die nämlichen Leute um einige Schlücke ihren ärgsten Feinden alles dankbar ausbriefen werden über die, die früher von ihnen in den dritten Himmel erhoben worden.

Meine Mutter hatte ihrer Lebtage keinem Pfarrer mit so großer Andacht zugehört wie diesem Mädchen. Als dasselbe aufbrechen wollte, machte sie ihm noch ein Kaffee, in der Hoffnung, von ihm in der alten Heimat recht gerühmt zu werden, wie sie eine ganz andere sei, als des Samis Frau. Die gute Mutter dachte nicht daran, daß es ihr gar nicht besser ergehen werde als Samis Frau, und daß eine böse Zunge immer zuerst den verleumdet, bei dem sie zuletzt gegessen. Aber die wenigsten Menschen sind so klug, zu denken, ein Dieb sei allent-

halben ein Dieb, ein Verleumder sei überall ein Verleumder, und ein jeglicher hätte das Gleiche von ihm zu erwarten. Mit einigen Schmeicheleien und Augendienereien sind die Meisten zu bestechen und glauben, der Verleumder werde sie nicht verleumden, der Dieb ihnen nicht stehlen; ja am Ende glauben sie, er sei kein Verleumder, kein Dieb, wenn er es ihnen recht zu treffen weiß, müssen es erst zu ihrem größten Schaden erfahren, und werden doch nie klug.

Meine Mutter hatte über der Schadenfreude wegen Samis Frau selbst das Erbe vergessen, und dachte erst wieder daran, als das Mädchen fort war. Die Hausbäuerin hatte das Mädchen auch gesehen; denn es konnte niemand zum Hause kommen, den sie nicht sah, hatte es nicht erkannt, und war g'wundrig, für wessen Leiche es gebeten. Um es zu vernehmen, kam sie die Milch zu holen, welche man ihr am Morgen ausgerichtet, hoffend, ein Wort werde das andere geben. Kaum sah meine Mutter sie, so fiel ihr das Erbe ein und der große Milchhafen und die tausend Plackereien, welche man sich wegen dem schuldigen Lehenzins mußte gefallen lassen, und wie sie das dachte, sagte sie auch der Bäuerin: „Eisi, bring doch das ander Mal wieder den alten Hafen zum Ausrichten; ich will Schweine kaufen, und vermag es dann nicht an der Milch, dir alle Tage dr Gottswillen eine Halbe zu viel zu geben."

Natürlich ging auf diese Rede hin das Feuer auf und Eisi sagte: „Du hast mir noch nichts dr Gottswillen gegeben; gib du mir zuerst die Zinse, die ihr schuldig seid." Meine Mutter blieb nichts schuldig, und das Ende vom Liede war, daß die beiden Weiber ihre Herzen von Grund aus leerten, und die Bäuerin merkte, meine Eltern müßten Geld erhalten oder zu erwarten haben. Kaum hatte die Bäuerin die Küche verlassen, als unsere Mutter uns schon unterrichtete, was wir ihr zu leid thun, ihr verderben müßten, ihr im vorbeigehen zu sagen

hätten. Zweimal ließen wir es uns nicht sagen; kein Tag verging, daß wir nicht irgend eine Bosheit an ihr verübt hätten, allemal zur größten Freude der Mutter. Nachdem diese ein so löblich Werk vollbracht, ging sie an das Mustern der Kleider, die sie übermorgen anziehen wollte. Da fand sie zu ihrem hellen Schrecken ihre schwarze Kleidung verdorben, die einen Stücke grau und schimmlig, die andern von Schaben zerfressen. Sie war, seit wir da oben waren, nie zum Nachtmahl gewesen, hatte die Kleider nie gelüftet, daher nun die Bescherung. Der Magd ihre Kleider waren ihr zu gering; neue machen zu lassen war keine Zeit; zu der Bäuerin durfte sie jetzt nicht gehen um zu leihen; sie mußte sich entschließen, daheim zu bleiben und den Vater allein gehen zu lassen. Doch ich hielt so lange an, bis der Vater endlich versprach, Roß und Wägeli und mich mitzunehmen. Die ganze Sehnsucht nach der Großmutter, die ich seither nie gesehen, erwachte. Die ganze Nacht konnte ich wenig schlafen, fragte alle Augenblicke, ob es nicht bald Zeit sei aufzubrechen? und saß schon lange im Wägeli, als der Vater das Roß einspannte. Es war ein schöner Morgen und ich war lauter Freude. Das Kind gibt sich dem stärkern Eindruck hin; dieser war für mich das Wiedersehen der Großmutter; der Tod des Großvaters war vergessen, weil ich im Grunde wenig wußte, was tot sein bedeute.

Schon stunden Menschen mit Mänteln unter dem Arm um das Haus herum, als wir ankamen; doch sah ich mich nicht lange unter ihnen um, sondern lief auf das Stübchen der Großmutter zu, riß es auf und rief: „Großmüetti, Großmüetti!“ Und Großmüetti war da; aber ich kannte es anfangs gar nicht. Aus der stattlichen resoluten Frau war ein zusammengefallenes, gebücktes Mütterchen geworden, das mühselig mir entgegenkam, freilich mich herzlich liebkoste, aber gleich wieder anfing: „O Ätti, warum hesch mi verlah, o chönnt' i der doch nah, aber i mache's nit meh lang; i cha, will's Gott, bald o sterbe.“

Und wenn ich dann fragte: „Aber Großmüetti, wo wotst hi, was ist das: sterbe?“ so sagte sie: „Furt, furt us dr böse Welt, da hi, wo niemer eim ds Esse vergönnt, wo keiner böse Lüt meh si.“ So jammerte sie ohne Unterbrechung; ich weinte mit; aber es ärgerte mich doch, daß sie mehr um den Ätti weinte, als sich über mich freute, daß sie nicht alsobald in den Spycher ging; überhaupt schien sie mir nicht mehr das Großmüetti zu sein, das ich verlassen hatte, und es ward mir unheimelig im Stübchen. Recht froh war ich, als jemand rief, wir sollten doch hinauskommen, der Schulmeister fange schon an zu beten. Von diesem Beten weiß ich nur so viel, daß der Großvater brav gerühmt wurde, aber noch mehr die Hinterlassenen, ganz besonders Sami und seine Frau, denen aller mögliche Segen gewünscht wurde in Haus und Hof. Gar schön, hieß es auch, sei es zu sterben, wenn man so treu für seine Kinder gesorgt habe und ihnen so viel hinterlasse; es solle nur jedermann ein Beispiel nehmen und es auch so machen. Die Leute hörten recht andächtig zu und meinten nachher: dä chönn's, er syg doch e Meister.

Man trug den Großvater zu Grabe, senkte ihn in die kühle Erde und niemand weinte um ihn, als die Großmutter aus Herzeleid, und ich, weil die Großmutter weinte. Hätte er sein Gut verhudelt gehabt, acht Kinder hätten an seinem Grabe geweint, das heißt sie hätten geweint, daß der gestorbene Mann ihr schönes Gut verhudelt; um das Gut also, nicht um den Mann hätten sie geweint. Nun hatte er es nicht verhudelt, sondern sie konnten erben. Warum da weinen? Der Großvater hatte nichts Edleres auf Erden gekannt, als „Husen“, nichts Köstlicheres als Reichtum; demgemäß hatte er seine Kinder behandelt und erzogen, den gleichen Glauben ihnen eingebläut, ihre Liebe dahin gerichtet, wo die seine war: nach Geld und

Gut. Ihre Liebe war also nicht beim Großvater, sondern bei seinem Gelde; warum nun weinen, wenn man es nicht verliert, sondern gewinnt? Man spricht oft von lachenden Erben; aber daran denkt man nicht, daß tausend Eltern ihre Kinder zu lachenden Erben erziehen, die ihnen am Ende für nichts danken, als für ihren Tod.

Großmutter wollte anfangs nicht ans Leichenmahl, bis Sami ihr sagte, es wäre eine Schande für das ganze Haus, wenn sie nicht mit ins Wirtshaus käme. Sie, die sonst so resolute Frau, die alles regiert hatte, sie mußte jetzt nichts anders, als folgen, setzte sich doch mit mir so weit als möglich weg vom Vreni. Dieser sah man die Schuld an Großvaters Tod nicht an; erst jetzt machte sie sich breit, räsonnierte, rühmte, regierte mit einer Roheit, als ob sie an einer Hochzeit wäre und nicht an einer Gräbt. Die Brüder meines Vaters machten es wie sonst an den Fuhrungen: sie aßen und tranken bis es obenaus guckte, und versäumten keine Zeit mit Reden. Auch der Großmutter that das lang entbehrte bessere Essen wohl; die Thränen versiegten, und sie fand wieder Teilnahme für das, was außer ihr vorging.

Nun hätte ich gar zu gerne gehabt, wenn die Großmutter sich mit mir allein abgegeben. Sie that es auch zuerst, und fragte gar vieles; aber sie mußte auch andern Bescheid geben. Der G'wunder erwachte; sie vernahm dies und das, von dem sie noch nichts gehört, vergaß mich darüber, bis ich ungeduldig an ihr zupfte, was ich aber so oft wiederholen mußte, daß ich am Ende Langeweile bekam, die Großmutter auch nicht mehr recht liebte, den Vater suchte und heim wollte. Nachdem dieser noch den Tag der Teilung abgeredet hatte, brach er mit mir auf. Freilich war der Abschied von der Großmutter wieder zärtlich; sie sagte manchmal: „Miaßli, du g'sehst mi nit meh,"

und drückte mir noch einige ihrer wenigen Batzen in die Hand. Gerne hätte sie mir noch vom Tische etwas eingesteckt; aber Vreni sah uns so scharf zu, daß sie es nicht wagte. Ich sah sie nicht mehr, die gute Großmutter. Sie starb, als ich schon ein Güterbub geworden; ich vernahm es nicht einmal; denn einen Güterbuben heißt man nicht z'Gräbt kommen, nicht einmal mit der Großmutter. Ich sah überhaupt meine Verwandten nicht mehr, ausgenommen Sami zuweilen, wenn ich auf ein Gut verteilt oder verdinget wurde an den Mindestbietenden; da that er, als ob ich ihn nichts anginge. Seine Brüder heirateten alle nicht, blieben seine Knechte, und er erbte sie alle.

Auf der Heimreise hatte ich meinen Vater gar viel zu fragen; ganz besonders wollte ich von ihm wissen, was denn das Sterben sei, und wo man da hingehe. Sterben ist, wenn man stirbt, sagte er mir, und da muß man alles verlassen, was man hat: Haus und Hof, und da thut man einen ins Grab, wie du gesehen hast. So hatte ich meinen Bescheid, mit dem ich aber nicht viel zu machen wußte, als daß man beim Sterben weggehen und alles verlassen müsse, was man habe. So viel begriff ich aus Großmutters und Vaters Reden, daß man gerne sterbe, wenn man es bös und böse Leute, aber ungern, wenn man geerbt oder sonst gut es habe. So wäre ich später auch gern oder ungern gestorben, je nachdem ich es gut oder bös hatte. Geht wohl bei vielen Leuten ihre Religion weiter?

Die Teilung ging vor sich und brachte cirka 4000 Pfund Geld ins Haus, aber nicht Frieden. Die Zwietracht hatte einmal Wurzel geschlagen, und da zanken sich die Menschen, wenn Geld da ist, über das Geld und, wenn keins da, über den Mangel desselben. Nur dann wurde Friede, wenn wir Kinder dem Bauern einen tüchtigen Streich gespielt, oder die Mutter ein

scharfes Wort ihm angeworfen hatte: dann lachte der Vater und die Mutter konnte einen ganzen Tag machen, was sie wollte, sogar Geld nehmen; denn der Vater hatte des Bauern Kniffe und Schadenfreude nicht vergessen, wenn er selbst schon wenig sagte.

Fünftes Kapitel.

Der Vater stirbt.

Dieses Jahr und ein Teil des Winters verstrich ungefähr wie die frühern. Zu Ende März ging das Lehen aus, und mein Vater suchte ein neues. Etwas Eigenes vermochte er nicht mehr. Das Lehen hatte ihn bereits fast zwei Drittel seines Erbteils gekostet.

Im Winter mußte er dem Hausbauer noch sein Holz rüsten, und dieser bestand aus Bosheit darauf, daß eine große Buche an einem steilen Abhang gefällt werden solle.

Es war kalt und hart gefroren, als mein Vater nach dem z'Morgenessen sich rüstete, mit dem Knecht in den Wald aus Holzen zu gehen. Die Mutter sagte noch: „Benz, i wett nit ga, dä alt Schelm wird wohl warte.“ Der Vater achtete auf diese Rede nicht, nahm noch etwas Werkzeug mit und machte sich fort.

Es war noch nicht Mittag, als der Knecht atemlos daher gelaufen kam, dem Stalle zustürzte, im vorbeigehen uns zurief, es solle eins zum Doktor laufen, der Vater habe beide Beine gebrochen. Als sie die gefällte Buche schneiteten, war sie auf dem glatten Boden nicht genug verstellt und so wie mein Vater einen Ast abhieb, schoß sie den Berg ab, drehte sich an einem

Stock und ergriff den Vater, ihm beide Beine zermalmend. Ach, ich sehe ihn noch, wie man ihn auf dem Schlitten daher brachte, blutig über und über und schmerzlich wimmernd, wir alle laut schreiend und kaum imstande, ihn in die Stube aufs Bett zu tragen, während der Bauer, dem er die Buche gefällt, tubackend aus dem Läufterli g'wunderte. Ohnmächtig brachten wir ihn aufs Bett und wußten nichts anders zu machen, als ihn einzudecken, damit er erwarme. Dort kam er endlich zu sich und sagte leise: „Trinken!" Die Mutter brachte, was sie hatte, und wir freuten uns schon, es bessere, und sagten es ihm auch und wollten ihn trösten, der Doktor werde bald da sein und ihn ganz gesund machen. Allein er schüttelte den Kopf, stöhnte wieder, daß es uns durch Mark und Bein ging und ich es in der Stube vor Angst nicht mehr aushalten konnte. Ich stieg auf einen Haufen Holz, um zu sehen, ob der Doktor nicht kommen wolle; allein ich sah niemand. Es ging lange, unendlich lange, es kam niemand; ich erstarrte, ich merkte es nicht. Endlich, endlich kam meine Schwester daher allein und berichtete, der Doktor werde bald da sein, er sei nur noch da unten am Berge ins Wirtshaus gegangen, sagend, er hätte da etwas zu thun; wahrscheinlich werde er noch einen Schoppen trinken. — Herrgott, einen Schoppen trinken, und ein Mann hat beide Beine gebrochen! Endlich, nach einer Ewigkeit, kam der Doktor; er schnitt dem Vater die Hosen vom Leibe und fand die Knochen fast bis an die Hüften zersplittert. Es schien ihm ein Wunder, daß er jetzt noch lebe und prophezeite seinen baldigen Tod. O, wie wir da alle schrieen und jammerten, und die Mutter am meisten! Sie fühlte vielleicht, daß sie nicht gewesen war, wie sie sein sollte; sie jammerte immerfort: „Ach Benz, Benz, stirb nit, du darfst nicht sterben, denk o an dini Ching; o Benz, Benz, i will ganz e-n-anderi werde, i will der kei Verdruß

weh mache!" Ach, zu spät! Benz hatte den Ausspruch des Doktors wohl vernommen; er sah uns wehmütig an und streckte der Mutter die Hand dar. Wir alle faßten sie und wimmerten: „O Ätti, stirb nit, o Ätti, du darfst nit sterbe!" Aber der Ätti hörte uns schon nicht mehr; Gott im Himmel hatte sich seiner Leiden erbarmt und ihn fortgenommen.

Nun war ein Herzenleid, das ich nicht beschreiben kann. Der Vater war, bei allen seinen Schwächen, uns doch lieb gewesen, besonders mir, und sein Tod war so unerwartet, so schrecklich! Wie der Tag verging, weiß ich nicht, und was in den darauf folgenden sich zutrug, weiß ich auch nicht. Nur das weiß ich, daß ich mich immer ins Stübchen schlich, wo er lag, und dann von neuem zu weinen anfing, so daß mich niemand besänftigen konnte. Am vierten Tage wurde er begraben; von seinen Geschwistern begleitete ihn nur der dümmste der Brüder und auch der Bauer, der bis dahin kein Lebenszeichen gegeben, ging mit, nachdem er tüchtig Käse, Brot und Wein, welches die Mutter aufgestellt, zu sich genommen hatte. So begrub man den Vater; wir waren nun Waisen und sollten es erfahren.

Sechstes Kapitel.

Wie man, ohne zu erben, kann helfen teilen.

Einige Tage nach des Vaters Begräbnis kamen viele Männer ins Haus. Einer hatte immer eine Feder hinter dem Ohr und eine in der Hand; man sagte ihm „der Schreiber". Ein anderer war ein dicker Mann mit einem Maul, in welchem man einen vierspännigen Wagen kehren konnte, ohne ihn hinten

herum zu heben, und Zähnen, welche gewiß die härteste Nuß aufbeißen konnten; er hieß der „Gemeindsausgeschossene". Dieser Mann soll etwas Merkwürdiges an sich gehabt haben; sein Magen und sein Gewissen sollten nämlich eins und imstande gewesen sein, alles ohne Magenweh zu verdauen, was zum Maul ein mochte und was die Zähne zerbeißen konnten. Man denke, wie komod! Noch andere waren da, den einen sagte man „Schätzer"; es waren die nämlichen, welche geschätzt, was Vater sel. übernommen hatte; den andern sagte man, ich weiß nicht wie.

Diese brachen nun die angelegten Siegel auf, nisteten in allem herum, und ich dachte bei mir selbst: das müßten aparti g'wundrig Leute sein, daß sie alles in die Hände nehmen, aufschreiben und gar noch sagen, was jedes Stücklein wert sei. Der Mutter kam es nicht so wunderlich vor; nur disputierte sie immer mit den Männern: die Sachen seien mehr wert, als sie aufschrieben. Dann sagte der Mann mit dem zusammengewachsenen Magen und Gewissen: „Traueli, häb du nume nit Kummer, ih will scho zu dr luege, es kostet di numme minger." Das konnte ich damals wieder nicht begreifen, daß diese Sachen alle noch etwas kosten sollten; waren sie doch die unserigen und von manchem Stück hatte ich gesehen, wie es der Vater bezahlte.

Die Mutter kochete ihnen ein gutes Mittagessen und sparte dabei Fleisch nicht. Die Mannen ließen es sich auch gut schmecken, und als die Mutter alles aufgetragen hatte, fragte sie die Schätzer, wie sie den Tod ihres Mannes so schnell vernommen, daß sie schon eine Stunde nachher zum Versiegeln da gewesen? Der Bauer sei gekommen und hätte sie geschickt, antworteten sie. Ein Vater war von vier Kindern weggestorben; der Bauer war zum Teil schuld an seinem Tode, sah ihn blutend, bewußtlos ins Haus tragen, und woran dachte er? An den bald ver=

fallenen Lehenzins, an möglichen Verlust oder Vorteil, der aus diesem Tod ihm werden könnte. Hatte der Mann wohl ein Herz im Leibe, oder keins?

Endlich mahnte der Schreiber wieder an die Arbeit zu gehen; der Ausgeschossene meinte aber: sie welle emel no näh, der Tag sig noch läng und was me hüt nit machi, chönn me morn mache; und mit aller möglichen Behaglichkeit zermalmte er ein Stück Fleisch nach dem andern. Das gefiel der Mutter schon nicht, und als der Bauer des Nachmittags sich auch herzuließ unter dem Vorwande, er müsse doch zusehen, daß man seine Sachen nicht auch schätze und mit dem Ausgeschossenen besonders freundlich that, gefiel es ihr noch weniger; sie wurde mißtrauisch. Als es nachtete, brach man mit Schätzen ab; der Schreiber ging seine Wege. Die andern hieß der Bauer in seinen Stock hinüber kommen, vorgebend, ihnen den Lehnbrief zu zeigen und das Verzeichnis der in Schatzung gegebenen Dinge, das nur in einem Doppel ausgefertigt war, das der Bauer hinter sich hatte, weil der Vater sel. es halt nicht besser verstund. Als der Mann mit den guten Zähnen lange nicht wieder kommen wollte, das Kaffee zu nehmen, das ihm die Mutter gerüstet hatte, schöpfte sie Verdacht und schickte eines der Kinder vor das Fenster, zu guggen, was man in der Stube mache? Es berichtete, man habe Papier auf dem Tische liegen, Hamme, Käs, eine große Strohflasche und Brot, neben dem Bauer liege auch ein Säckeli; was man aber rede, könne es nicht verstehen.

Das eben hätte die Mutter gerne gewußt, konnte es auch von dem Ausgeschossenen nicht vernehmen, so fein sie that. Der war besonders freundlich, fast wie eine Katze ehe sie die Kräuel einhängt, trank Kaffee, als ob er den ganzen Tag nichts gehabt, trank noch einen guten Schnaps vor dem z'Bett gah

und am Morgen mußte man lange auf ihn warten, um an die Arbeit gehen zu können. Als man endlich mit unserer Sache fertig war, forderte der Bauer, daß man zugleich auch die Abschatzung der Sachen vornehme, die ihm gehören. Er brachte das Verzeichnis zur Hand. Stück für Stück wurde visitiert, und Stück für Stück fast in Abgang gefunden, sogar Wägen, an welche der Vater sel. vier neue Räder hatte machen lassen. Da fing meine Mutter doch an zu räsonnieren und begehrte verzweifelt auf; aber der Ausgeschossene sagte: „Saueli! das verstahst du nit; da dem Statthalter und dem Vorsteher mueß me glaube, es isch si a-n-ere Frau nüt z'achte.“ Dann fehlten eine Menge Sachen, die auf dem Verzeichnis standen, besonders am Ende desselben. Von den einen behauptete der Knecht, sie nie gesehen zu haben, von den andern, der Bauer hätte sie selbst weggenommen; er sei immer da gewesen und hätte genommen ohne zu fragen, was ihm beliebte, es weiter geliehen und nur wieder gebracht, was er wollte. Da sagten die Mannen: „Bürschli, nimm di in Acht, was d'redst; chasch 's bewise?“ Und das Bürschli erschrak und schwieg. So wurde die Abschatzung gemacht und vom Ausgeschossenen gutgeheißen! Als endlich alles fertig war und die Mannen fortwollten, forderte meine Mutter in verbissener Wut noch Geld, um die Haushaltung zu führen. Der ganze Rest der Erbschaft war noch vorhanden gewesen; denn der Vater dachte nicht ans Anlegen und diesen hatte der Ausgeschossene zu Handen genommen. Man spöttelte erst: sie werde wohl noch Geld haben. Die Mutter verstund zwar damals nicht, was sie damit meinten; allein sie begehrte so tüchtig auf und sagte ihnen so derbe Wahrheiten ins Gesicht, daß man, um sie zu g'schweigen, ihr einige Neuthaler gab.

Dagegen schickte ihnen die Mutter Wünsche auf den Weg nach, die ich nicht nachsagen will.

Nun regierte die Mutter einige Wochen das Haus; das Leben war in vierzehn Tagen zu Ende. Niemand sagte uns etwas; wir wußten nicht, was anfangen; denn ob dem Streit hatte man jegliche Abrede vergessen. Da kamen eines Morgens wieder Mannen, wieder einer mit einer Feder hinter dem Ohr und einer in der Hand, wieder der Ausgeschossene und andere mit ihnen, und dann noch einige Leute, aber nicht viele. Wir wußten nicht, was es geben sollte, und vernahmen endlich, es werde eine Versteigerung abgehalten, über etwas Feldgeräte, Schafe, Schweine und ein Kalb und eine Kuh, welche uns gehörten.

Daß die Sachen versteigert wurden, war ganz recht; allein man hätte es uns doch kund thun und dafür sorgen können, daß die Steigerung bekannt würde; aber man that absichtlich das Gegenteil. Die Mutter machte ihre Bemerkungen; allein sie erhielt zur Antwort, man könne nicht einen Expressen für sie auf der Straße haben; wäre sie übrigens gestern in der Kirche gewesen, so hätte sie es vernommen.

Was sollte man dagegen sagen? Man mußte es sich gefallen lassen, unsere Sachen unter die wenigen Leute, ich mag fast nicht sagen, versteigern, sondern verteilen zu lassen. Dem Ausgeschossenen fiel die Kuh und das Kalb zu; der Bauer erhielt das meiste Feltgerät u. s. w. Mutter sagte ihnen nun, sie merke wohl, warum sie wohlfeil geschatziget; allein was half es; ein guter Magen verdauet eben alles. Als die Steigerung aus war, wurde die Mutter angewiesen, auf einen bestimmten Tag vor dem Gemeindrat zu erscheinen, um den Erfolg des Beneficiums zu vernehmen, und was mit ihr und den Kindern vorzunehmen sei. Mein Lebtag werde ich nie vergessen, in welchem Zustande meine Mutter heim kam. Wut, Betrübnis wechselten mit einander ab; bald fluchte, bald weinte sie und

rief dann dazwischen: „O Benz, das ha-n-ig a dir verdienet.“ Endlich am andern Morgen konnten wir erst vernehmen, wie es ihr ergangen. Zuerst habe man da abgelesen, was für Schulden und was für Vermögen die Schreiberei aufgemacht. Es sei ihr fast gschmuechtet, als sie gehört, was der Bauer forderte an Abschatzung, dann noch für das nicht vollendete Holzen, an welchem der Vater gestorben, und endlich noch den ganzen letzten Lehenzins, da sie doch bestimmt wisse, daß Benz hundert Kronen auf Rechnung daran bezahlt, jedoch sich nichts Schriftliches habe geben lassen. Aber zornig sei sie erst geworden, als sie die Kostennote des Ausgeschossenen hätte ablesen hören, für Läuf und Gäng und ausgegebenes Geld gerade so viel, als Kuh und Kalb gekostet, ja auf der Kostennote hätte er noch angesetzt gehabt vier Franken, für die versteigerte Kuh und das Kalb heimzutreiben. Doch hätte sie alles ablesen lassen bis ans Ende, wo es sich gefunden, daß nach dieser Rechnungsweise die Schulden das Vermögen um einige zwanzig Kronen überstiegen.

Nun hätte man sie gefragt, ob sie Geld habe, den Überschuß gut zu machen, sonst müsse man den Geldstag anrufen. Sie habe darauf gesagt, das sei eine Lumpe-Rechnig. Erstlich habe der Bauer keine Abschatzig und nicht den ganzen Lehenzins zu fordern, sondern hundert Kronen weniger; zweitens sei es mit der Steigerig auch nicht recht zugegangen, und sie wisse gar nicht was der Ausgeschossene denke, so viel anzusetzen; was er bei ihr gefressen und gesoffen, das müßte sie ihm jetzt noch dreifach bezahlen, und zwar hab' er g'fresse, daß er es wohl acht Tage habe machen können. Aber sie merke gar wohl, er und der Hausbauer seien einig zusammen geworden und hätten eine Teilig verabredet, als die Hamme auf dem Tisch gestanden und das Säckeli neben dem Bauern. Sie habe kein Geld, wolle

aber auch keinen Geldstag; die ehrenden Gemeindsväter sollen die Rechnig besser untersuchen und daraus thun, was erlogen sei oder übertrieben; dem Ausgeschossenen wolle sie gern einen Strick bezahlen, und einen, der ihn daran führe; aber Kuh und Kalb wolle sie ihm nicht auf ihre Kosten in den Stall liefern. Auch seien die noch vorhandenen Vorräte und Effekten weit mehr wert als da geschrieben stehe; allein man werde wieder teilen wollen an einer zweiten Steigerig. Sie habe wohl gemerkt, setzte sie hinzu, daß es Viele g'lächeret habe und man dem Ausgeschossenen ihre Sticheleien gegönnt; aber man habe ihr doch gesagt: „Frau, du hast ein böses Maul, das sehen wir jetzt und haben schon lange davon gehört. Du willst jetzt andere hineinstoßen und wirst wohl selbst Schuld sein, daß zu wenig Geld da ist. Die hundert Kronen hast wohl du geschwind auf die Seite gemacht und nicht der Bauer." Herr Jeses, jetzt erst merkte ich, daß ich verleumdet worden war, als hätte ich zwischen dem Tod meines Mannes und dem Versiegeln Geld auf die Seite gemacht. Da wurde ich erst recht böse. Wenn einer von euch einen guten Blutstropfen im Leibe hätte, sagte ich, so würde er mir so was nicht zumuten; wenn einer Frau auf solche Weise der Mann von vier Kindern wegstirbt, so sinnet sie nicht an solche Sachen, wenn ihr das Herz brechen will vor Jammer und Elend. Ich hätte noch viel mehr gesagt; aber man hieß mich schweigen und abtreten.

Als ich wieder hineinkam, wurde mir eröffnet, die Gemeinde müsse den Geldstag anrufen; die Gemeinde könne nicht prozedieren, wenn niemand das Fehlende oder den Prozeß übernehmen wolle, oder die Gläubiger mit ihren Forderungen nachließen. Das letztere werde nicht der Fall sein, ergänzte der Ausgeschossene; er habe zu viel versäumt zu Hause und noch großen Schaden; der Bauer werde auch nicht wollen; wir hätten

ihm den ganzen Hof verderbt, und die Schreiberei habe ihr Bestimmtes. Dann, fuhr man fort, solle ich sagen, wo ich hin wolle und wie die Kinder unterzubringen seien; fänden sie keinen Platz, so könne ich einstweilen in den Spital; die Kinder wolle man auf die Güter thun. Ich sagte ihnen, sie sollen nur machen, was sie vor Gott verantworten können, kurz ich sagte so viel, daß ich nicht mehr alles weiß. Ich sah wohl, daß ich einige erbarmte und daß sie merkten, die Sache sei nicht richtig; allein sie hatten es, wie es im Sprichwort heißt: Was dich nicht beißt, das kratze nicht; was dich nicht brennt, das blase nicht.

So erzählte die Mutter; wir hörten und weinten; von allem begriffen wir wenig, als daß wir auseinander zu fremden Leuten sollten; darüber konnten wir uns fast nicht trösten. Wir machten allerlei kindische Anschläge, um beisammen bleiben zu können; allein wir hatten nicht die Kräfte zur Ausführung, und die Mutter war nicht die Frau dazu.

Die Mutter machte sich darauf auf die Beine und lief zum Landvogt, ihm ihr Elend zu klagen. Sie schimpfte zuerst über den Bauern, über den Ausgeschossenen, über den Gemeinderat, in ihrem Eifer dann über das Beneficium, über das Aufschreibamt; das alles sei nur ersonnen, um arme Witwyber zu kujinieren und um ihre Sache zu bringen. Der Landvogt war kein böser Mann; aber wer etwas über die Regierung sagte — und dazu rechnete er auch den Tadel irgend eines Gesetzes oder einer Verfügung — der hatte es bei ihm verspielt, den nannte er einen übeldenkenden Menschen, der keine Religion habe; denn göttliche und oberkeitliche Gebote schienen ihm gleich wichtig. Er hatte auch den Verstand nicht, zu unterscheiden, daß ein Weib in vielen Dingen Recht haben, in andern im Eifer zu weit geführt werden könne, weil es sich darauf nicht versteht, ohne geradezu ein schlechtes Mensch zu sein. Übrigens

wußte eigentlich jedermann, daß man diesen Verstand dem Landvogt nicht zumuten dürfe; allein was vergißt ein zornig Weib nicht alles! Nun, mein Landvogt, der anfangs hören zu wollen schien, fuhr tüchtig z'weg, als das Weib so redete; wenn es nicht plötzlich schweige, so lasse er es acht Tage bei Wasser und Brot an Schatten thun; er wolle es lehren, so von seinen gnädigen Herren und Oberen zu sprechen; daraus sehe er am besten, daß alle ihre Reden nur Verleumdungen seien. Auch kenne er die Vorgesetzten gar wohl; das seien lauter gutgesinnte Leute und meiner gnädigen Herren getreue Unterthanen; er wett wohl gern, es wären alle Leute so gut denkend, wie der Ausgeschossene; dann wäre mehr Religion und mehr Respekt gegen die hohe Obrigkeit in der Welt. Wenn sie sich noch einmal unterstehe, ins Schloß zu kommen, so lasse er sie mit dem Landjäger der Gemeinde zuführen. „Und jetzt pack di!" waren seine letzten gnädigen Worte.

Mutter machte sich wohl fort, aber nicht erschrocken, sondern vollends ertaubet. Schnurstracks lief sie zu einem Agenten, erzählte ihm ihre Not, und wollte von ihm, daß er die Schelmen alle, die unter einer Decke lägen, verklage. Der Agent hörte aufmerksam zu, fragte nach vielen Dingen, nach den Schriften zum Beispiel, endlich so ganz nebenbei, sie werde Geld haben, um den Handel zu treiben. Die Mutter meinte, Schriften brauche sie keine; die werden schon zum Vorschein kommen; er solle nur klagen; wegen dem Gelde solle er nur ganz unbesorgt sein; sie werde ihn bezahlen, sobald der Handel gewonnen sei. Der Agent sagte nicht viel darauf, als sie solle in einigen Tagen wieder kommen; er werde die Sache genauer untersuchen. Als die Mutter wieder kam, putzte er ihr tüchtig ab, daß sie mit Lügen zur Annahme eines Lumpenhandels ihn habe verführen wollen; die Sache sei keinen faulen Rappen wert. Da strich

sich die Mutter ganz niedergeschlagen fort, und glaubte die ganze Welt gegen sich verschworen. Als sie weinend ihrer Wege ging, traf sie eine alte Bekannte; diese fragte nach ihrem Elend. Mutter leerte ihr das Herz und was ihr jetzt der Agent gesagt, der ihre letzte Hoffnung gewesen sei.

„Ja", sagte die, „da kann ich dir wohl sagen, warum dä so gegen dich aufbegehrt. Ich war am letzten ....Wochenmarkt und hatte in .... Stübli für einen Batzen Suppen und einen halben Schoppen; dort war der Bauer, der Ausgeschossene und hatten eine Halbe. Da kam der Agent auch; sie brachten es ihm, und er mußte zu ihnen sitzen. Sie redeten viel mit einander, aber süferli, ich konnte nichts verstehen, und ließen noch mehr Wein kommen, auch Essen auftragen und der Agent aß und trank mit ihnen. Ich mußte nun fort und als ich bei ihnen vorbeiging, hörte ich, daß der Bauer sagte: „„He, uf e-nes paar Neuthaler chunnt's de notti nit a."" Damals habe ich nicht gewußt, was das zu bedeuten habe; jetzt kommt's m'r z'Sinn; sie haben den Agent g'spickt, daß er dich abputzen solle und fortjagen. Wenn ich dir guts Rats bin, so gib die Sach' auf; es ist ein Donnersschelm wie der andere, und es kratzet keine Krähe der andern die Augen aus. Such du Platz für dich und deine Kinder zur rechten Zeit, das ist das Beste was du machen kannst. Komm, wir wollen da noch eine Halbe trinken, du vergissest dein Elend vielleicht darob und kannst di öppe tröste."

Bei der Halbi schwatzten die Weiber, wie Weiber bei einer Halbi schwatzen, d. h. noch einmal so viel als sonst. Die Freundin erzählte der Mutter, was der Ausgeschossene eigentlich sei, wie er seine eigenen Geschwister bestohlen, als ihr Vater gestorben, wie er sich auf das Bestechen gut verstehe, wie er bei dieser Gelegenheit es bewiesen u. s. w. Da wollte meine Mutter

über den Gemeindrat ausfahren, als ob derselbe mit den andern gemeine Sache mache. „Nein, da mußt du nicht ungerecht sein“, sagte die Freundin, „am Gemeindrat sitzen meistens brave Männer; ich will zwar nicht sagen, daß nicht auch drin sitzen, die machen was sie können, wenn es sich ihnen schickt. Aber der Gemeindrat hat gar viel zu thun und große Verantwortung, und ein jeder sieht doch dann am Ende zu sich selbst; denn die meisten müssen ihre Weiber daheim ein wenig fürchten, und da machen sie vor allem aus, daß sie ungeschlagen daraus kommen. Am meisten fehlen sie freilich darin, daß sie solche Leute zu Ausgeschossenen machen; aber wenige von ihnen thun es gerne; sie haben Schaden dabei, weil sie sich schämen, unverschant aufzumachen; da schießen sie oft die aus, welche es nicht ungern machen, weil sie einen Profit darin sehen. Freilich wissen sie wohl, daß nicht alles mit rechten Dingen zugeht; allein es scheut sich doch jeder vor ihnen, öffentlich aufzutreten. Du weißt, man macht sich nicht gern unwert. Verschmerz jetzt die Sache und gib den Mannen gute Worte in der Gemeindstube, und wenn du einen allein siehst von den bessern, so erzähle ihm die Sache; du wirst sehen, er gibt dir Recht, und redet dir ein andermal, wenn du etwas willst, z'best“.

Die Mutter befolgte zum Teil die guten Räte. Sie fand für sich selbst Platz bei einem Bruder, der auch wieder Krämer war und seine Frau verloren hatte. Meine Geschwister wurden von Göttene oder Gotten genommen; mich allein wollte niemand. Ich hatte keine Götti mehr; Großvater und Vater waren gestorben. Meine Großmutter war ihrer Sohnsfrau selbst im Wege, geschweige daß sie mich hätte nehmen dürfen. Es blieb also der Mutter nichts übrig, als wieder in die Gemeinde zu gehen und anzuhalten, daß man mich übernehmen möchte. Es ging ihr auch, wie die Freundin vorausgesagt hatte. Man erkannte

das vielfache Unrecht, das sie erlitten, insgeheim an, gab ihr gute Worte und versprach, mich bis zur nächsten Bettlergemeinde gut zu versorgen.

Nun ging die Sache ihren raschen Lauf. Der Geldstag wurde angerufen, eine zweite Steigerung gehalten. Mit Angst und Not rettete die Mutter ein Bett, das sie in ihrer ledigen Zeit hatte machen lassen. Eine arme Familie war mehr in der Welt; die Großkinder eines reichen Bauern waren Bettler und warteten auf die Bettlergemeinde, um versorgt zu werden. Wer trägt die Schuld, daß sie Bettler wurden? Sind eigentlich die Armen allein schuld, daß so viele Arme sind? Woher die wachsende Zahl der Armen kommt, ist den meisten Menschen ein Rätsel! Haben denn die Menschen noch immer Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht, einen Verstand schwer zum Begreifen?

Die Stunde der Trennung schlug. Wir Geschwister hatten einander geliebt; was wir fühlten, wie wir weinten, kann jeder denken, der selbst fühlen und weinen kann; beschreiben will ich es nicht. So wurde ich ein Güterbub und war acht Jahre alt.

Siebentes Kapitel.

Die Bettlergemeinde.

Man würde mir Unrecht thun, wenn man aus den letzten Worten des vorigen Kapitels den Schluß ziehen wollte, ich glaube, es seien keine Arme an ihrer Armut schuld. Ich weiß gar wohl, daß ein bedeutender Teil der Armen ihre Armut selbst verschulden und mutwillig ihre Kinder in ihrem Elend

behalten; ich wollte nur sagen, daß auch gar viele Reiche ihre eigenen Nachkommen in die Armut bringen, gerade wie es mir erging, und will nun ferner zeigen, daß viele Arme nicht nur durch ihre Schuld arm bleiben, sondern deswegen, weil man gar nicht daran denkt, sie so zu erziehen, daß sie sich in der Welt mit Ehren forthelfen können.

Meine Mutter hatte bei ihrem Bruder die Gunst ausgewirkt, mich bei ihr behalten zu dürfen bis zur Bettlergemeinde, welche in wenigen Wochen stattfinden sollte. Es war ein schöner Maimorgen, als wir uns aufmachten nach unserem Heimatsort. Schön blau war der Himmel, schön warm schien die Sonne, schön grün waren die Matten; die Bäume blühte schön und die Vögelein sangen so lustig und spielten so frei und froh mit einander in den Bäumen und Zäunen, daß es eine Herzenslust war.

Und während die fröhlichen Vögelein so lustig sangen, so frei sich lustig machten an der warmen Sonne, unter dem lieben heitern Himmel, zogen viele, viele Kinder mit schweren Herzen und trüben Gesichtern der Bettlergemeinde zu; sie fühlten die warme Sonne nicht, sie sahen den blauen Himmel nicht; ihnen war's wie den Vögelein, die man im lustigen Mai in die Kräze thut, in die Stube hängt und in einem Trögelein das Fressen ihnen sorgsam zumißt, welches sie früher unter Lust und Jubel nach Belieben selbst gesucht.

Mir freilich war so trübe nicht zu Mut, eher war ich fröhlich. Die Mutter trug einen großen Bündel Zeug, hatte mir ein neues schönes Halstuch umgebunden und erzählte gar viel, wie ich es gut haben, wieder zu Rossen, Kühen und Pferden kommen werde u. s. w. So war's mir leicht ums Herz, fast wie den Vögelein ringsum, und wohlgemut kam ich am Orte unserer Bestimmung an.

Dort waren bereits viele Leute versammelt. Leute, welche Kinder brachten; Leute, die Kinder an Kost nehmen, Eltern, welche ihre Kinder der Gemeinde auf den Hals werfen wollten, denen man die heimliche Freude ansah, ihrem eigenen Fleisch und Blut bald los werden zu können. In einer Ecke saß ein Weib, zwei schöne Mädchen neben sich; alle drei weinten bitterlich und hielten einander immer wieder um den Hals. Es war eine Witwe, welche vor die Gemeinde mußte, um entscheiden zu lassen, ob man ihr lieber die Kinder verdingen oder den Hauszins geben wolle. Sie war verleumdet worden von einer guten Freundin, welche ein Klappermaul und Zutritt in viele Häuser hatte, eben ihres Maules wegen. Eine Frau Gemeindrätin hatte diese böse Nachrede aufgefaßt, sie ihrem Mann hinterbracht, dieser das arme Weib gar übel angefahren und ihr alle Hoffnung abgesprochen, die Kinder behalten zu dürfen. Zum Glück war er diesmal nicht allein Meister; die so deutlich an den Tag tretende Mutterliebe trug den Sieg davon, und die zwei schönen Mädchen blieben am Herzen der Mutter.

Es war fast wie an einem Markttag. Man ging herum, betrachtete die Kinder von oben bis unten, die weinend oder verblüfft dastanden, betrachtete ihre Bündelchen und öffnete sie wohl auch und betastete die Kleidchen Stück für Stück; fragte nach, pries an, gerade wie an einem Markt. Ein Vater, der vier Kinder brachte, rief dieselben aus und jeden Vorübergehenden herzu, um ihm eines oder das andere aufzubringen; er machte es ärger als die Weckenfrau an ihrem Korbe mit ihrer Ware. Am meisten Menschen versammelten sich um einen brüllenden, fluchenden Mann und ein Kind, das herzzerreißend schrie. Es war ein Vater und sein Kind. Die Gemeinde hatte es verdinget; der Vater wollte es behalten, und das Kind schrie immer: „Ach der tusig Gotts Wille nume nit zum Vater; er schlat mi alli

Tag halb z'tod und git mr nüt z'esse!" Und der Vater fluchte dann seinem Kinde, wollte es schlagen; das Kind verbarg sich zwischen den Beinen der Umstehenden vor seinem Vater. Auch hier war die Gemeinde barmherzig — und der Vater verließ wie ein brüllend Tier den Ort, und auf diesen Vater schien auch Gottes liebe Sonne, aber er schämte sich vor der Sonne nicht. Der Unglückliche wußte nicht, daß sie Gottes Auge ist.

Die Steigerung ging langsam vor sich; die ersten auf dem Rodel kamen zuerst, die, welche neu zu verdingen waren, zuletzt. Der Mittag kam, die Sonne braunte heiß, die Kinder wurden hungrig, die kleinen besonders durstig; den einen wurde etwas gekauft, das machte die andern nur hungriger und durstiger, so daß nach und nach vor Weinen und Schreien man kaum sein eigenes Wort verstand, bis endlich ein guter Mann der Armen sich erbarmte und mit einigen Batzen den Jammer stillte. Mir hatte die Mutter einen batzigen Wecken gekauft; diesen in der Hand stand ich nahe bei der Witfrau und ihren beiden Mädchen; denn sie gefielen mir gar wohl.

Ihre Mutter hatte beiden zusammen auch einen halbbatzigen Wecken gekauft; sie selbst aß nichts davon; sie freute sich über die Freude der Kinder und sättigte sich an dieser. Allein die Freude war kurz, der Wecken bald gegessen, der Hunger noch da; da sahen die Mädchen gar bittlich um noch einen in das Mutterauge; aber die arme Mutter hatte für die armen Kinder keinen Halbbatzen mehr. Das griff mir ans Herz; ich brach Stücke von meinem Wecken ab und streckte sie den Mädchen dar. Schüchtern sahen sie mich an und zärtlich meinen Wecken; aber keines rührte die Hand. Als ich aber gar freundlich sie nötigte, wagte es endlich das Jüngere, dann aber auch bebend das Ältere, mir Wecken abzunehmen. Nun war Freude in meinem Herzen und in ihren; diese Freude schloß einen innigen

Freundschaftsbund; wir aßen, plauderten, g'vätterleten zusammen, vergaßen alles darüber, waren glücklich eine Stunde lang; dann ward der Bund zerrissen. Die Witwe und ihre Kinder wurden weggerufen. Nach ihnen, die mit freudestrahlenden Augen zurückkehrten, kamen wir vor. „La g'seh, wer wott dä Bueb, er isch gar e tolle u-n-e muntere, u-n-isch guet kleidet, er isch e halbe Chnecht oder e ganzes Chingemeitschi!" so wurde ich ausgerufen. Ich wurde betrachtet, für und wider geredet; ein zerlumpter Mensch bot endlich auf mich, d. h. er erklärte für einige Kronen mich zu nehmen. Wahrscheinlich rechnete er darauf, mit meinen Kleidern seine eigenen zerlumpten Kinder zu bekleiden. Diesem jedoch wollte man mich nicht geben; man bot mich wieder an und strich mich aus. Ich war allerdings ein wackerer Bube, groß, breit gewachsen, nur etwas blaß, und hatte viele Kleider, was nicht vergessen wurde. Man beschaute mich von neuem, redete hin und her; einer nach dem andern trat an mich heran; mir wurde bange, ich fing an zu weinen, hängte mich an die Mutter und wollte fort. Endlich beredete man einen ziemlich guten Bauer, mich zu nehmen, um bei ihm Kindemeitschi zu werden, da er ja eines nötig hätte, weil das frühere ihm abgehandelt worden sei. Er ließ sich dazu verstehen, nahm mich um zehn Kronen jährlich mit einer Mahnung, mich gut zu halten. Weil man mich jetzt so gut angebracht, wurden wir entlassen.

Um meinem neuen Meister gutes Blut zu machen, zahlte die Mutter ihm noch eine Halbe Wein, und er rühmte, wie ich es gut bei ihm haben werde, wenn ich folgen wolle; dann kam er überhaupt ins Rühmen hinein, und strich alles, was ihm angehörte, heraus, von ihm selbst weg bis auf den schwarzen Hund, der ihm zwischen den Beinen saß, so daß ich voll guter Dinge mit ihm aufbrach und beim Abschied von der Mutter nicht besonders mich härmte.

Achtes Kapitel.

Der Güterbub als Kindemeitschi.

Mein Meister gehörte zu jener Klasse, die zu arbeiten und zu essen hat, aber allem aufbieten muß, um den Schulden zu begegnen und nur in besonders günstigen Jahren einen Ruck vorwärts kommt. Sein Hof war groß, aber mager; ihm viel Aufzug zu geben oder ihn mit größeren Kosten zu bearbeiten, vermochte er nicht; daher verbesserte der Hof sich auch nicht. Seine Frau verstand das Haushalten recht gut und war emsig von früh bis spät; viele Leute wollten behaupten, sie habe eigentlich die Hosen angehabt; doch gar sichtbar wurde es nicht. Sie hatten fünf Kinder, von denen das älteste ein Knabe und ein Jahr älter als ich, das jüngste, zu dem ich eigentlich sehen sollte, ein Jahr alt war. Die ersten Tage ließ man mich so ziemlich machen, was ich wollte, um mich ans Haus zu gewöhnen und das Heimweh zu verhüten; auch war mir recht wohl. Ich freute mich im Stall an Kühen und Rossen; nur eines ärgerte mich, daß man mir nämlich nie den Taufnamen gab, sondern daß ich nur der Bueb hieß. Später erst merkte ich, daß ein auf ein Gut verdingtes Kind jeglichen Namen verliert, um Bueb oder Güeterbueb zu heißen, d. h. um ein Mensch zu werden, der Niemandem mehr auf der ganzen Welt angehört als dem Gut, auf welchem er verpflegt wird. Solche Dinge scheinen den meisten Menschen Kleinigkeiten; allein sie haben eine weit tiefere Bedeutung als die Menge glaubt. Fragt nur euch selbst: was klingt lieblicher und Zutrauen erweckender: Johannesli, Peterli, Christeli oder Bueb? Beim Spielen mit den Kindern mußte ich fast immer nachgeben; allein ich war gutmütig und

that es gerne; freute es mich ja gar zu sehr, bei Kindern zu sein und spielen zu können. Doch am dritten Abend wurde mir eine Wunde ins Herz geschlagen, die, immer wieder aufgerissen, nie vernarbte und mich zu einem ganz eigenen Menschen machte. Schon war ich ganz einheimisch und wohlauf, als ich eben am dritten Abend den Bauren vor dem Stall sitzen sah, gerade wie der Vater es auch zu thun pflegte; ich spielte nicht weit davon und der nachälteste Knabe stand beim Vater. Der Anblick heimelte mich; ein unwillkürlicher Zug riß mich zum Bauern hin; ich kletterte auf seine Knie und fragte ihn: „Ätti! hesch mi o lieb?“ Ehe dieser noch antworten konnte, riß mich der Knabe herunter, stieß mich weg und sagte: „Das isch nit dy Ätti, du bisch nume dr Bueb!“ und die andern Kinder kamen auch herbei, umringten den Ätti, stießen mich weg, wiederholten: „Du bisch nume dr Bueb, das isch nit dy Ätti, du hesch kei Ätti!“ — Und der Bauer lachte herzlich über seine Kinder, die ihn so lieb hätten, daß er nicht auch mein Ätti sein sollte! er sah nicht, wie mein ganzes Wesen sich erschütterte und große Thränen die Backen herabströmten.

Das isch nit dy Ätti, du hesch kei Ätti, du bisch nume dr Bueb! Diese Worte tönten in meinem Herzen fort und fort, zerrissen es, und rissen einen Vorhang von meinen Augen weg; nun kam mir zum Bewußtsein, daß ich hier keinen Ätti habe, kein Kind, sondern nume dr Bueb sei. Ich hatte ein Herz voll Liebe, hätte so gerne alle geliebt; aber meine Liebe wollte man nicht, Liebe gab man mir nicht, glaubte mehr als genug zu thun, wenn man mir zu essen gab. Diese Liebe, die niemand wollte, schloß sich ein in das Herz und verschloß es; ich fühlte mich allein auf der Welt, wurde ernst, bitter, dachte über alles für mich selbst nach, schien unfreundlich, mürrisch; aber niemand sah, wie oft, wenn ich allein war, eine Wehmut über mich kam,

die in einen Thränenstrom sich auflöste, der fast nicht versiegen wollte. O die Menschen wissen nicht, wie schön es in Kinderherzen aussieht, in denen die Liebe aufblüht; sie wissen aber auch nicht, wie zart diese Pflanze ist in ihrem Frühling, und wie leicht ein Frost sie lähmt oder tötet. Mit eisiger Hand, frostig durch und durch, wühlen die meisten Menschen in den Kinderherzen, und unter ihren Händen erstarrt der schöne Frühling; die Pflänzchen der Liebe sterben und kühle, kalte, selbstsüchtige Menschheit nistet sich ein als tausendarmiges Unkraut in der Liebe verödetem Garten, und da wo man der süßen Liebe süße Früchte hätte pflücken können, findet man nur die bittern Galläpfel des Neides, der Engherzigkeit, der Gemeinheit.

Ich wußte also, daß ich auf dem Gut der Bueb war und nicht das Kind, und das sollte ich alle Tage fühlen. Nicht daß meine Meisterleute böse gewesen wären im eigentlichen Sinne; wenn sie keine Kinder gehabt hätten, so wäre mir recht wohl bei ihnen gewesen; ich hätte arbeiten müssen, aber unvernünftig wären sie mit mir nicht umgegangen. Sie gehörten aber zu den Eltern, die an ihren Kindern in der Jugend gar nichts sehen, die diese alles zwänge lassen aus dem Grundsatze: was well me, es syg ume-n-es Ching! und die meinen, wenn der Verstand komme, so kommen alle Tugenden von selbst. Sie gehörten also auch unter die Eltern, bei denen die Kinder gegen andere Leute immer Recht haben, immer andere Leute schuld sein müssen, wenn die Kinder etwas Dummes machen, immer Lügner sein müssen, wenn ihre Aussagen mit denen der Eltern nicht übereinstimmen, also zu den Eltern, die nie glauben wollen, daß ihre Kinder lügen, wenn diese es auch hundert Mal in einem Tage thun.

Aus dieser Quelle entstanden meine Leiden. Ich sollte also Kindemeitschi sein; das jüngste Kind war ein, ein anderes drei

Jahre alt, beide gewohnt zu thun, was sie wollten, bei jedem Anlaß geradeaus zu brüllen und mit diesem Gebrüll alles zu erzwingen. Ich war noch nie Kindemeitschi, sondern selbst das jüngste Kind gewesen, und also gar nicht gewöhnt, kleine Kinder zu gaumen; sie waren mir freilich recht lieb, aber ich wußte nicht viel mit ihnen anzufangen. Nun mag es oft geschehen sein, daß ich nicht alle meine Aufmerksamkeit den Kleinen zuwandte und in ein dumpfes Hinbrüten versank, so daß sie Langeweile hatten; aber zu leid that ich ihnen doch nichts, that für sie, was in meinen Kräften stand. Sie aber waren, als ob sie es ordentlich darauf anlegten, meine Quälgeister zu sein. Wenn sie wußten, daß die Eltern nicht in der Nähe seien, so ging es noch an; sie fielen und standen auf, spielten mit mir ohne Geschrei. Sobald sie aber wußten, daß Vater und Mutter sie hören konnten, so schrieen sie beim kleinsten Anlaß, und auch ohne denselben, fürchterlich. Dann kam die Stimme der Alten über uns: „Bueb, was machst dChing aber z'brüele, we sie nit bald schwyge, so will der's cho zeige." Natürlich schwiegen die Kinder nicht, ich mochte thun, was ich wollte, bis eins der Alten herkam, das schreiende auf die Arme nahm und den wüsten Buben mit einer Ohrfeige oder einem Scheltworte traktierte. Fiel gar eines, dann schrie es, wie wenn ich es am Messer hielte, bis in Schrecken und Angst eines der Alten herlief, glaubend, wenigstens ein Hals und zwei Beine seien gebrochen. Ob nun ein Schaden oder keiner entstanden, so erhielt ich Wix von der Frau, ehe sie sich nach dem Kind umsah, vom Mann nachher, und obendarauf wurde immer die Drohung gesetzt: das nächste Mal schlage man mich halb tot.

So ging es den lieben langen Tag; bis sie eingeschlafen waren, hörten die Quälereien nicht auf. Mit dem dreijährigen Meitschi sollte ich im Bett noch beten; gewöhnlich wollte es

nicht; ich hielt ihm an, allein es schrie, bis die Mutter kam, den wüsten Buben fortjagte und dem Meitschi flattierte und über den Buben schimpfte, bis es betete. Natürlich fühlte ich die ungerechte Handlung tief und dachte scharf darüber nach: woher es komme, daß die Kinder so bös und zwängisch seien, und ob, wenn die Eltern anders wären, die Kinder nicht auch anders sein würden? Ich dachte, wenn sie die Prügel erhielten, welche ich abthun müßte, sie würden bei ihnen besser anschlagen als bei mir. Ich versuchte daher das Prügeln an ihnen; dadurch wurde das Zetergeschrei noch größer und allemal hieß es: „Du Donnersbueb, du sosch mr miner Ching nit schlah!" Allein wenn es sich mir schickte, so that ich es doch, kam es doch im Grunde auf eins heraus, geprügelt oder geschimpft wurde ich allweg; es brachte nach und nach den Kindern eine Art Respekt vor mir bei, der sie mich weniger quälen ließ, weil sie wußten, später oder früher kriegten sie auch einen Teil von dem ab, was sie mir zugezogen.

Gleich geartet und gleich gezogen waren die älteren Kinder. Wurde einem dieser Kinder etwas befohlen, so antwortete es, wenn ich irgend in der Nähe war: „Dr Bueb cha's mache!" „Bueb, wosch enander na gah oder nit?" befahlen dann die Alten. Der älteste Knabe betete sonst vor Tisch. Ich war noch nicht lange da, so kam es ihm einmal, da wir böse über einander waren, in Sinn, das sei auch eine Bürde, die er auf mich abladen könne, und als der Vater sagte: „Johannesli, bet!" sagte Johannesli: „Vater, der Bueb cha bete!" „Bueb, bet!" hieß es. Das ärgerte mich nun, daß er mich mit dem Beten sollte strafen können, ich betete nicht. Da hieß es lauter: „Bueb, wotsch bete oder nit!" aber der Bueb betete nicht. „Du Donnersbueb, wotsch jetzt bete?" schrie der Alte und faßte mich beim Haar. Unter Heulen betete ich und Johannesli sagte spöttisch: „Säll, du hesch müesse?"

Ob wohl über dieses Beten die Erbauung im Himmel tief, auf dem Tisch der Segen des gütigen himmlischen Vaters groß gewesen sei, wer sagt mir das?

Dieser Johannesli und ich lebten überhaupt zusammen wie Hund und Katze. Er war älter und größer als ich und glaubte sich auch stärker; im Anfang zwang er mich richtig mit der Faust nach seinem Willen, und alle Augenblicke, besonders wenn der Vater es sah, sollte ich mit ihm niedermachen; der Alte hatte dann eine kindische Freude, wenn sein Bübchen mich überschlug und im Gras oder Kot herumtröhlte.

Allein das Blatt wandte sich. Ich erwachte am Ende und lernte das Niedermachen durch das Niedergemachtwerden. Ich war stärker als der Johannesli, auch gleitiger, und als ich aus Ärger den Mut erhielt, mich recht zu wehren, so kam ich meist oben auf und Johannesli lag im Kot oder im Grase. Das ärgerte den Johannesli, aber viel mehr noch den Vater, der es gar nicht mehr ertragen mochte, daß der Bueb stärker sein sollte als das Söhnchen. Jetzt sah der Vater, wo Kot oder Gras war, wenn sein Sohn darin lag; jetzt wußte er, daß Kot die Kleider verderbe, jetzt mußte ich am Niedermachen Schuld sein, jetzt war ich der unerchantisch von Allen, jetzt hieß es schnell, so lang er mich im Vorteil sah: „Wotsch ne la gah oder nit!" während früher und noch immer, wenn das Söhnchen zufällig die Oberhand erhielt, dieses mich nie lange genug im Kot herumdrückte.

Unter diesen Geschichten kam allmählich der Winter heran, die Abende wurden länger, man mußte öfters in der Stube sein. Machten nun die Kinder der Mutter zu viel Lärm, so hieß es: „Syt still, susch müeßt dr z'Schuel," und wenn sie dieses ungefähr drei Mal gesagt hatte, so besserte es sicher. So wurde das Schulgehen einige Wochen lang als ein recht wirksamer

Bölima gebraucht; endlich sagte eines Abends der Bauer: „Es wird doch müesse sy, mr werde dChing müesse i d'Schuel schicke, sisch wegem Verdruß, dr Pfarrer, dä Schueltüfel, kujiniert is susch."

Und die Mutter sagte: „Dä het is nüt z'bifehle, dä cha mer blase, wo-n-i schön bi, dä het is nüt a Hof zahlt, u zahlt is nüt a de Zeyse." Zuletzt wurde man rätig: man wolle die Kinder diese Woche noch nicht schicken; es sei ja nicht mehr dr wert, es sei ja schon Dienstag; die andere Woche, da wolle man anfangen. Ich freute mich auf die Schule, nicht des Lernens wegen, an das dachte ich gar nicht, sondern nur auf so lange des Kinderhütens los zu sein. Ich wußte auch eigentlich nicht, wie es in einer Schule zuging, weil ich kaum ein dutzend Mal in einer gewesen war. Das Wenige, was ich konnte, hatte ich größtenteils noch bei der Großmutter gelernt; sie hatte eine gar große Meinung von meiner Gelehrsamkeit gehabt, als sie mich zum Buchstabieren aus dem Namenbuch ins Fragenbuch brachte. Weiter hatte ich es bei meinen Eltern nicht gebracht; sie hatten an andere Dinge zu denken, als ihre Kinder lesen zu lehren; so fanden sich auch unter meinen mitgebrachten Sachen keine Bücher, weil die Mutter keinen Wert darauf setzte.

In Mitte Dezembers an einem kalten Morgen brachen nun unser drei nach der Schule auf. Ich bekam ein versudeltes Fragenbuch vom Johannesli, dem dafür ein gar schönes mit goldenen Tieren gekauft wurde, um welches ich ihn nicht wenig beneidete. Zugleich mußte ich das Säcklein tragen mit Speise, worin Milch, Brot und Äpfel waren, zu unserm Mittagessen, denn wir hatten eine halbe Stunde weit zum Schulhaus und sollten über Mittag dort bleiben. Ihre eigenen Säcke hatten die beiden andern noch mit Äpfeln gefüllt und zwar hatten sie dafür die Äpfel, welche die Mutter aus dem Keller heraufbrachte,

erlesen, die schönsten für sich behalten, die schlechtern ins allgemeine Säcklein gethan. Ich hatte auch zugreifen wollen; allein die Mutter meinte, sie wüßte gar nicht, warum ich noch apart Äpfel im Sack haben müsse; ich werde es noch manchmal machen müssen ohne Äpfel; man könne nicht immer alles haben, was andere hätten.

Frischer Schnee war gefallen und eine lange Strecke keine Bahn. Ich mit dem Säcklein und dem versudelten Fragenbuch mußte vorangehen, die andern konnten dann in meinen Tritten bequemer fortkommen; so wandelten wir zur Schule fort, wo wir nach 9 Uhr morgens ankamen. Der Schulmeister, mit einer Brille auf der Nase, las eben das Namensverzeichnis ab, als wir kamen, in das ich denn auch geziemend eingetragen und alsobald unter die sogenannten Fragenbüchler gesetzt wurde, während meine beiden Gefährten ihre Füße auf dem Ofen trockneten, die kaum so naß waren als die meinigen. Nachdem abgelesen war, rief der Schulmeister: „Lerit!“ nahm eine starke Rute unter den Arm und spazierte in der Stube herum, hier und da stille stehend. Und wie er stille stand, erhoben sich eines oder mehrere Kinder und steckten Äpfel an die Spitze seiner Ru e, und wie er es merkte, daß es geschehen war, kehrte er sich um und fragte: „Wele tusigs Büntel het mer das chönne mache? Wen i's wüßt, i welt ihm!“ Über diesen Zorn lachte man, und der Thäter auf eine Weise, daß er kenntlich wurde; dann hieß es: „Für einist will der's schäiche, aber ds anger Mal sosch erfahre! Die Äpfel wurden abgenommen und in ein Schäftchen in der Stube gelegt; dann steckte er die Rute wieder unter den Arm und schrie: „Lerit!“ spazierte wieder und erhielt zu allgemeinem Jubel wieder Äpfel, und wie glücklich waren die, welche Äpfel hatten an die Rute zu stecken! Ich aber hatte keine, und hätte doch auch so gerne gegeben, ohne

noch zu wissen, was für Nutzen es brachte. Ach, geben können ist gar schön, die meisten Menschen wissen nicht wie schön; ein Kind aber fühlt es. Natürlich sah von den Kindern keines ins Buch, sondern hatten sämtlich ihre Lust am Spektakel und paßten begierig auf, wo der Schulmeister stille stehe, und wer noch Äpfel habe, um die Lust zu verlängern. Nach und nach nahm der Äpfelvorrat ab, so wie das Schäftchen sich anfüllte, und wie der Schulmeister zweimal stille gestanden war, ohne etwas an die Rute zu bekommen, so hieß es: „Jetzt müeßt ihr ufsäge".

Die, welche Fragen gelernt hatten, mußten sie aufsagen; uns Kleinen wurde von Zeit zu Zeit, wenn das Geräusch zu stark wurde, zugerufen: „Lerit!" Beim Aufsagen spielte die Rute eine andere Rolle; einige wurden tüchtig mit derselben getroffen, entweder aufsagende, oder solche, die Lärm gemacht haben sollten. Es wurde nämlich bei allzu starkem Lärm immer eines dafür geprügelt, aber ohne langwierige Untersuchung, ob dasselbe wirklich das schuldige sei. So erhielt auch ich am ersten Tag meine Tracht Schläge, ohne Mucks gemacht zu haben. Als ich darüber weinte, sagte mir eins: „Warum hast du keine Äpfel an die Rute gesteckt? Wer keine ansteckt, der kriegt sie". Nun wußte ich, was ich zu thun hatte, aber woher Äpfel nehmen? Entbehrungen und Listen brachten mir zuweilen welche; aber das hatten des Meisters Kinder nicht gerne; sie hatten ihre besondere Lust daran, wenn der Schulmeister mich prügelte, und verklagten mich dann zu Hause, damit ich auch noch von den Alten durchgehudelt werde. Hatte ich durch Äpfel das Wetter abgewendet, so war ihnen der Spaß verdorben; aber sie verklagten mich nun, wenn es irgend thunlich war, daß ich irgendwo Äpfel gestohlen und dem Schulmeister gegeben. Wehe mir, wenn ich nicht nachweisen konnte, daß ich

sie geschenkt oder gefunden erhalten. So war ich übel daran, ich mochte es machen wie ich wollte; ich war überhaupt in der Schule noch übler daran als zu Hause, aus mehreren Gründen.

Vor allem aus hatte ich furchtbar Langeweile. Ich hatte den ganzen Tag das Fragenbuch vor mir, nicht aber um auswendig zu lernen, sondern um einige Zeilen durchzubuchstabieren, diese dann einmal des Tages dem Schulmeister geläufig herstottern zu können; sah ich vom Fragenbuch weg und hatte ich keine Äpfel, so erhielt ich Schläge, oder hörte wenigstens: „Lerit, lerit!"

Wie kann nun ein neunjähriger Knabe eine Stunde lang an einen Ort hinsehen und stille sitzen und noch dazu an einen Ort, wo er nichts Lustiges sieht und nichts, das er versteht, nur dumme Buchstaben und Worte, die für ihn keinen Sinn haben? Mir thaten die Augen weh; es krabbelte mich in Händen und Füßen, es biß mich am Kopf, ich hatte beständig zu kratzen, konnte gar nicht stille sitzen aus der fürchterlichsten Langeweile; hätte es den Kopf gekostet, ich mußte zuweilen aufsehen, dem Nachbar etwas sagen, oder jemand beim Haar nehmen, oder am Kleid zupfen; wenn ich auch ins Buch sah, so war es mir unmöglich, mehr als ein Wort zu buchstabieren für mich selbst; ich wußte nicht, ob es recht gewesen, so wie ich es gesagt, wußte nicht, was es bedeute. Es flimmerte mir bald vor den Augen; ich sah weder Buchstaben noch Worte mehr, guckte verstohlen herum, seufzte nach dem Ende der Schule oder gar nach dem Aufsagen; kriegte ich auch bisweilen Schläge dabei, so war es doch kurzweiliger. Im ganzen Fragenbuch war eine einzige Stelle, die mich anzog, aber mir auch oft Schläge zuzog, weil ich die Blätter umschlug, um zu ihr zu kommen, und dann nicht fortfahren konnte, wo mein Vordermann geblieben. Es war das zweite Gebot, wo es heißt: Du sollst dir kein gegraben noch

geschnitzt Bild machen, ja gar kein Bildnis noch Gleichnis, weder von Dingen, die im Himmel droben, noch denen, die unten auf Erden, noch denen, die unter der Erde im Wasser sind. Was das für Dinge sein möchten, da unten und da oben? Das beschäftigte mich gewaltig, und allemal, wenn ich diese Stelle durchbuchstabierte, kam eine Art Schauer über mich und ich verlor mich in tiefes Staunen. Ich hatte einmal ein lebendig Kameel gesehen, eine furchtbare Kreatur für mich, und da oben und da unten, was mußte nun erst da sein? Aber das sagte mir niemand, und wenn ich auch fragte, so hieß es: „Bueb, ler du, das gaht di nüt a."

War endlich der Mittag da, so fing für mich eine andere Plage an. Johannesli nahm das Säckli und teilte das Essen aus; daß ich zu kurz kam, war natürlich; aber das ärgerte mich doch am meisten, daß er mir das weiche Brod herauskratzte und hinwarf, den Raust für sich behielt. Früher machte ich zwischen beiden keinen Unterschied; seit ich aber das Weiche essen mußte, den Raust man mir vorenthielt, hatte ich einen ordentlichen Ekel vor dem ersten, Raust aber kam mir süßer vor als Basler Leckerli. So wurde Meisterlosigkeit und Lüsternheit gepflanzt: konnte ich einmal ein ordentlich Stück Brot aus der Tischtrucke erwischen, so kriegten Hund oder Katze den weichen Teil und ich erlabete mich an dem harten. Prügeln konnte ich mich mit dem Johannesli in der Schule nicht; er war ein Bauernsohn und ich nur e Bueb; er hatte Vettern und Nachbarn da, die ihn nicht im Stich gelassen hätten. Einmal versuchte ich es; aber ich kam übel an, und durch den Lärm geweckt kam endlich auch noch der Schulmeister dazu und ich erhielt meine Heiligen aufgezählt, als Sündenbock für alle. In der langen Zwischenzeit von 11—1 Uhr hätte ich so gerne mitgespielt und mitgehalten. Es waren Kinder da, die mir

überaus wohl gefielen, zu denen es mich hinzog; aber entweder stieß man mich weg, oder wenn man mich mitmachen ließ, so war es eben, um der Sündenbock zu sein. Das that mir weh, machte mich nur verschlossener und bitterer; ich zog mich zurück; neckte man mich, so wehrte ich mich so tüchtig in verbissenem Zorn, daß man mich allmählich ruhig ließ und eine Art Respekt vor mir bekam. Mir that eine solche Prügelei allemal wohl, und ich fühlte mich nachher ordentlich erleichtert; doch suchte ich sie nicht. Der Nachmittag verstrich in der Schule wie der Morgen. Mit Beten wurde angefangen, dann folgte der Äpfel-Spektakel, dann das Aufsagen und nachher wieder das Beten. Mit diesem Beten ging es fast wie mit dem Lere: ich konnte nicht stille halten während demselben; denn es währte gar lang, bis die gewöhnlichen drei Gebete hintereinander hergesagt waren, fast eine halbe Viertelstunde; auch verstund ich von dem allem gar nichts und weiß nichts mehr davon als folgenden Reim: Höllenpein, schreien in den Himmel 'nein. Bald hätte ich vergessen, daß einige in der Woche noch zweimal rechneten und schrieben. Der Schulmeister hielt gar nicht darauf; er sagte: Pfarrer werde keiner werden und Agenten habe man schon viel zu viel, das seien nur Leutverderber und Atheisten, von denen glaub keiner nüt, bis si einist der Tüfel bi de Hörnere heig. Es nähme ihn aber das nit Wunder; d'Agente lehre's von den Afflikaten; die säge eim grad use, si heige nüt uf der Religion und nüt uf de Pfaffen; dafür aber syge das alles o Lüt, wie wenn sie dm Tüfel abem Charre g'heit wäre, und si meine, si hätte d'Wysheit alli allei g'fresse, und wenn eine e anderi Meinig heig als si, so schnauze si ne ab, daß es kei Gattig heig, und er söll i kei Schueh ine guet si. Sie syge no viel chutzlicher als e Landvogt, und das well viel säge; aber jeder von ihnen glaub o, er sei nit nume dr Papst, sondern

dr Herrgott selber. So räsonnierte der gute Schulmeister allemal, wenn das Rechnen oder Schreiben anging; er soll aus zwei Ursachen also geschimpft haben, wie ich später vernahm. (Es ist aber doch merkwürdig, wie ich so viel besser behielt, was geschimpft, als was gebetet wurde.) In früheren Zeiten war er prozediererisch und viel bei Advokaten. Er prozedierte unglücklich und mag auch nach Erscheinungen beim Weine gesehen haben, wie vielleicht ein Afflikat im behaglichen Glauben, der Gescheuteste zu sein unter den Umsitzenden, mit Unglauben groß gethan und mit leichtfertigem Spott um sich geworfen.

Der gute Afflikat merkte nicht, wie nur die untergebenen Agenten seine Rede für Weisheit nahmen, die andern aber insgeheim das Kreuz davor machten, wenn sie auch keine Einrede sich erlaubten, vielleicht gar noch einstimmten. Weil der Schulmeister einen oder zwei ungeschickte Afflikaten als gemeine Spötter kannte, schimpfte er über alle, als wäre keiner von ihnen gut genug für Futtertuch in des Teufels Pantoffel. Das war nun ungerecht; aber er that nur, was viele Afflikaten auch thun; man wird oft mit dem gestraft, mit welchem man sündigt. Absprechen über ganze Menschenklassen zeuget entweder von groben Vorurteilen oder grobem Selbstdünkel; von beiden war mein Schulmeister nicht frei; denn er räsonnierte eigentlich deswegen über Schreiben und Rechnen, weil er es gar nicht konnte, wie Viele behaupteten. So schimpft eben mancher über Dinge und spottet darüber, weil er zu dumm ist, sie zu fassen, zu hölzig, um Sinn dafür zu haben. Wir in der Schule kamen natürlich nicht darüber, am wenigsten ich als Bueb; denn seit Noahs Zeiten hatte niemand daran gedacht, einen Bueb schreiben und rechnen zu lehren; allein auch andere kamen nicht darüber. Er gab Vor christen und gab Rechnungen aus einem Buche an und balgete zuweilen über krumme Buchstaben; er selbst aber

machte nie einen; er sagte, ob die Rechnungen gut seien, aber er machte wieder keine. Es war immer ein Schüler da, der anderswo etwas gelernt, oder ein Schüler, der es dem ersten abgesehen hatte; die konnten's den andern zeigen, wenn sie wollten; er bekümmerte sich um nichts, als die Rechnungen anzugeben; wie sie gemacht würden, konnten die Schüler zusehen. Deswegen also besonders soll er über Rechnen und Schreiben geschimpft und behauptet haben, es mache in Mißkredit stehende schlechte Menschen, Agenten und Afflikaten, weil er es selbsten nicht konnte und einige Hausväter doch darauf drangen, daß er diese Fächer in der Schule treibe.

War endlich das Beten zu Ende und die Schule aus, so kann man sich denken, mit welcher Hast wir aus dem Zwinger stürzten und in welcher Wildheit die so lang geschnürte jugendliche Lebhaftigkeit sich ergoß. Zwei Stunden waren wir geistig tot, körperlich gefesselt gewesen, eine Ewigkeit für ein Kind! Nun strömte das gehemmte Leben wieder in alle Glieder, und wie die Thüren sich öffneten, erscholl durch dieselben ein weit hintönender Lärm; wie die wilde Jagd stürzte und purzelte man hinaus; selten ging es ohne einige geschundene Knie ab, und draußen, da mußte etwas herhalten, etwas mußte getrieben werden, je ärger je besser. Alle, besonders schwächere Leute, gingen uns schon von weitem aus dem Wege, und wenn das Tosen der ausgelassenen Schule heranscholl, trat mancher Hausvater vor die Thüre, um seine Habe zu sichern und die Schüler vom Hause abzuhalten.

Das waren noch die guten alten Zeiten, wo man in der Schule Religion lernte und nur Religion, und man vor lauter Religion nicht wußte, was Religion war, wo man vor lauter Bäumen den Wald nicht sah, wo man die Kinder mit dem Heidelberger und der Rute einbalsamierte, so lange sie in der

Schule waren, überzeugt, daß ihnen dann der Teufel nichts anhaben könne außer der Schule, sie möchten vornehmen und treiben, was sie wollten! Ach, das war eine fromme Zeit, wo man besonders Güterbuben und solche, die keine Äpfel hatten, mit der Rute durch und durch einsegnete, um sie zu behüten vor allem Bösen! Ach ja! das waren gottselige Zeiten, wo die Alten einen mit der Rute zur Schule prügelten, mit der Rute der Schulmeister einen empfing, wo man Hexen hatte statt Engel, in der Nacht vor Gespenstern bebte und vor dem Teufel zehnmal mehr Respekt hatte, als vor Gott, wo man entweder selbst zitterte oder andere zittern machte. So zogen wir von der Schule aus, wie das wütende Heer, kamen aber nicht desto geschwinder nach Hause; denn bei jedem Scheidewege hatte man sich noch wenigstens zu necken, wenn nicht zu prügeln. War einer einmal ordentlich abgewalkt worden, so war es nicht selten, daß er den andern Tag seinen Vater bestellt hatte, um die, welche ihn geprügelt, wieder zu prügeln. Sah man einen solchen, dann gab alles Auszug so gut möglich, und wer die schlechtesten Schuhe hatte, die bei jedem Tritt die Ferse zeigten oder stecken bleiben wollten, der kriegte für die andern die Schläge. Verständlich kam auch da die Reihe oft an mich, herzuhalten.

Kamen wir endlich heim, so mußte ich die Kinder wieder nehmen, sie zu Bette bringen und sie in der Wiege herumtreiben, bis sie endlich schliefen, nachdem sie mich auf ihre Weise noch gequält hatten. Nachher mußte ich rüsten helfen, wenn etwas für den folgenden Tag zu rüsten war, was ich recht gerne that; aber dann sollte ich wieder lernen, sollte wieder mein Qualbuch vor mich nehmen und da eine oder zwei Stunden bis zum Bettgehen Worte buchstabieren oder lesen, von denen ich nichts verstund. Bald schlief ich darüber ein, bald buchstabierte ch darauf los, wie es mir in Sinn kam, ohne viel auf

die Buchstaben zu achten, las ebenso; selten achtete jemand, ob ich die Worte richtig ausspreche; so lernte ich falsch lesen, und diese Lehrstunden schadeten mir weit mehr, als sie nützten. Zudem sah ich nicht einmal recht, was ich vor mir hatte. Zunächst dem Lichte saßen die Spinnenden, dann die Kinder; war auch noch der Bauer am Tisch und nicht auf dem Ofen, so kam ich so weit vom Lichte ab, daß es auf meinem Buche ganz dunkel war. Klagte ich darüber, so hieß es: „Meinst du, du g'hörst obe a Tisch, oder me söll für di es aparti Liecht ha? Mr wey nit geltstage wie dy Vater rc.“ Konnten wir endlich zu Bette gehen, so zankten Johannesli und ich zuerst um die Decke, die er mir gewöhnlich fast ganz nahm oder in der Mitte des Bettes liegen wollte, und erst, wenn der Streit gewöhnlich zu meinen Ungunsten durch Vater oder Mutter geschlichtet war, kam der Schlaf, der mich den trübseligen Tag vergessen ließ.

So ging ein Tag wie der andere hin; ich lernte gar nichts, wurde immer unwerter, machte mir auch immer weniger daraus, je mehr ich fühlte, daß man mir Unrecht that. Die Lust an der Schule verging mir durchaus, besonders seit der Schulmeister bei uns an der Metzgete gewesen, wo man mich bei ihm tüchtig verklagt und zu besonderer Zucht empfohlen hatte. Dieser Mahnung, ohne ihre Richtigkeit zu untersuchen, kam er getreulich nach, und das war ein glücklicher Tag, an welchem er mich nur einmal prügelte. Kein Gefühl ist aber in Kindern lebendiger, als das Gerechtigkeitsgefühl, und nichts macht sie verstockter, böser, unverbesserlicher, als wiederholte verstockte Ungerechtigkeit. Strafe man sie dann auch gerecht wegen offenbaren Fehlern, es nützt nichts mehr; sie bessern sich nicht, weil sie zum Strafenden das Zutrauen verloren haben, daß er gerecht sei. Nichts ist aber leichter, als gegen Kinder ungerecht zu sein, weil selten ein erwachsener Mensch mehr weiß,

wie es in einem kindlichen Kopf, in einem kindlichen Herzen aussieht; weil selten ein erwachsener Mensch über die Quellen nachdenkt, aus denen die Fehler des Kindes kommen, sondern sie von vorneherein der Bosheit und Bösartigkeit zuschreibt; weil selten ein erwachsener Mensch aus Liebe straft, um zu bessern, sondern im Zorn, um Rache zu nehmen für gehabten Verdruß.

So verstrich mir der Winter. Er war hart und kalt gewesen; aber gegen das Ende des Märzes wurde es milde, die Erde taute auf, Märzenglöcklein blühten, die Bachteln (Glockenblumen) wuchsen wunderschnell empor. O wie freute ich mich darüber! bald kam Ostern, da hoffte ich auf Eier, hoffte sie recht schön zu sieden mit Brasilienholz, Bachtelnkraut und Zwiebelhülsen darum zu binden, daß sie geflammt würden und schöne weiße Kreuze erhielten. Ostereier waren im ganzen Jahr immer meine größte Freude gewesen; Wochen lang vor Ostern konnte ich an nichts anderes sinnen, als an das halb Dutzend Eier, welche ich erhielt, und wenn ein Huhn gaggelte, gaggelte ich jubelnd mit. Wie wohlfeil ist doch Kinderfreude und wie chön; und wie traurig, daß selten alte Leute sich recht mehr freuen können, höchstens noch mit den Kindern; aber das traurigste ist wohl, auch mit Kindern sich nicht mehr recht freuen zu können, an ihren Freuden sich zu ärgern, und die unschuldigste zu verbittern? Nein, das ist noch nicht das traurigste, sondern das ist es, daß man diese Herzensbitterkeit, diese Freudlosigkeit für Gottseligkeit des Alters ausgibt, welche über die Welt und die Gottlosigkeit der Jugend seufzt. Das ist wahrlich eine finstere Gottseligkeit, welche nicht für den heitern Himmel paßt, in welchem der liebe Heiland seinen Kindern Wohnung bereiten will.

Die Bäuerin hatte viel Eier bekommen; die vollen Krätten betrachtete ich mit großem Respekt und dann Ei um Ei, welches

wohl das stärkste sein möchte. Am Ostersamstag machte man Vorbereitungen zum Sieden; die Kinder jubelten und brachten, was sie um die Eier gebunden wünschten. Ich dachte nichts anders, als auch welche zu erhalten. Sobald ich vom Kinderhüten entrinnen konnte, eilte ich auch und pflückte im grünenden Baumgarten, was mir schön schien, und, über manchen Fund ganz glücklich, brachte ich eine handvoll Blümchen und Kräuter aller Art der Bäuerin in die Küche.

Verwundert fragte die, was ich damit wolle, und als sie meine Meinung hörte, sagte sie: „Was bildist dir i, myni Hühner lege o für di? Ohä, das wär e neui Mode, em Bueb no ga Eier z'siede, u b'sunders a-m-e settige, dä dChing geng z'brüele macht, nit lert, nit folget, u i der Schuel alli Tag Schläg übercho het! Nei, Bueb, sövli dumm si mr notti nit, und settig Flause bild dr nit y." Da war mir, als ob ich aus dem Himmel gefallen wäre: keine Eier an der Ostern, das war mir fast, wie kein Ätti mehr; für Vorwürfe, Schläge war ich sonst ziemlich unempfindlich geworden, aber das griff tief ein. Ostern und keine Eier, das wollte mir fast das Herz brechen. Anhalten konnte und mochte ich nicht, ich war nicht mehr gewohnt zu flattieren; ich wurde auch nicht sowohl wehmütig als zornig, heulte mehr als ich weinte, und nach und nach bildete sich die Überzeugung in mir, daß ich Eier haben müsse in jedem Fall.

Nach langem Sinnen fiel mir endlich ein, daß ich noch einen neuen schönen Batzen hätte vom Examen her; an demselben hatte ich sonst meine große Freude gehabt, ein eigenes Säckeli für ihn gemacht und ihn oft betrachtet, wenn ich allein war; aber Eier waren mir doch noch lieber. Den holte ich, lief damit zu unseres G'husmanns Frau und bat sie, mir um den Batzen Eier zu geben. Ich war glühend rot vor Zorn,

konnte kaum reden und die Thränen liefen mir noch immer über die Backen herunter, so daß die Frau wohl merkte, daß es etwas besonderes gegeben haben müsse. Sie fragte mich; ich erzählte ihr mein Elend, wie es mir ergangen, wie ich jetzt Eier haben müsse und gerne den Batzen dafür gebe, wie lieb er mir auch wäre. Da sagte die gute Frau: „Los, Miaßli, b'halt du dy Batze, Eier verchauf ig dr keini, aber chumm i d'Stube, mr wei luege.“ In der Stube erzählte sie ihren zwei Kindern, der Miaßli bekomme drüben keine Eier und hätte doch so gerne welche; er sei es arms Buebli; aber er habe ihnen doch nie etwas zu Leid gethan, im Gegenteil sie manchmal gegen den Johannesli in Schutz genommen; ob nun jedes ihm ein Ei geben wolle, eines behielte doch immer noch drei? Die gute Mutter hatte noch nicht ausgeredet, als ihre guten Kinder auf mich zu sprangen und mir Eier gaben; nur das eine von ihnen fragte: „Gäll Müetti, ds schönste bruch ig ihm doch nit z'gäh?“ und doch nach einigem Kampf gab es mir das, welches ihm am besten gefiel.

Da ward mir wohl, und ich konnte wieder jemand freundlich ansehen, was lange nicht geschehen war, und recht von Herzen glücklich machten mich die Eier. Als der erste Eindruck vorüber war, fiel mir plötzlich ein, der Bäuerin nun zu zeigen, daß ich Eier bekommen auch ohne sie, und die erhaltenen ihr zu spienzeln, bis sie es merkte. Ich teilte meinen Einfall und meine Schadenfreude der Frau mit und wollte fort; die sagte aber: „Los, Miaßli, mach nit dir u-n-üs Verdruß; wenn di Frau weiß, daß mr dr Eier gäh hei, so nimmt si dr se, u mi z'Haß; nei, das wei mr nit mache. Versteck se wohl, oder wenn das nit chast, so la se da, u chum morn einisch mit mine Ching cho düpfe und g'vätterle, de hesch notti Freud und machst niemer höhn.“ Die gute Frau hatte mehr als Recht.

Den ganzen Abend konnte ich daheim in stiller Freude dem Lärm der Kinder mit ihren Eiern zusehen. Ich hatte wieder alle lieb, hatte mich doch auch jemand lieb gehabt, gab über alles guten Bescheid und flattierte den kleinen mir Übergebenen so von Herzen, daß selbst die Bäuerin, die meiner sonst sich nur achtete, wenn ihre Kinder über mich brüllten, aufmerksam wurde, mir ein Ei brachte und sagte: „Lue, da hest o eis, we ds ganze Johr so wärisch, so wärst eim o lieber, u überchämist o meh." Die Frau wußte auch nicht, daß ein Kind fast ist wie eine Orgel und die Töne hören läßt, welche man auf ihm anschlägt. Der Mensch kennt alle Dinge der Erde; aber den Menschen kennt er nicht, da scheint er aus lauter Dummheit zusammengesetzt zu sein. Was meint man, wenn einer in Holzschuhen mit Roßnägeln beschlagen auf einer Orgel herumtrampeln und dann dieselbe, wenn sie erbärmlich quickte und quackte, schlagen wollte, weil sie aus Bosheit kein schönes Lied spielen wolle, würde man diesen Menschen nicht einen Schöps heißen und in den Kalender thun? Wollte man aber die Menschen in Kalender thun, die mit Holzschuhen und Roßnägeln auf Menschenherzen herumstolpern, und zürnen und prügeln, wenn diese Herzen nicht lauter Lust, Freude und Liebe sein wollen, so müßte man den lieben Gott bitten, daß er noch einen Blätz an unsere Erde setzen möchte, damit der Kalender Platz auf ihr hätte. Und wenn die gemeinnützige Gesellschaft sich auch mit diesem Kalender abgeben will, so müßte man den lieben Gott bitten, daß er den Blätz zwei oder drei Mal so groß machen möchte, als sonst nötig wäre.

Das ging nun einige Tage recht ordentlich, und weil gerade in diese Zeit die Bettlergemeinde fiel, so entschloß der Meister sich, mich zu behalten, und nahm mich an dieselbe nicht mit. Er werde dort sagen müssen, wie bös und verdorben ich zu ihm gekommen sei, daß er mich aber rangiert habe, bis ich

mich gebessert; er verstehe es aber auch, und ich sei nicht der erste, den er z'weg gebracht, meinte er. Voll guter Meinung von sich ging er hin, mag dort auch also geredet haben, und viele Jahre lang galt sein Haus für das beste, um verdorbene Kinder z'weg zu bringen. So wohlfeil und so begründet kommt mancher zu Ehren und Ruhm, aber nicht nur zu Unverstand, sondern am meisten in den Hauptstädten, und nicht nur ehemals, sondern auch jetzt.

Bald war alles wieder im Alten und eine neue Sache kam noch dazu, die am Ende mich hier forttrieb. Des G'husmes Frau und ihre Kinder waren mir begreiflich sehr lieb geworden; von ihnen bekam ich immer ein freundliches Wort; daher war ich auch gar gerne bei ihnen. Nun aber hatte meine Meistersfrau die Hausfrau auf der Mugge, aus mehreren Gründen. Sie kam nicht viel herüber und rühmte auch nicht viel; daher hieß sie hochmütig. Sie war sehr reinlich und an ihren Kindern sah man keine Löcher, weil sie behauptete, es sei viel wohlfeiler, Löcher zu rechter Zeit zu flicken, als die Kleider verhudeln zu lassen; so weit rechnen konnte die Meistersfrau nicht; daher nannte sie die Hausfrau hoffärtig.

Manchmal, wenn die Meistersfrau über andere loszog, wollte die Hausfrau abbrechen und z'best rede; daher hieß es: sie meinte es nicht gut, und halte es mit andern. Kurz, eine gewisse Überlegenheit der andern erbitterte die Meistersfrau; kein Weib hat eine solche gerne; zudem waren jene nur Hausleute und sie die Bauern; u Uverschanters cha's doch gwüß nit gä, as wenn G'husmes Frau g'schyder si wott as ds Bure Frau.

Es ging daher allemal übel an, wenn man mich mit jenen zusammensah. „Du wirst aber si ga chläfele, was gang hie," hieß es, und allemal fand man, daß ich etwas versäumt habe, oder einem Kind etwas zugestoßen sei, während ich dort war, und

man sagte mir: „We mr di no einist dert g'seh, su gä mr dr eini zum Gring, daß d'no morndrisch sturm bisch." Solche Drohungen fürchtete ich nicht; sie kamen gegen mich und nun bereits auch gegen ihre Kinder, so wie sie größer, ungehorsamer, ungereimter wurden, und das den Eltern lästig auffiel, alle Tage zu hunderten vor, ohne daß von zehn eine ausgeführt wurde.

Aber eines Tages, anfangs Winters war es, küchelte die Meistersfrau, und der Anken lief ihr ins Feuer, was ihr unbegreiflich vorkam, es war ihr sonst noch nie begegnet. Glücklicherweise konnte sie schnell die Pfanne decken, so daß kein Unglück entstund; unglücklicherweise aber ging in selbem Augenblick die Hausfrau vorbei und fragte: „Trini, was machst, soll i dr helfe?" „Es ist guet, chunst grad, du Donners Hex, jetzt weiß i, wer mr ds Für i Anke g'hexet het!" scholl die Antwort aus der Küche, „aber i will dr ds Hexe vertrybe!" und mit der Küchengabel wollte sie auf die Hausfrau los, stolperte aber in der Wut über die Saumelchtern, und als sie aufgestanden, sah sie die Hausfrau nirgends mehr.

Man kann sich nicht vorstellen, wie die Frau in der Küche turnierte, wie sie die Küchlein herumschlug und über die Hexe fluchte, die ihr den Streich gemacht. Daß sie selbst schuld an der Sache sei, konnte sie sich nicht vorstellen. Das sei ja der deutlichste Beweis, daß die Hausfrau eine Hexe sei und ihr den Teig verhexet habe, weil sie gerade dazu gekommen; wie hätte sie es sonst gewußt, oder wie hätte es sich ungefähr so treffen können, urteilte sie. Gegen diesen bündigen Schluß war im ganzen Hause niemand imstande etwas einzuwenden. Man staunte nur, daß man die Hexe so lange nicht gemerkt, und pries die Geschicklichkeit der Bäuerin hoch, daß sie geschwind die Pfanne gedeckt, denn die Hexe hätte sicher das Haus verbrennen wollen;

daß es noch stehe, habe man nur ihr zu verdanken. So wurde nun auch sie ganz stolz: was sie sonst keinem Menschen gesagt hätte, daß ihr der Anken ins Feuer gelaufen sei, das erzählte sie nun so lange sie lebte, gewöhnlich alle Tage zwei Mal und extra einem jeden, der den Fuß über die Schwelle setzte, um sagen zu können, die Hausfrau sei eine Hexe, sie aber habe geschwind den Deckel auf die Pfanne gethan, und daß das Haus noch stehe, habe man ihr zu verdanken.

Nun aber wurde das Verbot, mit diesen Leuten keinen Umgang zu haben, so lange man sie noch da haben müsse, sehr ernst. Den Kindern sagte man, sie könnten von ihr verhext werden, daher sollen sie der Frau beileibe nicht zu nahe kommen; von weitem könnten sie ihr Hex, Hex! schreien, so viel sie wollten; mir aber wurde gesagt, wenn ich ein einzig Wort mit ihr oder den Kindern rede, so schlage man mir beide Beine ab und alle Zähne in den Hals. Das fruchtete alles nicht; ich mußte hinüber, und in meiner kindischen Unbefangenheit dachte ich nichts Arges dabei, alles wieder zu erzählen, was man über sie geredet hatte. Diesmal hörte die Hausfrau zu, ein andermal aber sagte sie: „Los, Miaßli, schwyg lieber, i begehre nit z'wüsse, was sie däne säge, es treit nüt ab, als mi taub z'mache." Es konnte nicht fehlen, daß man meinen Umgang merkte, wenn ich ihn auch noch so heimlich halten wollte, denn die Kinder lauerten mir auf; da gab es immer tüchtigere Schläge, immer gehässigere Worte; denn über wen die Meistersfrau böse war, den sollte die ganze Welt hassen, und wer mit einem solchen redete, der war um nichts besser als der andere. Wenn sie mit der Magd ausgeschirret hatte, oder mit dem Knecht tubelte, und der Mann gab zufällig dem einen oder dem andern ein gutes Wort, so hatte er das Wetter auf dem Hals, und sie wurde nicht zufrieden, bis er sich bequemte, auch auszuschirren oder zu

tubeln. Die Hausfrau bat mich endlich um meinetwillen, nicht mehr zu kommen; aber ein ungewohntes gutes Wort that mir viel wohler, als die gewohnten Schläge weh; so schlich ich um ihr Häuschen, bis ich von ihr oder den Kindern ein gutes Wort weg hatte.

Ich hatte es aber nun alle Tage böser und die Meistersfrau verfluchte sich, daß ich aus dem Hause müßte so bald als möglich, daß sie mich nicht mehr vor Augen haben könne; sie dürfe mir kein Kind anvertrauen, aus Furcht, ich thue ihm etwas an, das mir die Hausfrau angegeben. Ich wurde alle Tage unwirscher nnd stöckischer, so daß ich ganz sicher viele Ursachen zu Klagen gegeben haben mag. Dies Haus verließ ich gerne; nur that es mir weh um meine guten Leute in dem kleinen Häuschen. Ich weinte bitterlich, als ich von ihnen Abschied nahm, und die Hausfrau in meinen Vorschlag nicht eintrat, an die Bettlergemeinde zu kommen und mich zu verdingen. Wenn ich dann bei ihr wäre, so wollte ich dem Johannesli und den andern das Hex schreien schon verleiden und sie alle Tage prügeln nach Herzenslust, hatte ich ihr doch versprochen.

Neuntes Kapitel.

Der Güterbub wird ein Gassenbub.

Diesmal mußte ich mein Bündelchen selbst tragen. Es wurde mir auch nicht schwer, es war bedeutend kleiner geworden; man hatte mir nichts Neues angeschafft, manches war abgegangen, und was ich hatte, war großenteils verwachsen. Ich wußte nun schon, was „verdingen" heiße, und erwartete düster das Schicksal, das mir werden sollte.

Als meine Reihe kam, sagte der Bauer: „Es cha-n-e e-n-angere näh, u o probiere, was das für eine-n-isch." Kein Zureden konnte ihn andern Sinnes machen, er wußte wohl warum; er hatte auch eine Frau daheim, die etwas Meister war; es schickte sich ihm aber nicht, das zu sagen. Nun sprach man auch mir zu, und das eben nicht auf die lieblichste Weise, und fragte mich endlich, ob ich mich gar nicht bessern wolle? Erbittert, daß ich alle Schuld tragen solle, antwortete ich: „I ha nüt Schlechts g'macht, mi het mi o nüt geng z'prügle g'ha." „Da g'höret dr's, wie-n-er eine-n-isch", sagte der Bauer; „Was brauchen wir weiter Zeugnis", dachten die andern. Auf diese Verdammung hin, wobei sie jedoch ihre Kleider nicht zerrissen, wollte mich niemand freiwillig auf das Gut nehmen, und ich wurde zu denen gestellt, die ebenfalls niemand nehmen wollte, um dann auf die Güter verloset zu werden. Endlich gegen Abend, ganz erschöpft von Hunger und Durst, denn man hatte mir nichts mitgegeben, und während dem ganzen Tag mir niemand etwas angeboten, fiel ich einem alten Bauern zu, der mich sehr unwillig mit sich nach Hause nahm und mir beim Heimgehen unfreundlich erklärte: er werde mich nicht behalten, sondern weiter verdingen, so einen könne er nicht brauchen. Am andern Morgen ging er fort, um Platz zu suchen, und brachte am Abend die Nachricht, es werde am nächsten Morgen jemand mich abholen. Es war mir leid, bei ihm hatte es mir gefallen, und ich hätte gerne alles Gute versprochen, aber niemand machte durch freundliches Benehmen mir Mut dazu, und mir war es einmal nicht mehr gegeben, mich von der bessern Seite zu zeigen; ich war verschüchtert und hartnäckig geworden; der Brunnen der Liebe war nicht mehr fließend; er war zurückgetreten, man mußte nachgraben, wenn man ihn finden wollte.

Am andern Morgen kam richtig ein alter schlecht gekleideter Mann und holte mich ab. Wir gingen über Berge, durch Thäler, mehrere Stunden weit in eine mir ganz unbekannte Gegend. Unterwegs fragte mich der Mann über alle meine Verhältnisse aus und über die Leute, bei denen ich gewesen war; ließ mich ordentlich reden, fuhr mir nie über das Maul; durch Zwischenfragen brachte er noch mehr hervor, wenn ich schweigen wollte, so daß ich auf dem Wege recht kurze Zeit hatte und ordentlich zutraulich wurde. Endlich kamen wir in ein kleines Thal im ebenen Lande, durch welches ein stattlicher Bach floß. Über dem Thale auf der Abendseite lag ein großes schönes Dorf, auf der Morgenseite ein mächtiger Eichenwald, und an der Spitze desselben, etwa hundert Schritte vom Bache, war eine kleine verfallene Hütte, mit zerbrochenen trüben Fenstern und unordentlichen, kotigen Umgebungen. Rings ums Haus lag der Mist von einigen Hühnern, einer Ziege und ihren Jungen, in demselben einiges Arbeitszeug zum Schnefeln und einige Spähne, welche den ganzen Holzvorrat ausmachten. Unter der kleinen rauchigten Hausthüre mit der ausgetretenen Schwelle stand eine alte schmutzige Frau mit einer großen irdenen Kaffeekanne in der Hand, an welcher oben ein Stück ausgeschlagen war, und sagte uns, wir hätten Zeit zu kommen, sie hätte sonst allein z'Nacht g'fresse und wir hätten dann sehen können, was wir bekommen.

In der Stube sah es nicht schöner aus als um das Haus. In einer Ecke war ein ärmliches Bett ohne Vorhang, in der zweiten ein zerbrechlicher, unsauberer Tisch, in der dritten ein vierfach gespaltener Ofen und in der vierten endlich ein grober Trog, daneben ein Rad mit Kuder; auf dem verlöcherten Boden liefen Hühner herum und auf dem Tisch saß eine Katze. Mir wurde unheimelig zu Mute. Doch als die Alte den Kaffee

brachte und den Tisch unterstellte, damit er nicht zu sehr wackele; als ein mächtiger Eiertätsch dazu kam und gutes Brot, da vergaß ich meine Umgebung, denn ich war hungrig und müde. Als wir gegessen hatten und ich einnicken wollte, schüttelte die Alte einen Laubsack auf dem Ofen zurecht, hieß mich darauf liegen, deckte mich mit Hudeln zu und hieß mich wohl schlafen. Das war mein neues Bett. Ich hätte fast darüber geweint; allein der Eiertätsch war gut gewesen, der Schlaf gar mächtig; er ließ die Betrübnis nicht aufkommen, nahm mich in seine Arme und hielt mich umfangen, bis am späten Morgen ein Huhn mich weckte, das auf mir herumspazierte. Nun wurde ich in meinen neuen Wirkungskreis eingesetzt. Daß ich keine Kinder zu hüten hatte, nahm mir eine schwere Bürde ab dem Herzen; Kindermeitschi zu sein, war mir verleidet; ich sollte für die Ziege köhlen, den Hühnern nachsehen, daß sie die Eier nicht verlegen, zwischendurch Mist und Holz auflesen und herzutragen, was sie allfällig nicht herbeibringen konnten.

Das alles behagte mir so übel nicht; ein dunkles Gefühl versprach mir bei dieser Lebensweise eine Freiheit, welche für jedes Kind etwas unendlich Anziehendes hat. Wie gerne möchte manches geputzte Kind, das beständig unter Aufsicht an eine Beschäftigung gestellt ist, tauschen mit einem barfüßigen, das manchmal nur halb genug zu essen hat, aber laufen kann, wohin es will und wie es will? O es war zu schön, wenn ich ausziehen konnte in den Wald, um Futter zu suchen, mein Bündelchen bald gefunden war, und ich dann Stecken suchen und hauen konnte, einen schöner als den andern, oder Beeren suchen, zuerst Erdbeeren, dann Heiti-, später Himbeeren und endlich Brombeeren; wenn ich immer schönere fand und reichlicher, daß ich nicht alle essen konnte, sondern Schalen von Rinden machte, sie heimbrachte, die Alte mich lobte, Ziegenmilch darüber goß

und sogenannten Erdbeeristurm machte; o das war denn eine Herrlichkeit! Und wie prächtig war es erst, die Ziege weiden zu können unten am Bach in den Stauden! Dort band ich sie an und saß dann ans Wasser und sah den Fischlein zu, wie sie auf und ab fuhren auf dem hellen Grunde, das dunkle Kraut suchend, darein sich zu bergen; wie sie wieder heraufschossen wie Blitze und richtig eine Mücke oder einen Heustüffel erhaschten.

Manchen Heustüffel band ich an einen langen Faden und ließ ihn im Wasser schwimmen. Ein Fischlein hätte ich gar zu gerne gehabt, und ein Jubel ohne Ende war's, wenn zuweilen der Heustüffel mir abgebissen wurde, und alle mußten den Faden sehen, und hören, wie ich einen großen, großen Fisch fast gehabt und das nächste Mal ihn gewiß erwischen wolle. Wenn ich dann heimkam vom Bache, strich ich meinen Hühnern nach und den mir gezeigten Nestern, nahm die Eier aus, und als ich einmal ein unbekanntes Nest fand in dicker Haselstaude und den Alten einen ganzen Kratten voll einliefern konnte und ich gestreichelt und gerühmt wurde und noch einmal so viel Eiertätsch erhielt beim Abendessen, da war ich so stolz, wie ein Feldherr nach einer gewonnenen Schlacht. Mich drückte, daß ich meist ganze Tage allein sein mußte. Wenn gut Wetter war, so zogen am frühen Morgen Mann und Frau aus, zu hausieren: sie mit einer Flasche Hofmannstropfen oder mit Nastüchern oder mit irgend etwas anderem Plunder; er mit einem Korbe oder Steinkratten oder irgend einer Schnefelarbeit, und kamen meist erst heim, wenn es dunkelte. Da wurde mir der Tag gar lang, und das trockene Brot oder das Essen, das man mir für den Mittag anwies, genügte mir auch nicht recht, wenn ich schon wußte, daß es am Abend etwas Gutes absetzen würde, was die Mutter oder der Vater heimbrachten. Es

wunderte mich oft, wie viel Geld sie lösten aus den mitgenommenen Kleinigkeiten, und wie aus diesen die Leckerbissen angeschafft werden konnten, welche sie aus fernen Dörfern heimbrachten; denn in dem nahen Dorfe, wo sie daheim waren und wo die Gemeinde ihnen den Hauszins zahlte, da wurde gar nichts gekauft.

Da gab es Speck, Würste, Braten, selbst kleine Hammen, weißes Brot, Wein, Schnaps aller Art; es war ein Herrenleben gewöhnlich am Abend bei uns.

Ich klagte den Alten einmal meine Langeweile und bat sie, sie möchten doch zu Hause bleiben oder mich mitnehmen. Sie lachten mich aus und sagten, ich sei selbst Schuld daran, warum ich mit meinem Mistbännli bloß um das Haus herumfahre und nicht auf die Landstraße, hinüber ins Dorf; da hätte ich für einen ganzen Tag kurzi Zyti genug, wo Herre und Künge sechsspännig führen. Das schlug ein bei mir; den ganzen Tag hatte ich keine Ruhe; das kam mir vor als ein Ausflug in die Welt, wichtiger, als manchem eine Reise nach Amerika. Ich rüstete meine Bänne und die bessern Schuhe, dachte über alles, was mir begegnen würde, was ich sehen, wie ich mich benehmen könnte, und mochte den Abend und mochte den Morgen nicht erwarten; ich sah lauter Könige mit Kronen auf den Köpfen und schöne Königinnen in ganz güldenen Röcken. Mit klopfendem Herzen trat ich am andern Morgen meinen Ausflug an. Lebe wohl, du dunkler, schöner Wald; b'hüetdi Gott, du lieber klarer Bach; lebt wohl, ihr unschuldigen Freuden, die ihr botet; euch ergeht es nun auch wie vielen guten Freunden, die man vergißt im Treiben der Welt und ihren Genüssen! Ich fuhr durchs Thälchen, die Höhe hinauf und war bald auf der mächtigen Heerstraße, an deren beiden Seiten das schöne Dorf lang sich hinstreckte.

Mit einem Auge sah ich nach Mist mich um, mit dem andern nach den Königen und Königinnen, ihren güldenen Kronen und güldenen Röcken. Mist fand ich wohl; aber die Könige sah ich nicht, es wollte keiner kommen; statt deren aber kamen zwei verlumpete Buben, ebenfalls mit Mistbännen, und frugen mich, wer ich sei, was ich da mache, wer mir das Recht gegeben habe, hier Mist aufzulesen? ich solle auf der Stelle nach Hause fahren und mich hier nicht mehr blicken lassen, sonst würde ich wüst abkommen.

Anfangs war ich verblüfft und in der fremden Umgebung schüchtern, und mancher ist unter seinem Dache ein Held, einige hundert Schritte davon würde er vor jedem Hasen davonlaufen; allein ich hatte an so vielen Orten mich schon prügeln müssen, daß diese Verblüfftheit nicht lange währte. Drei Tage hintereinander prügelten wir uns mit den nötigen Unterbrechungen; am vierten machten wir ein Bündnis zusammen: wir drei wollten den Mist auf der Straße durch das Dorf allein sammeln, und wenn jemand anders in unser erprügeltes Recht eingriffe, ihn schlagen, bis ihm die Lust dazu verginge; und wir behaupteten dieses Recht, so lange ich da war. Später erklärte man mir, wie man dieses Recht in der Kunstsprache heiße.

Nun ging erst ein lustiges Leben für mich an, und ich wäre unglücklich gewesen, wenn ich einen Tag nicht auf der Landstraße hätte sein können. Unsere Arbeit ließen wir uns nicht sauer werden und waren gar nicht der Meinung, daß wir den ganzen Tag unabläßig dem Mist nachlaufen müßten. Jeder machte seinen bestimmten Kehr: einer wartete oben an dem Stutz um zu spannen, und manchmal waren wir alle da, trieben Mutwillen und redeten Streiche ab. Ich stund besonders gerne vor dem Wirtshaus, und sah da den Fremden zu. Freilich sah ich keine Könige, aber doch schöne geputzte Herren und

Frauen und schöne Kutschen, und malte mir dabei aus, wie es so herrlich sein müßte, in einer solchen zu fahren, und machte mancherlei Pläne, dazu zu kommen; dachte dann auch an meine Hühner und an den Haber, den die Pferde fraßen, und wenn ich eine Handvoll einstecken konnte in Augenblicken, wo niemand um die Pferde war, so fühlte ich mich überglücklich. Niemand hatte mich über die Pflichten gegen das Eigentum belehrt; ich hatte bis dahin aber nicht Anlaß sie zu übertreten gehabt; der Trieb war nicht geweckt worden; er erwachte und wurde genährt.

Die Alten waren sehr zufrieden mit mir geworden; denn mein Gewerbe brachte ihnen Geld ein. Den Mist begehrten sie nicht, sie sagten: „Miaßli, dr Mist bruche mr nüt, mr wette Narre sy, öppis z'pflanze, und d'Müeh ha; d'Bure chäu für is schwitze, u sy vermöge sauft, is z'erhalte; verchauf du ne wie d' chast.“ Die beiden andern Buben hatten den gleichen Befehl von Haus aus; wir verkauften ihn so gut wir konnten, und lösten je nachdem wir Käufer hatten. Konnten wir z. B. den Mist dem alten Pfarrer bringen, so waren wir z'weg; er zahlte 1 Batzen für einen Kratten, und wir machten ihn immer aparti für ihn z'weg. Er sah nicht mehr ganz gut, so mischte man dann Sand, Kot und Staub darunter und hatte im Schwick einen Kratten voll; und in der ganzen Gemeinde sahen alle vom Statthalter bis zum Säuhirten dem Spiel lachend zu und hatten ihre Freude daran; da gab es gute Losig an solchen Lieferungstagen. Das Spannen trug auch etwas ab, jedoch kam es auf das G'sell ab; es gab Tage, wo einer von uns nichts erhielt, ein anderer viel. Da versuchten wir eine gemeinschaftliche Kasse, welche aber nicht lange bestand, da keiner ehrlich sein und gehörig abliefern wollte. Lange wurde ich betrogen, merkte es endlich, betrog auch; sobald die andern es merkten, fanden sie keinen Vorteil mehr bei einer gemeinschaftlichen Kasse,

und sie wurde aufgegeben. Etwas Gemeinsames besteht nur durch Gewalt oder durch Ehrlichkeit; die letztere hatten wir nicht, die erstere nur in unsern auswärtigen Angelegenheiten. (Ist etwa dies eine von den Stellen, bei denen man es mir so bitter nachträgt, daß ich dem Leser Verstand zugetraut, zu begreifen, was ich meine, und deswegen keine Erklärung beifügte: ob sie auf das Neue oder das Alte zu beziehen sei?) Ein dritter Erwerbszweig war das Betteln. Wir liefen keinem Bauernwägeli nach, wir fürchteten die Peitsche; wenn aber eine fremde Herrschaft durchs Dorf rasselte und beim Wirtshause hielt (denn im Fahren erhielten wir nichts, besonders wenn es Engländer waren), versuchten wir ihnen beizukommen; nur mußte es der Wirt nicht sehen, der gönnte uns nichts; er wollte alles allein für sich.

Am liebsten liefen wir Chaisen nach, in denen ein junger Herr und eine junge Frau oder Tochter saßen; die gaben fast allemal, und jeder wollte es zwänge, um zuerst zu sein, und manchmal gaben deswegen beide. Wo aber alte Weiber saßen und Herren mit Perücken oder Schnäuzen, da gaben wir uns keine Mühe. Eine vierte Quelle hätten wir noch sehr gerne aufgethan. Einer meiner Kameraden kam aus dem Lande her, wo es mehr Gänse und Schweine gibt als ordentliche Menschen, und erzählte uns, dort sei vor jedem Dorfe ein Thürli, bei welchem viel zu verdienen sei, viel mehr als beim Spannen. Nun hatten wir lange Beratungen, wie ein solches zu errichten wäre. Wir versuchten den Bauern einzuschwatzen, ein Thürli machen zu lassen; wir konnten ihnen aber den Nutzen davon nicht einleuchtend darstellen. Der Frau Ammännin waren eines Morgens alle ihre Gänse gestohlen worden. Da ordneten wir einen von uns ab, der ihr vorzustellen hatte, dieser Diebstahl wäre nicht geschehen, wenn ein Thürli gewesen wäre; ein solches würden die Diebe scheuen. Sie glaubte es, gab dem Abgeord-

neten ein Stück Brot und die Sache kam vor den Gemeinderat, doch umsonst; die Mehrzahl meinte: Diebe würden durch ein Thürli noch weniger abgehalten als ehrliche Leute. Endlich beschlossen wir, eins auf unsere Kosten errichten zu lassen; wir lasen den Platz aus und bestellten einen Zimmermann, um es aufzurichten. Dieser glaubte aber, wir wollten ihn für einen Narren halten, und prügelte den, den er erwischen konnte, ordentlich durch.

So mußten wir unser Finanzprojekt mit Weinen und Heulen fahren lassen; dessen ungeachtet verdienten wir des Tages manchmal nur zwei, aber auch zehn Batzen. Daraus mußten wir uns aber beköstigen; denn meine Alten gaben mir nichts mit. Ich kaufte gewöhnlich weißes Brot und Käse, meine Kameraden aber Lebkuchen, Zuckerkandel, Bärendreck und solche Dinge bei einer Krämerin, welche von vielen Bettlern, aber auch von vielen Bauernweibern den Zulauf hatte, weil sie mit ihnen Tauschhandel führte. Den Bettlern kaufte sie gegen Schleckereien um einen Spottpreis ab, was sie erbettelt, den Bauernweibern um ähnliche Ware, was sie ihren Männern verflökt hatten. Die Leute wollten reich werden, und die da reich werden wollen, verfallen in Versuchungen und Stricke. Zu dem Gekauften verschafften wir uns aus den Baumgärten der Bauern und den Kirschbäumen an der Straße überflüssiges Obst. Wir kannten in jedem Hause an der Straße die Hausordnung; wußten, wenn man in jedem aß, ungefähr wie lange, kannten das Geräusch der Thüre rc.; nach diesem allem richteten wir uns und kamen meist ungestraft davon. Wenn man uns schon von einem andern Haus aus sah, so hatten wir doch nichts zu besorgen; sobald es nicht über die eigene Sache ausging, rührte sich kein Bauer vom Essen, sondern sah recht trostlich zu, wie wir seinem Nachbar und dessen Kirschen zusprachen.

Mein übriges Geld lieferte ich ordentlich zu Hause ab, und erntete allemal Lob und Preis; und wenn ich schon einmal wenig oder nichts brachte, gab man mir auch gute Worte und den Trost auf bessere Tage. Damit lachten mich meine Bundesgenossen aus und meinten, ich solle einen Mutech machen, wie sie auch thäten; sie verführten mich dazu, ich machte einige Batzen auf die Seite. Sobald sie dieses merkten, mußte ich mit ihnen etwas g'werbe, oder mit andern Worten, spielen, entweder Stöckeln oder Kreuz und Bär machen; einmal brachte einer sogar ein altes Spiel mit, und wir spielten nach seiner Anweisung, Gott weiß was. Richtig verlor ich all mein Geld an sie; mein Hinterhalten brachte mir nur Verdruß; ich ließ es also bleiben. Nur hie und da behielt ich Einiges zu einem Messer oder etwas anderm, um damit zu händelen; denn wenn wir einen andern Buben zwischen uns bekommen konnten, so suchten wir ihn zum Händeln zu bringen; entweder sollte er uns etwas abkaufen oder verkaufen, und wollte er nicht, so wurde er gewöhnlich geprügelt oder wenigstens ausgeschimpft.

Als ich nun noch gar den Hühnern Hafer heimbrachte, ging den Alten ein neues Licht auf; sie lobten mich gar sehr, und auch die Hühner liefen mir das nächste Mal entgegen und umgaggerten mich; das dünkte mich gar lustig, und es mußte nicht zu machen sein, oder ich brachte ihnen Hafer mit. Allein der Stallknecht war auch nicht blind und nicht alle Tage fraßen Pferde vor dem Wirtshaus oder im Stalle, während niemand darin war; als ich deswegen traurig heim kam, sagten mir die Alten: „Aber, Miaßli, bis doch nicht so dumm, ds Chorn ist ja ryf und bald dr Haber o; we d' übers Feld geyst, so streif ume-n-ab, es merkt's niemer, und we dBure afa dröschе, u wenn sie z'Imbiß esse, su sy g'schwind es paar Hampfele aus em Tenn g'no. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen

und brachte fast alle Abende reichliche Beute für meine Hühner nach Hause, so daß ich einen ziemlichen Vorrat sammelte für den Winter, und wir auch mehr Eiertätsch zu essen hatten, als in keinem Herrenhause.

Zehntes Kapitel.

Die christlichen Zigeuner.

Ich erlangte die volle Gunst der Alten, ihr ganzes Zutrauen; sie hatten ferner kein Hehl mehr vor mir mit dem, was sie eigentlich trieben. Ihr Handel mit dem Plunder, den Tropfen, Kratten und Körben war nur Nebensache und Vorwand, um in die Häuser zu kommen. Dort machten sie sich in weiter Runde umher mit allen Verhältnissen, allen Schwächen, allen Leidenschaften der Menschen bekannt, und beuteten diese aus. Sie kannten alle eifersüchtigen Weiber, alle heiratslustigen Mädchen, alle Weiber, die, um irgend ein Bedürfnis zu befriedigen, hinter dem Rücken der Männer Geld haben mußten, alle Mädchen-Liebschaften, alle in fremde Gehege gehenden Männer, alle nach reichen Frauen lüsternen Knaben, alle geistlichen, alle abergläubischen Leute, alle Freundschaften und Feindschaften, alle Knechte und Mägde, die mit ihren Meisterleuten unzufrieden waren und andere Plätze suchten, alle Kühe und Pferde im Revier; diese Kenntnis war ihnen die unerschöpfliche Fundgrube reichen Erwerbs. Sie trugen Nachrichten und Bestellungen hin und her, halfen verflöken und Sachen einschwärzen, rühmten und schimpften, kurierten, sagten wahr; nebenbei ließen sie alles mitlaufen, was sich ihnen schickte, oder

merkten sich Dinge, um bei der Nacht sie abzuholen, doch dieses letztere nur mit der größten Behutsamkeit, gleichsam bloß beiläufig, um ihren Kredit damit nicht auf das Spiel zu setzen; denn das Stehlen trug ihnen weit weniger ab, als das Reden.

Um dieses recht anschaulich zu machen, will ich einige ihrer Tagwerke, wie sie sie selbst erzählten, anführen. Wer des Abends zuerst nach Hause kam, besorgte die häuslichen Geschäfte, molk die Ziege, machte Feuer an, bereitete den Kaffee, der ohne Cichorie getrunken wurde, machte einen Eiertätsch oder Eierbrot, wenn Sachen dazu da waren und wartete dann, bis das zweite nach Hause kam. Diese beide warteten dem dritten nicht lange, sondern ließen sich wohl sein; denn gar oft kam eins gar nicht nach Hause; am Zuletztkommenden war aber immer der erste Bericht.

„La g'seh, Alte, warum chunst hüt so spät?" hieß es eines Abends, als der Mann erst nach eingebrochener Nacht erschien. Der pressierte sich aber nicht mit Reden, nahm ein Kacheli und ein tüchtig Stück zu essen, und erst dann fing er alsgemach, von beständigem Kauen unterbrochen, zu erzählen an.

„Heute habe ich einen mühseligen Tag gehabt. Als ich durch den Wald ging, nachdenkend wo ich einkehren sollte, traf ich den R.... an, dessen Lehnsleute dieses Frühjahr plötzlich fortgezogen, weil der Lehensmann nicht alles mit ihm g'meinen wollte; der fragte mich, ob ich ihm für einen halben Gulden etwas verrichten wolle? Ich that nötlich, sprach von vielen Bestellungen; da gab er mir zehn Batzen, wenn ich nach R. gehen und seines Alt-Lehnmanns Frau sagen wolle, er komme nächsten Markt nach S., und sie wollten sich am Morgen um zehn in S. Stübli finden, da hätte man sich gar nicht zu scheuchen und könne aparte sein.

„Unterwegs gesellte sich eine Zeit lang der von Geiz und Dummheit halb verrückte Wagner G. mir bei, der seine Kinder

vor Hunger fast verrebeln läßt, und erzählte mir ein Langes und Breites von einem Feinde, den er habe, der ihn plage auf alle Weise; töten wolle er ihn nun nicht selbst, aber wenn er machen könnte, daß er sonst abweg käme, so sollte ihn etwas Schönes nicht reuen. Ich ließ mich ein mit ihm und versprach endlich Rustig zu erhalten von den Kapuzinern in Solothurn, aber er müsse mir vier Franken mitgeben, weil ich nicht Geld bei mir habe. Er gab mir sie recht gerne, lieber als einem, der ihm sein krankes Kind gesund gemacht hätte.

„Ich brachte zuerst dem Weibe meine Botschaft, konnte alles gut verrichten, da es allein zu Hause kochte. Es wurde ganz rot, weil es nicht recht traute; als es aber sah, daß es Ernst war, versprach es zu kommen, hieß mich aber schnell fortgehen und steckte mir ein halbes Brod zu, das gut für die Geiß ist; denn wir essen es doch nicht, es ist alt und schwarz. Von da ging ich zu den Kapuzinern und trug ihnen mein Anliegen vor. Sie hatten große Freude daran und sagten: „Gellit ihr Chetzere, ihr said äußter froh über eus; warum göt ihr nit zu eue Pfarrherre? aber gellit, die chen äußter nüt als Wyber näh: es gait aber nit lang meh, so said dr wieder alle katholisch“. Darauf gaben sie mir zwei kleine Fläschchen, deren Inhalt sollte man auf zwei Reisigburdene verbrennen; da werde ein Gestank entstehen, als ob ihn der Teufel selbst hinterlassen hätte, und der Gehaßte werde seinen Tod in der Luft einnehmen, krank werden und sterben. Mit allem Respekt nahm ich die zwei Fläschchen, zahlte zwei Franken dafür und bat obendrein um ein eingenähtes Bündelchen; sie behielten sich noch eine schöne Ankenballe vor, sonst könne der Wagner sich selbst in Acht nehmen. Ich kenne die Schälke wohl; stinken wird ihre Sache gewiß wie Teufelsdreck; die zwei Franken werden sie verthun und uns auslachen; aber ich kann so gut

lachen als sie, ich habe ob dem Handel auch zwei Franken gewonnen. Nun findest du in meinem Säcklein weißes Brot, ein Stück Käse und noch eine Flasche Bätziwasser, welches mir der Wagner als Lohn gegeben, da ich behauptete, der Dreck habe vier Franken gekostet, und hier, Alte, hast du den Resten Geld, der ist für morgen gut; aber jetzt erzähle auch."

„Du alts Chalb, wirst du de nie witzig?" schnurrte ihn die Alte an, daß ihm ein großes Stück in den letzen Hals kam. „Was ha-n-i de g'fählt, daß du aber z'brüele hesch?" „Daß de-n-e Löhl bisch, de Kapuzinere ga 2 Franken z'gäh; hättisch em Wagner ja öppis vo dir us bringe chönne; er hätt viel g'wüßt, woher es chäm." „Ja das isch mir nit z'Sinn cho," sagte der Alte in den Haaren kratzend. „Hesch de nit g'wüßt, wie's dr Schache-Hans dm Büzi-Bur macht?" „Ne." „Du weißt wie er ein Abergläubischer ist, immer glaubt, es sei ihm alles verhext, und fürselligs Narrewerk jährlich vielleicht tausend Pfund braucht. Der hat zwei Doktoren an der Hand, die mit ihm umzuspringen wissen. Der eine hatte ihm im vergangenen Winter, als es am kältesten war und sein ganzes Haus verhexet sein sollte, angegeben: er müsse um Mitternacht splitternackt auf seine Hausfirst herauf und dort einen Schuß in die Luft loslassen, dann höre das Hexenwerk auf. Er rühmt ja noch allenthalben, wie das ihm geholfen; aber verflüemeret kalt sei es gewesen, vergißt er selten hinzuzusetzen. Der andere gab ihm Zeug für sein Fülli; nach 14 Tagen kam er wieder und rühmte, daß dem Fülli ganz geholfen sei; aber nun habe es seine Frau auch akurat so; er solle ihm doch vom gleichen Zeug noch einmal geben.

„Aber beide Doktoren können ihm manchmal nicht helfen; dann müssen die Kapuziner ans Brett. Aber er geht nicht selbst zu ihnen, sondern zum Schachen-Hans, der gibt ihm, was er

will, und lügt ihm, es komme von den Kapuzinern, er sei expreß seinetwegen bei ihnen gewesen. Das glaubt der Löhl und brachte letzthin dem Hans ein schön Stück Halblein für die Kapuziner. Aber Hans ist nicht ein Narr wie du; es hat ihm eine schöne Kutte gegeben; er hat sie vor 14 Tagen, wo er hat Götti sein müssen, angehabt, und sie ist ihm wohl angestanden. Wenn ich ein Löhl gewesen wäre wie du, ich hätte auch nicht vier schöne neue Fünfbätzler im Sack."

Sie sei mit ihren Hofmannstropfen zu der alten Weiblin A. gekommen, erzählte die Alte, die hätte ihr ins Stübli gerufen und geklagt: ihr Mann gehe immer andern Weibern nach, sie sei ihm nicht mehr gut genug; sie habe das schon lange gemerkt, und allemal, wenn er nach Hause gekommen, ihn tüchtig ausgeschimpft; aber er habe sich nicht gebessert, im Gegenteil, er sei nur mehr fortgegangen und später heimgekommen. Doch das sei noch alles nichts gewesen; aber jetzt sei eine Frau in ihre Nähe gezogen, von der man wohl wisse, wie anlässig sie sei und daß sie etwas in ihrem Schnupf habe, womit sie es allen Männern anthun könne; mit dieser Frau habe nun ihr Mann gestern auch geredet und gar freundlich, wie sie es wohl abgegugget, und da breche ihr nun fast das Herz über diese Mistmohre und ihren Mann. „Ich tröstete sie nun gründlich, indem ich ihr ein Mittel versprach, welches alle Mannen, welchen man es eingebe, ihren Weibern auf immer treu mache. Man müsse nämlich Nachtmahlbrot nehmen, das eingesegnet worden sei in der Kirche, und wenn man machen könne, daß ein Mann von diesem Brot im Kaffee esse, so könne er mit keiner andern mehr was zu thun haben. Des Pfarrers Köchin von S. sei meine beste Freundin, und um ein gut Trinkgeld gebe sie mir gewiß einige Stängelchen; von diesen solle sie unter einem schicklichen Vorwand dem Manne

einbrocken, und all ihrem Elend werde abgeholfen sein. Sie war ganz glücklich über mein Mittel, gab mir einen Schnaps und vier neue Fünfbätzler für mich und die Köchin, welche aber nichts davon erhalten wird; ich bin kein so dummer Hung wie du; das Brot, welches du gebracht hast, thut den Dienst auch.

„Als ich fortging, wartete mir hinter dem Hause die Sohnsfrau, klagte, wie man so wüst gegen sie sei. Obschon kaum dreiwöchige Kindbetterin, gebe man ihr nichts apartiges; seit acht Tagen habe sie keinen Wein gesehen. Sie gab mir einen Kloben Reisten und ein seidenes Halstuch; dafür solle ich ihr eine Maß roten Wein bringen, den Überschuß für mich behalten.

„Den ganzen Morgen schaffete ich nichts mehr; als ich aber gegen L. kam, war Stockbure Trini im Bohneplätz und winkte mir. Wir stunden in die Bohnen hinein und da fing es an zu weinen und sagte: sie glaube schwanger zu sein, es sei ihr so und so, ob ich es nicht auch glaube? Da ich es bestätigen mußte, so klagte sie, der Vater sei s'Müllers Sohn zu B., er hätte ihr alles Gute versprochen und bei allem Hohen beteuert, er lasse sie nicht stecken. Nun sei er aber schon zwei Monate nicht mehr gekommen; sie habe Nachricht, er gehe zu einer Andern. Den Eltern dürfe sie es nicht sagen, die hätten ihr den Burschen immer gewehrt und vorausgesagt, er mache es ihr so. Ich solle doch zu ihm hingehen, bat sie, und ihn dort und dort hin bestellen, wenn er nicht zu ihr kommen wolle; aber reden müsse sie allweg mit ihm, es drücke ihr sonst das Herz ab. Obgleich Trini mir nichts geben konnte, sondern nur gute Belohnung versprach, so ging ich doch hin; sie erbarmte mich. Auf dem Wege kam ich bei der reichen Bäuerin auf dem Hoger vorbei, die so lästerlich trinkt. Die gab mir eine große Flasche, welche ich ihr solle füllen lassen und dann zu der Eiche stellen im

Haselhag; denn wenn ich zurückkomme, werde ihr Mann wieder daheim sein, und wenn er mich antreffe oder etwas merke, so prügle er entweder sie oder mich, welche ihm zuerst in die Hände komme. Für meine Mühe gab sie mir sechs Kreuzer; einen Schluck aus der Flasche nahm ich ungeheißen.

Den Müllers-Sohn fand ich im Mühlistübli alleine. Anfangs wollte er mit mir aufbegehren und mich fortjagen; allein ich erschrecke nicht vor jedem Müller. Ich sagte ihm, ich wolle es seinem Alten sagen; da wurde er zahm. Dann rühmte ich Trini und sprach von Erbschaften, die es machen würde, und wie es die töllsti Müllere würde, früh und spät sei und Schweine mästen könne, trotz einer Luzerner Säumutter. Er hörte mir immer andächtiger zu, und ich merkte wohl, daß ihm Trini noch lieb sei und, wenn er nicht schon eine andere Kochete über habe, er Trini nehmen würde. Ich wußte wohl, wohin er seither gegangen war. Dieses Mädchen fing ich an auszuführen und wußte noch von Manchem zu erzählen, der zu ihr gehe, und wie sie an der letzten Musterung mit einem Offizier auf dem Läubli angetroffen worden sei. Das wirkte. Er versprach wieder zu Trini zu gehen, gleich diese Nacht, und gab mir dieses Säckli Mehl mit, und im andern Säckli habe ich eine Halbe Roten und hier noch eine Magenwurst, und wenn du nicht so müd wärest, so wüßte ich noch im Wald ein schönes Stück Holz; aber du kannst das die andere Nacht holen, sie werden es morgen nicht fortführen."

Bei der Halbi Roten erzählte ich noch meine Geschichte. Dann schliefen wir alle drei herrlich im schlechten Bett und auf dem Laubsack unter den Hudeln.

Ein andermal erzählte die Alte, sie sei nicht weit gewesen, da sei ihr der Strubpeter begegnet uf sim Bigger, wie-n-e Schnyder, hätte angehalten und ihr gesagt: „Du weißt, Babeli,

daß die Leute mich ins Geschrei bringen mit dere ob=em Kreuzweg, daß meine Frau schrecklich schalus ist und ich dessetwegen es großes Lyde ha. Gehe nun zu ihr und sage ihr, wie sie im Geschrei sei mit irgend einem Nachbar, mit welchem du willst, und wie alle Leute davon sagen; da wird sie dann grüslich mache, denn die thut wüst, wenn sie abkömmt; und ich will es einrichten, daß ich dazu komme, will sie fragen, was sie habe, und wenn sie es mir sagt, so will ich antworten: Siehst du jetzt, was die Leute können; wenn ich jetzt auch alles glauben wollte, was glaubst du, wie führe ich mit dir aus? Aber nein, Fraueli, ich weiß was die Leute können; aber glaube du es auch, und quäle mich nicht mehr so. So will ich reden; gehe jetzt zu ihr, du mußt ein gutes Trinkgeld haben." Ich ging zu der Frau; sie schnauzte mich anfangs an. Sie und das ganze Haus sahen so strub aus, daß ich jetzt wohl weiß, warum man ihnen Strubpeters sagt. Aber ich fing an, ihre Meyen zu rühmen, ihre Kinder und ihre magere Katze, bis sie mir immer mehr zuhörte; dann fing ich an so nach und nach über die Welt zu seufzen, wie sie immer schlechter werde, und es allbets nit so g'gange, wie keinem Menschen mehr zu trauen sei, auch dem besten Freund nicht; die Leute ließen niemand mehr rüyhig. Wenn ich auf dieser Saite spiele, so sind von hundert Weibern nicht zwei, welche nicht darnach tanzen. Sie tanzte auch, und nach mancher andern Geschichte, die ich nicht erzählen will, sagte ich: „Wenn ich dir aber erst sagen wollte, was die Leute über dich sagen, da erst wüßtest du, wie schlecht sie sind; aber das sage ich dir nicht." Natürlich wollte sie es wissen; sie mußte mir zuerst versprechen, nicht höhn zu werden und es niemanden zu sagen, dann richtete ich meinen Auftrag aus. Nun hättet ihr sehen sollen, wie das Weib zu heulen und zu wüten anfing; ihr Lebtag, seit sie verheuratet sei, habe

sie mit keinem zu thun gehabt, als mit ihrem Manne, und jetzt gehe es ihr so! Als sie am besten daran war, kam ihr Mann, wie abgeredet, und das Ende vom Lied war lauter Eintracht und das Versprechen der Frau, nun keinem Menschen mehr zu glauben, was man über ihren Mann sage, und der Mann mußte das Gleiche versprechen — er that es nicht ungern.

Von da kam ich in ein Haus, wo eine schöne Tochter ist, die gerne einen reichen Mann hätte und an allen Märiten im höchsten Staat aufzieht, mit guldige Gufe, silbrige Hafte, fast wie eine Hand so groß, Ringen an den halbgewaschenen Fingern und Kruselhaar an der Stirne, das sie eine halbe Nacht drehen muß, damit es gchruslet werde, und zweien Nase-lümpe, einen für die Hand und einen für die Nase, und einer gelben seidenen Scheube, die rauschet und glitzeret, daß man sie eine halbe Stunde weit merkt, und seidene Halstüchli und siebe Mänteli übereinander ufg'hogeret bis an das Kinn und kurzum Narrenwerch z'ringsetum und obe und unte. Am letzten B. Märit stund alles still, wenn sie vorbei gnepfte und rauschte. Am Mittag war ich unter der Thüre, und sah sie essen, da that sie so zimperlich; sie büschelte das Maul, daß es war wie ein Spatzenschnabel, und redete so leisli, daß man nicht recht wußte, war es deutsch oder welsch; nachher beim Tanzen schüttelte sie den Kopf wie ein Kutschen-roß im Winter, wenn es Schellen an hat, und that ganz herrschelig. Ihr hättet hören sollen, wie die Buben sie ausge-lacht und verspottet, und einer sagte: E settige Narr paßt ge-rade auf einen Baurenhof, wie ein Gugger auf ein Nest voll Eier zum Brüten. So viel ich weiß, ist keiner mit ihr heim-gegangen; einer oder zwei wollten mit ihr, aber keiner war ihr gut genug. Sie ließ den Alten allein heimfahren und wartete lange, lange auf Reichere oder Vornehmere, aber umsonst. Um

Mitternacht mußte sie endlich bloß mit der Jungfer und einer langen Nase heim. Nun sagte ich ihr nicht, was ich gehört und gesehen, sondern gerade das Gegenteil: wie alle Leute auf sie gesehen und gesagt hätten, das sei die Schönste auf dem ganzen Märit und geb die töllste Bäuerin; und wie die Herre gesagt, sie sei viel zu schön für einen Bauern, und wie alles gefraget, wie sie heiße und wo sie wohne, ob seither noch niemand gekommen sei, nicht etwa der und der? Ds Bure Sohn im Katzelöchli habe besonders nach ihr gefraget und auf sie g'luegt. Sie hörte das so andächtig, und wenn ich schon dreimal das Gleiche sagte, sie hörte es allemal lieber; aber ich habe mich nicht länger wollen säumen und pressierte fort. Da gab sie mir den Auftrag, doch zu dem im Katzenlöchli zu gehen und ihm zu sagen, so von ungefähr, wenn er mich etwa nach ihr frage, sie werde den nächsten Sonntag in dem und dem Bade sein, wo man tanze. Geld gab sie mir nicht, sie hat nie viel, weil sie zu viel braucht; aber ein Rüppstücki hat sie mir in's Säckli gethan. Ich will es auch ausrichten; er geht sicher hin, um sie so recht für ne Narr z'ha.

„Auf dem Heimweg kehrte ich noch bei der geistlichen Frau ein, unten am Stein, wo in alli Versammlige lauft und in alle Kinderlehre seufzet und pläret; sie hatte auch wieder pläret, aber nicht wegen geistlichen Sachen. Ihr Hans sollte Eysin heuraten, dem ihr Mann Vogt ist, das 5000 Pfund verfallenes Gut hat, und noch mehr erben kann, wenn einist seine Mutter tot ist. Hans ging eine Zeitlang zu Eysin; jetzt geht er zu Bändelstüdis Tochter, ein braves Meitschi, halt o nit rych, aber doch auch nicht ganz blutt; und Eysi hat auch einen Andern, der ihr besser gefällt, als Hans, der nicht e Lüftige ist und nicht gut tanzen kann. Das macht nun der Mutter grausamen Verdruß. Mit dem Geld hätte sie die Schulden zahlen können,

welche sie noch auf dem Hof haben; dann hätten sie es können gut haben und desto besser den Versammlige nachlaufen. Sie schimpfte gar jämmerlich über Bändelstüdis Tochter und fragte mich, ob ich nicht auch viel Schlechtes über sie gehört? Als ich es verneinte, sagte sie mir, sie aber habe das und das gehört, gar gräßliche Dinge, welche sie bestimmt selbst ersinnet. Aber sie möge sagen was sie wolle, fuhr sie fort, der Sohn glaube ihr nicht; sie habe schon manchmal darüber vor Gott geseufzt und geklagt. Ich solle daher jetzt zu Hansen gehen, er verleg den Mist, und ihm alles sagen, und ihm sagen, es rede das, was man ihm gesagt habe, all Lüt, dChilcherlüt und dMäritlüt; und von da solle ich zu Eysin gehen und dieser sagen, wie ihr neuer Liebhaber einer sei, wie er spiele und saufe und Schulden habe, und die Leut auf ihr Geld vertröste und sich rühme, er chönn mit Eysin mache, was er wolle. Sie könne mir jetzt nichts geben, der Mann habe den Schlüssel zum Gelde; er sei der wüestisch Hund gegen sie, wo nur sein könne; er habe ihr gesagt, es sei geistlicher, Zinse zu geben, als den verloffene Lumpehunde alles az'häiche; aber sie wolle zu Gott beten, daß er mir ein so gutes Werk vergelten möge. Aber auf diesen Lohn hin ging ich nicht zu Hans und nicht zu Eysin. Wenn unserein auch nicht geistlich ist, so ist er doch auch kein Heid nicht und hat auch einen Glauben. Hätte nicht der erbetene Lohn darin bestehen können, daß ich auf diesem Gang die Beine gebrochen? und diese brauche ich zu viel. Die Menschen kann ich für Narren haben um ihr Geld, aber mit Dem da oben probiere ich es nicht gerne."

Der Mann hatte anderes zu berichten. „Lange war ich nicht", sagte er, „bei den vornehmen Leuten da äne, wo der Himmel ist für alle Bettler. Das sind Leute, die sind nicht Vogel nicht Fisch, nicht Herre nicht Bure, nicht ganz dumm,

aber nicht halb gescheut, nicht glücklich, nicht unglücklich, halb geistlich, halb weltlich, so hochmütig im Herzen und so demütig in der Stimme. Ich war lange nicht dort, das letzte Mal ward ich böse. Da war der alte Adam auch dort, der Speisläufer mit der roten Nase, der unter seinem geistlichen Mantel alles macht, was er kann, und weit und breit den reichen Weibern nachläuft, um mit ihnen zu seufzen und für sich zu fressen; dem erwiesen sie alle Ehre und sprachen mit ihm von dem Verderben der Welt und dem Ende derselben u. s. w. Es machte mir Langeweile, ich fing an von Heiraten zu reden; da putzte mir der Sohn ab, man müsse nicht immer so an weltliche Dinge denken; und doch ist er der erste, der nach allen reichen Töchtern frägt im Oberland und im Aargau, und frägt, wie manches Kind sei und wie viel die Eltern vermögen, und ob man nicht wüßte, ob sie noch mehr Kinder bekämen oder nicht? Er sinnet Tage lang, wie er zu einer Reichen kommen könne, und vergißt dabei alle Geistlichkeit. Das machte mich böse und ich packte bald auf. Die Frau kam mir noch nach und sagte, ich solle doch recht nit zürne und bald wieder kommen; aber ich habe es ihnen gereiset; sie haben mir zwei Mal müssen sagen lassen, warum ich nicht komme? Sie sterben fast vor Langeweile, vor lauter Müßiggang, und Bücher machen ihnen auch langi Zyt; da buchstabiere sie halbi Tage in alte Zytige und denke all Augeblick, ob d'Muetter ihnen nicht bald etwas zu essen bringe, oder ob nicht bald ein Bettler kommen wolle, mit dem sie reden können? Sie führen ein Lebtig, daß ich um all ihr Gut nicht mit ihnen tauschen möchte. Sie bilden sich ein, auf der ganzen Welt habe es niemand wie sie, und doch ist es ihnen unter den Menschen nie wohl; sie leben immer in tausend Ängsten, sich zu verfehlen, und wenn ein Bettler in den nächsten acht Tagen nicht wieder kömmt, so kratzen sie sich fast die Ohren

ab, um zu ergründen, wie sie sich etwa gegen ihn verfehlt haben könnten.

„Heute nun ging ich wieder hin, kehrte unterwegs aber noch ein im Wirtshaus an der neuen Straße. Es hatte mir einer ein schön Trinkgeld versprochen, wenn ich machen könne, daß er dort Stallknecht werde. Der Wirt hat zwar einen guten und ist mit ihm zufrieden, aber es ist nichts leichteres, als einen Meister und einen Knecht von einander zu bringen. Man braucht nur den Knecht recht zu rühmen und zu sagen: „Hans oder Benz, es isch ke settige wie du, du verdientist e größere Lohn, e bessere Platz; aber es düecht mi, dy Meister wüß nit, was er a der heig,“ so wird er prüßisch und ufbigehrisch. Wenn man dann noch dem Meister sagt: „Es düecht mi, dy Chnecht syg nümme, was er g'si syg; aber so geit's, we eine z'lang am-e-n-Ort isch, es wird ne nume z'wohl, und sie wei alles Meister sy; e wenig angers Brot esse, schadti dem o nüt,“ so ist die Sache richtig. Der Meister wird nichts sagen, als: „Es si all e so, 's isch kene besser als dr anger; aber eine Floh hinter dem Ohr hat er doch, und wenn der Knecht prüßisch wird, so wird der Meister puckt; und es geht nicht lang, so kommt der Meister und fragt, ob ich ihm keinen andern wisse, der sei ihm entleidet, und dann auch der Knecht, ich solle ihm Platz suchen; der Meister müeß erfahre, was für Einen er gehabt habe; dann erhalte ich von drei Seiten mein gut Trinkgeld. So machte ich dort Vorarbeit bei Wirt und Knecht; an beiden Orten hat es eingeschlagen und mein Löhnli wird mir nicht fehlen. Unserem Bach nach ging ich weiter hinauf bei Plauderfridis Haus vorbei, und kam endlich an, wo ich wollte. Dort hat man eben z'Morge g'gesse, eben als es bald Mittag läutete, und that gar freundlich. Man gab mir nicht bloß Kaffee, sondern ein anderes braunes schmutziges Wasser, das aber süß war und mir gar wohl machte; sie sagten ihm Gaggeladig.

„Nachher führte mich der Sohn in den Stock und klagte mir, er sei krank und habe grausame G'süchti. Es sei sein Pläsier gewesen, in der Ernte dem Garbenwagen nachzugehen und sich allemal, wenn er stille gehalten, in dessen Schatten zu setzen, das habe ihm gar wohl gefallen; allein ob dem habe er sich in dem kühlen Schatten des Wagens wahrscheinlich erkältet und jetzt gar grausam Rückenweh. Ich versprach ihm Heilung, gab ihm eins der von den Kapuzinern erhaltenen Bündelchen; dieses solle er unter Ausrufung der drei höchsten Namen ihrem schönsten Braunen unter den Stiel binden, dort es drei Nächte lassen, und alle drei Nächte, ehe er ins Bett gehe, drei Mal das Unser Vater beten, und nach jedem Vaterunser ein Glas warmen roten Wein trinken, dann werde es sicher schon bessern. Nachdem ich so seinen Leib getröstet, klagte er mir sein Seelenleiden. Er hätte fast gar geheiratet, eine einzige Tochter, und in den nächsten Sonntagen hätte er wollen verkünden lassen; da hätte er vernommen, sie hätte noch einen Bruder erhalten, und sei jetzt nicht mehr halb so reich; so wäre er fast unglücklich geworden, wenn er einige Sonntage früher sich hätte verkünden lassen; nun sei es glücklicherweise noch Zeit gewesen, sich von der Tochter, die nun nicht mehr b'sunderbar reich gewesen, wegzumachen. Sein guter Freund habe ihm letzthin die reichsten und schönsten Mädchen in der ganzen Gegend nach W. ins Wirtshaus entboten; sie seien alle gekommen, acht an Zahl. Es seien schöne Meitschi gewesen, aber reich genug seien sie ihm doch nicht; keins hätte verfallene Mittel, von keinem wisse man bestimmt, wie viel es bekomme; bei den einen wären mehrere Geschwister, bei den andern trinke der Vater, und der Vater einer andern sei Witwer und man könne nicht wissen, was den noch ankomme. Er habe ihnen gar schön aufwarten lassen, und sie hätten sich gar lustig gemacht; er sei geng z'ringsetum hinter

ihre Seßle durch gegangen, und habe einer jeden ein Kompliment gemacht, und ihre Sache gerühmt, und nach den Eltern gefraget; wo es dunkelt habe, seien sie fortgegangen; er habe drei Kronen zahlen können, und das habe ihn auch gereut, da er doch keine möge von denen.

„Jetzt sei letzthin eine Frau gekommen und habe ihm eine angegeben, da weit inne, es solle eine gar hübsche und reiche sein. Es sei ihm aber erleidet, im ganze Land' ume z'fahre; er sei schon im Oberland und im Aargau gewesen, im Seeland und am Berg äne, und das koste Geld, und in ein Wirtshaus hätte er sie nicht mögen kommen lassen; es gebe gleich viel Gered unter den Leuten und noch dazu eine Ürti, die er wieder bezahlen müßte; da hätte er sie heißen zu ihnen hinauf kommen, vielleicht komme sie gerade diesen Nachmittag. Es machte mich böse, daß hier ein Weib mir ins Handwerk pfuschen wollte, und ich redete dem Meitschi z'böst, wie ich nur konnte, auch noch während dem Essen. Und gerade als wir fertig waren, siehe, da kam das Mädchen, geputzt wie ein Pfau, und Backe, so rot und glatt gerieben wie ein Karfunkelstein, und hatte einen Zuckerstock im Säckli und zwei Pfund Kaffee zum Chram, die es gleich auspackte, als man es hieß hereinkommen. Man war verblüfft, und niemand redete viel mit ihm; auch führte man es nicht einmal in den Stock, wohin sonst jeder kommt, auf dem man etwas hält; man zeigte ihr nur die Kühe und die Chaise, und es merkte gleich, daß es nicht wert gekommen sei, und het fast pläret. Am Ende dauerte es mich doch; aber ich lasse mir mein Handwerk nicht verpfuschen. Ich glaube, dere sei das Nachlaufe für einist verleidet, und sie werde die ersten Tage nicht mehr auf G'schaui ga; aber ganz geheilet ist sie doch nicht, sie müßte kein Meitschi sein. Es steckt einem wie dem andern das Heiraten im Kopf und alle gehen auf einen

Mann aus; die einen stellen es etwas feiner an als die andern und können's besser verbergen; aber das sind nicht allemal die reichsten und die vornehmsten; gerade die thun manchmal am nötlichsten, daß man sich fast für sie schämen möchte, und gehen einem jeden, wohin er sie bestellt, wenn sie ihn schon nicht begehren und einen andern im Aug haben. Aber es gibt alleweil vergebe z'esse und z'trinke, und vielleicht einen andern guten Schick. Ja, das ist mir es Volk!

„Nachdem die G'schauere fort war, ganz kaput, erhielt ich meine Aufträge. Dem Sohn sollte ich eine recht Reiche suchen, wo die Eltern keine Kinder mehr bekämen und von der ich glaube, sie bekomme auch nicht mehr als eins oder höchstens zwei; den Alten sollte ich mich nach einigen Kühen umsehen und einige Fläschchen Schmöckwasser bringen. Voll gegessen, ein Trinkgeld im Sack, und mit Ermahnungen, nicht mehr so lange zu warten, kam ich endlich fort. Auf dem Heimwege gab mir noch der dicke Wittlig im Guggersnest den Auftrag, seiner Magd einen Mann zu suchen; sie vermöge 200 Kronen, aber es pressiere."

Nun liefen aber auch viele Tage ab, wo es nicht so wohl ausgab, wo man nichts verdiente als das Essen, einige Stücke Brot und seine Kundschaft sich erhielt, Neuigkeiten herumtrug und des Rühmens viel machte. Wußte man, daß die Leute, in deren Haus man war, das Nachbarhaus haßten, so wußte man, daß eine Tochter darin schwanger sei und die Söhne da und dort nicht mehr eingelassen werden. Den Leuten aber sagte man, wie allenthalben ihre Töchtern gerühmt werden, und wie man auf diesem und jenem Hofe immer nach ihren Söhnen früge, und wo sie hingingen.

Zuweilen kamen Leute zu uns, die unserer Küche auch wohlthaten, nämlich Leute, um sich wahrsagen zu lassen. Die

Alte kannte alle Verhältnisse; so wußte sie gleich, was man eigentlich wissen wollte; daß die Frau vernehmen möchte, ob ihr Mann noch lange leben werde, oder ob sie bald zu einem andern kommen könne, wußte, auf wen sie ihr Auge schon geworfen, wußte die Liebesangelegenheiten der jungen Mädchen, die neugierig waren zu vernehmen, was sie zuerst kriegen würden, ein Kind oder einen Mann? Da ward ihr das Wahrsagen leicht; sie hatte dabei großen Ruhm und guten Verdienst; doch klagte sie, es nehme bedeutend ab.

Dann kamen, wenn sie sich einen lustigen Abend machen wollten, Leute, welche gewöhnlich nicht in Wirtshäusern übernachten, sondern bei den Bauern im Stall. Es waren Herumstreicher, welche die Polizei fürchten mußten; sie brachten allerhand gute Sachen mit, und dann ließ man es sich recht wohl sein. Auch sie erzählten ihre Streiche, schimpften aber vor allem auf die Polizei, vor welcher kein ehrlicher Mensch sicher sei. Die Landjäger, sagten sie, hätten den Teufel im Leibe; man sollte immer ein Vater Unser beten, wenn man einen von weitem sehe; es sei ihnen nur um den Lohn zu thun; wenn man ihnen etwas stecken wollte, so wäre man schon sicherer. Aber da wollte man wohl Narren sein! Es seien die meisten Landvögte gar gute Leute; wenn man recht nötlich thun könne, so ließen sie einen nicht nur wieder gehen, sondern sie schenkten einem noch das Nachtquartier und die Suppe, und der Landjäger erhalte wohl noch gar einen Schnauz, besonders wenn er den Herrn an seinem Schläfchen oder in seinem Spielchen gestört.

Alle Winter einmal oder zweimal, wenn das Laufen ohnehin nicht lustig war, lag das Eine oder das Andere im Bett und stellte sich krank. Das Gesunde ging dann hinüber ins Dorf, jammerte über ihr Elend, über ihr Leid, die Gemeinde plagen zu müssen, streute unter dem Jammer allerlei interessante Neuig-

keiten aus, um die Herzen zu gewinnen, und schlug so auf alle Fälle den Hauszins heraus, manchmal sogar eine Extrasteuer. Im ersten Winter ging ich nie in die Schule, im zweiten wurde der Alte daran gemahnt; er jammerte über seine Armut, sein Unvermögen, mich zu kleiden, er habe mich dr Gottswille, weil ich seiner Frau weitläufig verwandt sei ꝛc. Man glaubte es ihm und entließ ihn mit einer Mahnung, die nicht viel zu bedeuten hatte.

Elftes Kapitel.

Meine Herrlichkeit hat ein Ende, und eine Gemeinde hat einen Einfall.

So wäre ich noch lange geblieben, wenn nicht zufällig mein früherer Meister durchs Dorf gefahren wäre, mich erkannt und zur Rede gestellt hätte, was ich da mache? In meiner Straßenmajestät gab ich ihm trotzigen Bescheid: ich sei jetzt nicht mehr sein Kindemeitschi, mich prügle niemand mehr alle Tage; das Übrige gehe ihn nichts an.

Der Mann hielt im Wirtshause still, erkundigte sich dort nach mir und meinem Treiben. Der Wirt, dem ich schon lange ein Dorn im Auge war, mag mir nicht das beste Lob gegeben, der Meister das Vernommene nicht verkleinert in der Gemeinde berichtet haben; kurz, es kam der Befehl, daß ich mich an der bald darauf stattfindenden Bettlergemeinde einzustellen und alle meine Sachen mitzubringen habe. In der Gemeinde hatte man sich zwei Jahre lang nicht um mich bekümmert, niemand den Bauern, der mich haben sollte, nach mir gefragt; dieser war auch nicht g'wundrig gewesen über mein Schicksal. Die Gemeinde

glaubte ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie das versprochene Kostgeld richtig bezahlte, der Bauer, wenn er es annehme und darauf thue oder das Überschießende in Sack stecke (ich glaube immer, er habe noch Profit gemacht und weniger für mich bezahlt, als er erhalten). Niemandem war ich zur Aufsicht empfohlen, nachzusehen, daß ich als ein Christenkind christlich erzogen werde. Als ich später darüber klagte, sagte mir Einer, der ein böses Maul hatte: das sei eben das beste Zeichen, daß meine Gemeinde eine recht fromme sei, indem sie auf Gott vertraut und ihm mich überlassen, im Glauben, es sei genug, wenn er zu mir sehe. Ja, ja, wenn es mit diesem Glauben gemacht wäre, es wäre noch manche Gemeinde fromm. Aber warum heißt es, daß Gott durch der Eltern oder Pflegeltern Hand die Kinder regieren will? Wo die Regierung schlecht ist, wird auch schlecht regiert, und wo schlecht regiert wird, geht viel zu Schanden, manches Kind. Ob aber diese schlechten Regierungen über die verwahrlosten Kinder nicht Rechenschaft geben müssen dem, der sie ihnen anvertraut?

Der liebe Gott sieht auch zum Vieh. Aber wenn ein Meister einem schlechten Knecht sein Vieh anvertraut, nicht aufpaßt, und das Vieh verdirbt, so gibt kein Mensch dem lieben Gott schuld, sondern dem Knecht, besonders aber dem schlechten Meister. Wenn ein Bauer seine Kuh auf den Berg thut, so weiß er auf welchen Berg, und macht ihr im Sommer eine Visite; aber wo ein armes Kind ist, weiß manche Gemeinde nicht, geschweige dann, daß sie ihm Visiten macht. Es soll zwar in der Gemeinde ein Reglement gewesen sein über solche Dinge; aber es ist an manchem Ort ein schönes Reglement; wenn es nur jemand handhabte, und nicht jedermann taub würde, wenn man etwas davon sagt.

Man wird vielleicht meinen, ich hätte eine Mutter gehabt, und die hätte zu mir sehen sollen; wird mich fragen, warum

ich nichts von ihr sage? Aber mein Gott, das ist eine dumme Rede und eine dumme Frage; weiß doch jedes Kind, daß von zehn Witwybern neun halbe oder ganze Narren werden, und sturm an der Lebere, bis sie wieder einen Mann haben, und dümmer thun als junge Meitschi. An den jungen Witwen kann man es noch begreifen; man weiß, was sie wollen; aber da heißt es wohl: Alter schützt vor Thorheit nicht, und die ältesten thun am narrechtigsten. Wer kennt nicht die alte, reiche, geizige Witwe, die, so lange ihr Mann lebte, nie ins Wirtshaus ging, nie ganze Milch brauchte, und die jetzt Abendsitz hat, jungen Bueben Brönz und Brot gibt, bis sie selbst keins mehr hat, jüngst noch gar ins Wirtshaus ging, mit dem lahmen Schuhmacher tanzte, bis sie über einander pürzelten (der gute Kerli behauptet, er habe zwei gute Beine), und einem andern jungen Lappi an der Hand hing und d'r tusig Gottswille anhielt, er solle doch nicht in die Fremde gehen, sie könne es nicht machen ohne ihn. Und das Fraueli, wer kennt das nicht, das schon lange Großmutter ist, fast nichts mehr hört, bei einem Witwer früher schon eine Probezeit von drei Tagen gemacht und letzthin seine letzten zehn Kreuzer dem Gyger gegeben hat?

Und meine Mutter, eine junge g'lustige Witwe, hätte an mich denken sollen! Ich dachte an sie und auch meine Alten. Die schickten mich einmal an einem Sonntag hin zu ihr, in der Hoffnung, ich bekomme vielleicht etwas von Kleidern. Ich kam nicht wert; sie war schon aufgezäumt, als ich ankam, und hatte wahrscheinlich eine Bestellung. Sie mochte nicht warten, bis ich etwas gegessen und sie mich wieder schicken konnte, aber ohne Gabe; sie hatte es für sich selbst zu brauchen. Bald darauf heiratete sie wieder und kam, ehe ich erzogen war, im Elend um, ohne daß ich etwas von ihr oder sie etwas von mir gehört hatte; denn ich vergaß sie nun auch, nachdem ich den ersten

Schmerz überwunden, daß sie mich nicht lieber gesehen, und um keinen Lohn der Welt hätte man mich dahin gebracht, sie wieder zu besuchen. Daß ich von meinen Alten fort sollte, das zerriß mich fast. Sie hatten mich im ganzen liebreich behandelt, denn ich war ihnen nicht zum Schaden; ich hatte ein gutes Leben, wenn ich auch auf einem Laubsack schlafen mußte; endlich bedeutete ich auf der Straße oben im Dorfe etwas, hatte dort bestimmte Rechte, und bewegte mich mit dem Selbstgefühl des Eigentümers die Straße auf und ab. Sicher reisete mancher König nicht mit behaglicherem Gefühl in seinen Landen, als ich meine Mistbänne von einem Ende des Dorfes zum andern zog, oder gar oben am Stutz auf der Leubank saß. Diesen Zustand der Freiheit, wo ich über meine Zeit und meine Person fast unbeschränkt verfügen konnte, sollte ich nun wieder hingeben, an einen Hof mich ketten und der Willkür des Besitzers preisgeben lassen? Was meiner wartete, nahm ich aus dem ab, was ich früher erlebt, und war zu jung, zu bedenken, daß ich als Gassenjunge an Leib und Seele verwahrlost werde, nicht arbeiten, nicht beten lerne. Ich wollte anfänglich nicht hingehen, mich krank stellen oder fortlaufen; allein meine Alten waren kluge Leute, sie vermieden alles Aufsehen, alles, was Nachforschungen herbeiführen konnte. So leid es ihnen that, mich zu verlieren, predigten sie mir doch Gehorsam und überredeten mich, an der Bettlergemeinde mich einzustellen. Dort putzte man mir vor allem tüchtig ab, stellte mir vor, wie böse Nachricht von mir gekommen, welch Schlingel ich geworden sei 2c. Mit trotzigem Wesen hörte ich das alles an, weinte nicht und sagte nichts, wollte auch nichts Besseres versprechen. Ich wußte nicht, was ich gefehlt haben sollte, und mein Gerechtigkeitsgefühl sagte mir, man hätte gar kein Recht, mir abzuputzen, denn ich sei ja nicht freiwillig dorthin gegangen, und hätte nichts gemacht, was mir verboten worden. Obgleich

ich ein gesunder, starker Bursche war, so fanden sich doch keine Bauern, die mich wollten. Arme Leute hätten mich wohl verdinget, allein ich sollte auf einen Hof, um arbeiten zu lernen; denn wenn ich einmal gut thäte, so gebe ich ein toller Knecht, hieß es. Endlich bewog man einen stattlichen alten Mann, mich mit ihm zu nehmen, und versprach ihm, mich für zwei anzurechnen, oder daß ein Jahr für zwei zählen solle; also wurde ich wieder köstlicher untergebracht, als es sonst meinem Alter nach bräuchlich war. Man verwahrloste mich, dafür sagte man mir wüst, deswegen wurde meine Rechnung um so größer. So übt man Gerechtigkeit.

Zwölftes Kapitel.

Wie es mir unter braven Leuten übel geht.

Der Mann führte mich das Thal hinauf, an der Thalwand empor durch Weiden, Haberäcker der Egg zu. Er fragte mich ernst, aber nicht böse, nach meinem frühern Leben, versprach mir gute Tage, wenn ich folgsam sei und arbeitsam, und auf dem Wege noch klopfte er an einem Hause an und hieß den Schneider kommen, denn so verhudelt wollte er niemand im Hause haben. Auf der Egg stunden zwei mächtige Bauernhäuser, umgeben von kleinern Gebäuden, beide blank gewaschen, umgürtet mit sorgfältig geschichteten Scheiterbygen, gewaltigen Einfahrten, aber kleinen Gärten, Gärten mit engen Weglein von großem Buchs eingefaßt, in welchen Kraut die Menge, auch einige Rosenstöcke und Pfingstnägeli waren; auf der Ladenwand und einer Bank unter einem der obern Fenster stunden

Meienstöcke, wo der beliebte Rosmarin, die bedeutungsvolle Myrthe nicht fehlten. Unter dem weit ausreichenden Dache sprudelte der reiche Brunnen und im reinlichen Troge warf das Wasser seine Bläschen, Bürgen seiner Güte. In den vielen Fenstern spiegelte sich golden die Abendsonne, und vor den Häusern saßen Weiber, Kraut rüstend, und Mannen, das Pfeiflein rauchend; auf der Terrasse spielten Kinder und zum Brunnen gingen schwere Kühe, zuweilen einen schwerfälligen Satz versuchend, und wiehernde Rosse bäumten sich am Zügel. An dem ersten der Häuser schritten wir mit kaltem: Guten Abend! vorbei, dem zweiten zu, das etwa zweihundert Schritte davon lag, beide hoch auf der Egg, überschauend die beiden Seiten des Berges und das an denselben in sanftem Abhang weithin sich dehnende Land, überschauend das schöne Thal und über demselben die weißen Berge mit den roten Backen in der Abendröte, und auf der andern Seite hinaus sehend in weite Ebenen, durch welche im weißen Bett ein trügerischer Strom sich schlängelt, bis an den blauen Berg hin, hinter welchem die wüsten Leute wohnen, die nie zufrieden sind und immer alles regieren wollen. Von dem zweiten Hause her sprangen Kinder uns entgegen, rufend: „Gueten Abe, Großätti, wo hest dr Chram?" und der Großätti packte aus, Weggen und Lebkuchen, und die Kinder jubelten und betrachteten mich mit großen Augen, bis wir am Hause waren. Dort saß auf der Bank die muntere dicke Großmutter, die schönen runden Arme, die am Handgelenk in einer tiefen Falte endigten, über einander geschlagen, zwei große, schlanke Meitscheni wie Milch und Blut neben ihr beschäftigt, und wünschten guten Abend, und die Großmutter sagte: „Chum hock, Ätti, und zell is, wie's hüt gange syg, u was da für ne Bueb hest; i ha gmeint, du wellist kene meh?"

Aber aus der Hausthür, hinter welcher die weite Küche sich öffnete mit zwei großen Feuerplatten zu beiden Seiten der Heli (der Raum unter der Decke einer Küche, die keinen Rauchfang hat), in welcher sechs lange und breite Speckseiten, Würste, Fleisch, Hamme freundlich saftig lächelten, klang eine helle klare Stimme: „Dr Großätti soll z'erst yche cho, i ha-n-ihm ds Kaffee dänne deckt!“ und der Stimme nach guckte ein länglichtes schönes Gesicht mit heitern braunen Augen; es folgte eine schlanke Gestalt, wie alle andern reinlich angezogen, mit blendend weißem Hemde und reinen Händen, die den Ätti willkommen hießen. Und der Großvater folgte gerne dem Söhniswyb in die große reinliche Stube, vergaß aber doch den armen Bueben nicht, sondern sagte: „Mareili, hest dem Bueb nit o öppis z'esse, er ist hungerig und het hüt no nüt g'ha.“ „Wohl fryli, Großätti,“ sagte Mareili, „aber chumm u nimm du afe.“ Und emsig schenkte sie ihm ein und blies ihm vom geblümten Milchhafen das Dicke oben ab in sein Chacheli, that ihm Zucker hinein, wie er auch einredete, sie mache es ihm zu süß, stellte das kernichte Brot aus der Tischdrucke vor ihn und neben dasselbe gelben Emmenthalerkäs mit den großen wässerigen Augen, wartete ihm dann ab, ging und kam immer zur rechten Zeit, daß Großvater auf nichts warten und nie selbst einschenken mußte. Und als er fertig war, rief sie: „Chumm Bueb und nimm o!“ Ich erhielt nun auch meinen reichlichen Teil und zuweilen die Ermahnung: „Nimm bis gnue hesch!“ Als ich fertig war, mußte ich vor das Haus und der Großmutter erzählen, wo ich gewesen, was ich getrieben, ob ich in die Schule gegangen, was ich arbeiten könne? Mareili fragte mich nur eine Sache: ob ich etwa Läuse habe?

Es war ein großes Bauernwesen, das mich umfing, wie man keines außer der Schweiz und außer dem Kanton Bern

selten sieht; ein Bauernwesen, in dem es nobler und reicher zuging als auf manchem Edelsitz. Der Großvater und seine Frau waren ein schönes altes Paar, die Töchter schöne Mädchen, der Sohn kränklich, nicht rüstig, seine drei Kinder aber Ebenbilder ihrer Mutter, und diese war die Seele des Hauses, und diese Seele wohnte in einem anmutigen kräftigen Körper, der in jedem Gelenke eine Springfeder zu haben schien; vier Knechte und zwei Mägde bildeten das Gesinde und von Taglöhnern und Handwerksleuten ward das Haus nie leer. Der Schneider löste den Schuhmacher ab, dieser den Sattler; nach diesem kam der herumziehende Schmied, der Korber, und die Nähterin wurde fast nie fertig. Im Stalle wieherten wenigstens sechs Pferde, brüllten acht bis zehn Kühe, und, wenn der Küher kam, ein halbes Hundert und mehr. Das Gut war sehr groß, sein Ertrag bedeutend, und doch würde ohne Gülten der Bauer nicht haben bestehen können, oder hätte den Ruhm seines Hauses einbüßen müssen. Geld wurde aus nichts gezogen als aus Korn, Futter und etwas aus dem Stall, Gespinnst und Anken; Milch wurde keine verkauft. Der Hausbrauch war ungeheuer. Bettler um Bettler klopften an ihre Thüre und jeder erhielt seine Gabe. Zur Zeit der ländlichen Feste, Sichleten, Fasnacht, kamen sie nicht einzeln sondern in Scharen, Küchli zu betteln. Als einmal eine vorwitzige Magd fragte: ob nicht das ganze Dorf ausgezogen sei, denn sie möge fragen wen sie wolle, woher er komme, so heiße es immer: von —bach; so antwortete ihr derselbe: „Alle bis an den Pfarrer und den Statthalter; die kämen aber morgen, heute hätten sie noch die Schuhe plätzen müssen.“ Mit einer eigenen Maschine wurde ein ganzer Tag lang Teig gebrochen, ein ganzer Tag lang geküchelt; mächtige Ankenhafen wurden leer, und fast unter den Händen schwand den Schwitzenden die Frucht ihres Schweißes, und bis alle Hausbewohner sich satt

gegessen, bis jeder Tauner noch etwas eingebunden hatte, um es heim zu tragen, schwanden Berge der braunen, duftenden Küchlein. Fast alle Nächte waren Bettler da über Nacht, oder Hausierer; alle Sonntage kamen, durch den Fleischgeruch gelockt, Arme und aßen da zu Mittag; Kranken und Kindbetterinnen schickte man ins Haus; und selten eine Woche verging, daß nicht ein schlotternder Kindbettimann erschien, um eins oder das andere mit stammelndem Munde zu Gevatter zu bitten, und nie wurde die Bitte abgeschlagen. Wenn dann das Neujahr kam, so brauchte es ganze Stücke Tuch, um den Hoffnungen der Pathen zu genügen. So war es gewesen in diesem Hause durch manches Geschlecht, und diesen Ruhm wollte das gegenwärtige nicht verlieren. Aber wenn die Rede war, dem Schulmeister den Lohn zu verbessern, so konnte man nicht begreifen, warum er sich nicht mit dem begnügen könne, was schon Vater und Großvater ihm gegeben? Es war allemal eine Freude, wenn er hinauf kam, und wenigstens ein Brot trug er allemal heim; aber zur Erhöhung seines Lohnes hätte man im Hause nie gestimmt. Kam man zu bitten um irgend eine gemeinnützige Sache, fand man auch nicht geneigtes Gehör. Man könne nicht für alles geben, hieß es; man sei einem ohnehin alle Tage vor der Thüre und man müsse die Hand immer im Sack haben. Nur wenn der andere Bauer bereits gegeben oder unterschrieben hatte, sagte man nicht ab; denn von diesem wollte man sich nicht übertreffen lassen. Diese Nachbarschaft war der Wermut in dem Becher ihres Glückes; es bestand eine Nebenbuhlerschaft, welche manchen Tag vergiftete. Brav war man an beiden Orten, reich auch, und offenen Streit gab es nie; man war einander sogar behülflich und die Weiber brachten einander in allen Kindbettene Kram. Allein jedes Haus wollte das berühmtere sein, und jede Frau die bessere Bäuerin, die tüchtigere Hausfrau. Es war recht

lustig zu sehen, wie zuweilen an einem recht heißen Nachmittag das eine der dicken alten Weiber hinaus aufs Feld ging an irgend eine schwere Arbeit, und da bystete und berstete, nur um der Nachbürin zu zeigen, daß es die rüstigere sei und nit so-n-e fule Hung; wie die andere, das zu Hause merkend, brummte, selbst fluchte über diesen Streich, sagend, sie sei nicht so-n-e Donners Naar! und wie sie dann einige Tage darauf etwas Ähnliches machte, und an die andere das Brummen und Fluchen kam.

Gar mancher Bettler stand unten am Berge verlegen still, werweisend, in welchem Hause er übernachten solle? Er fürchtete, die Übergangenen würden böse, nicht sowohl, weil er nicht zu ihnen gekommen, als weil er zu den andern gegangen; so ging es manchem Hausierer und manchem, der zu Gevatter bitten wollte. Die Dienstboten beiderseitig konnten sich in acht nehmen, daß sie nicht bei einander sich stellten oder gar mit den Meisterleuten redend gesehen wurden. Es wurde als ein ordentlich unglückliches Ereignis betrachtet, wenn eine Magd oder ein Knecht den Dienst verließ, um in das Nachbarhaus überzugehen.

Hier nun sollte ich wohnen, zum Knecht mich bilden. Ich war stark genug dazu, wohlgewachsen und arbeitete mit Lust; denn ich war ehrgeizig und trachtete nach dem Lob meiner Meisterleute. Sie hatten mich sogleich doppelt kleiden lassen, gaben mir gut zu essen und redeten wohlwollend mit mir; der Großvater sagte manchmal: „Stell di recht, so gisch wieder e Bueb“. Auch lernen mußte ich. Sie hatten mit Schrecken bemerkt, daß ich kaum noch buchstabieren konnte, und nun mußte ich, wenn es thunlich war, des Morgens und Abends ein Buch nehmen und lernen. Bald das eine, bald das andere war mein Lehrmeister; am liebsten hatte ich dabei Mareili, die Sohnsfrau. Sonst hielt man auch hier nicht viel auf großer Gelehrsamkeit. „Je gelehrter, desto verkehrter“, sagte man oft, wenn von Ver-

besserung der Schulen die Rede war; aber Lesen, das hielten sie doch für notwendig, und für eine Schande, einen so großen Buben im Hause zu haben, der es nicht konnte Ich lernte auch mehr als früher. Ich war älter und wollte nun lesen lernen; zudem war gewöhnlich jemand da, der mich abhörte und verbesserte, das schützte mich vor Langerweile.

Sobald das Dreschen vorbei war, mußte ich in die Schule. In derselben ging es nun freilich etwas anders zu, als in der frühern; Apfelgeschichten gab es keine; aber gar viel lernte man doch nicht. Der Schulmeister war Gemeindschreiber, und fast alle Tage wurde er mehrere Male aus der Schule gerufen, oder mußte ganze Tage ausbleiben; er war der Allesmacher in der Gemeinde. In seiner Abwesenheit hielt sein dreizehnjähriger Bueb Schule, der sich mehr einbildete als ein Königssohn, und wie ein türkischer Sultan nach Willkür regieren wollte mit seiner langen Rute. Die ältern Kinder gehorchten aber nicht, sondern machten was sie wollten, und weil er da nichts abbringen konnte, wandte er sich mit doppeltem Grimme an die Kleinen und tyrannisierte die, daß immer einige mit einander heulten. Da ich auch unter ihnen saß, und nur ein Bueb war, so ließ er sich auch an mich; dafür prügelte ich ihn einmal tüchtig durch. Das klagte das geprügelte Söhnlein, und dessen Vater prügelte mich nun wieder unter Schein Rechtens, und machte mir daheim auch nicht gut Spiel, da er bei jeder Gelegenheit anbrachte: ich sei ein böser hartnäckiger Bueb; so-n-e herte syg ihm nit bald i dFinger cho; er chönn nüt mit mer mache; wenn er scho der Linger ob mer zerschlöih, i plär nit. Er hielt Rechnen und Schreiben für gar hohe Künste, denen nur ein Genie gewachsen sei. Von den Mädchen wurde selten eins in dieselben eingeweiht; etwa wenn der Ammann ein Töchterlein hatte oder der Statthalter, so kamen sie an den Schreibtisch.

Sobald eins die Buchstaben kannte und machen konnte, so schrieben sie ab aus der Kinderbibel, und wenn der Schulmeister es gar gut meinte, so diktierte er ihnen aus einem kleinen von Fliegen punktierten Heftchen etwas über die Sprache. Alle halbe Stunden kam man eine Zeile weit; denn das erste und zweite Mal, wenn er etwas vorsagte, hörten die Buben gar nicht zu; dann schrieb keiner mehr als einen Buchstaben auf einmal, und steckte den Kopf auf die Tafel seiner Nachbarn, zu sehen was die gemacht, und diese sahen wieder auf die der andern; ob diesem Kopfzusammenstrecken hatte man wieder vergessen, was man eigentlich schreiben sollte, und mußte wieder sagen: „Schumeister lies no einisch.“ War man endlich von einem Punkt zum andern gekommen, so wurde korrigiert. Entweder gab der Schulmeister ihnen das Büchlein in die Hände, um selbst zu korrigieren, oder sie mußten die Tafeln wechseln; der Schulmeister oder ein Knabe buchstabierte Wort für Wort vor; nach diesem Buchstabieren sollte jeder seine Fehler verbessern, und angenommen war, es geschehe also; denn es wurde nie nachgesehen, ob denn wirklich alles verbessert sei oder nicht. Das nahm einen halben Tag ein; den andern Nachmittag hieß es: „Schrybet das Thema i eui Schrift!“ und das brauchte wieder einen halben Tag. Mit dem Rechnen ging es ungefähr auch so. Der Schulmeister machte eine Rechnung vor, die Schüler machten sie nach, etwa vier oder fünf von der gleichen Sorte, bis sie das Nachmachen in Griff bekamen; das Zahlensystem kannte keins. Kein Kind wäre imstande gewesen, ohne zehnmal abzusetzen, ohne mit allen andern den Kopf zusammen zu stecken, die kleinste Rechnung zu machen; und doch rechneten sie an den Examen Brüche und Heustöcke wie Schnupf. Alle Winter mußte man von vornen anfangen und wenn man am Hintersten war, so wußte man das Vordere nicht mehr; ein Jahr nach dem

Austritt aus der Schule war das Meiste ganz vergessen. Daher hieß es allgemein: Schreiben und Rechnen trage dem Bauer nichts ab; er vergesse es doch wieder, da ihm solche Dinge zu wenig zu Handen kämen. Und der Schulmeister bestätigte die Meinung mit großem Ernst und Nachdruck, er wußte wohl warum. Es ist nicht unvorteilhaft, in einer Gemeinde einzig rechnen und schreiben zu können; da fließt gar mancher Batzen und mancher Schoppen wird bezahlt.

Ich kam natürlich nicht zu Schreiben und Rechnen; das waren für Ärmere verbotene Künste, besonders für Güterbuben; aber ich lernte doch lesen und kam noch vor Ende des Winters in die Kinderbibel, von der ich wenig begriff. Mir kam es gar nicht mehr in den Sinn, daß die Worte einen Sinn hatten, daß man etwas dabei denken könne, sondern ich meinte, sie stünden nur da, um buchstabiert, gelesen oder ausgesprochen zu werden; daher wußte ich nie, was ich gelesen, und der Schulmeister fragte auch nicht darnach. So las ich die Kinderbibel manchmal durch und wußte doch von Jesu gar nichts, und nichts nahm mich wunder. Ungern ging ich nicht in die Schule; ich erwarb mir unter den Kameraden ein gewisses Ansehen, und die als Mistjunge erworbene Unerschrockenheit machte mich zum Anführer in vielen Streichen. Besonders hatte ich meine Lust an meinem Zimißsäckli. Mareili füllte es reichlich mit Milch, Brot und Äpfeln; ich wurde um dasselbe von Bauernkindern beneidet, und konnte gar oft noch andern, ärmern, die kein Brot hatten, mitteilen; das that mir gar wohl.

Aus diesem allem wird man schließen wollen, ich sei endlich doch an ein recht gutes Ort gekommen, werde es da recht gut gehabt und eine brave Erziehung erhalten haben, so daß ich nicht Ursache hätte, mit dem Verdingen oder Verteilen so unzufrieden zu sein. Wartet nur, ihr guten Leute, es wird schon

anders kommen. Habt ihr denn schon vergessen, daß vier Knechte und zwei Jungfern und manchmal gar noch zwei Spinnerinnen im Hause waren; wisset ihr nicht, daß viel Diensten viel Leiden den Meisterleuten bringen, und was glaubet ihr, wird der Bueb nicht noch viel mehr leiden müssen?

Wenn zuweilen ein Roman in ein Bauernhaus sich verirrt, der Sohn oder die Tochter ihn hinunterschlingen und dann der Mutter erzählen von einem Königshof, dem König und der Königin und den Fratzen allen, vom Minister und den Hofmarschällen bis zu dem Ofenheizer und dem Hühnermädchen, wie das alles so schlechte Leute seien, wie sie den König und die Königin betrügen, jedes das andere auszubeißen suchen, und sie einander von oben bis unten die erbärmlichsten Streiche spielen und der Schlauste und Schlechteste gewöhnlich oben an komme, so sperret die gute Bäuerin Mund und Nase tennsthorweit auf; über den breiten Rücken lauft ihr ein ordentlicher Schauder auf, und sie seufzt andächtig: „Gottlob, so ist's doch bei uns nicht, da sy mer doch ganz angeri Lüt.“ Würde die gute Frau, statt die Nase aufzusperren, sie in ihr eigenes Hauswesen stecken, so würde sie mit noch größerem Erstaunen sehen, daß es in demselben akkurat gleich hergeht im Kleinen, wie dort im Großen, und daß da akkurat die gleichen Leute seien, nur mit dem Unterschied, daß sie dort Sterne auf der Brust und Diamanten auf den seidenen Kleidern haben, hier aber auf der Brust ein Heer von Suppen- und Milchtropfen und an den Zwilchhosen Kühdreck. So geht es, wenn man den Leuten immer eine andere Welt vormalt, als die, in welcher sie leben, dann kennen sie jene und diese nicht, seufzen über jene und verbessern ihre eigene nicht, die nicht besser ist, kennen die Schliche an einem Königshof, aber die im eigenen Hause nicht; denn selbst sehen und erkennen können die meisten Menschen

nicht; sie sind blind geboren, den Star muß man ihnen stechen. Mancher im Unrat geboren merkt ihn nicht, bis man ihm die Nase darauf stößt und ihm sagt: Das stinkt; dann sagt nur noch die Hälfte nach: Ja das stinkt; ein Viertel sagt: Ich rieche nichts, und der andere Viertel behauptet gar: Du lügst, das riecht wohl. So geht es in der Welt. Aber jetzt will ich wieder von den vier Knechten und den zwei Mägden und den Taglöhnern allen reden, unter denen ich auf jenem, nicht Königshof, sondern Bauernhof lebte. Ihr werdet, wenn ihr nicht zu den zwei letzten Vierteln gehört, wohl merken, daß es auf den beiden Arten von Höfen nicht gar so verschieden zugeht, wie ihr glaubet.

Der Dienst auf unserm Hof war gut und gesucht, das Essen gut, die Arbeit nicht übertrieben, die Behandlung vernünftig, und in Krankheiten wurde keines zum Hause hinausgestoßen, sondern ihm getreulich abgewartet. Das Betragen der Meisterleute war ernst und gesetzt; daher wurde ihnen auch die gebührende Achtung erwiesen und man war nie im Zweifel, welches Meister oder Knecht sei. Die Diensten wurden nie in die Geheimnisse des Hauses eingeweiht; nie geschah es, daß die Glieder der Familie vor den Diensten haderten, geschweige daß sie vor den Diensten über einander geklagt, sie zu Vertrauten gemacht hätten (wie es an Orten, wo dieses geschieht, zugeht, könnte ich auch erzählen). Trotz diesem allem, trotz dem Respekt, den man den Meisterleuten äußerlich erwies, waren doch die sämtlichen Diensten eine Bande Verbündeter gegen die Meisterleute, und dennoch wieder unter sich selbst in beständigem Streit, in nie ruhendem Krieg begriffen, und dieses alles meist so heimlich, daß die Meisterleute es selten oder nie merkten. Arbeiteten die Diensten alleine, so wurden vor allem die Meisterleute verhandelt, die Schwächen eines jeden hervorgerupft, besonders

mußte Mareili, welches die Haushaltung führte, herhalten. Bald sollte es das Brot in der Suppe, bald den Schmutz im Kraut gespart haben; unter der alten Frau habe man es viel besser gehabt, aber die dürfe nichts mehr sagen; Mareili gelte jetzt beim Alten mehr, als die eigene Frau; sie flattiere ihm aber auch darnach. Ein Herrenfressen für die ganze Dienerschaft war, wenn man irgend einen kleinen Zwist unter der Familie bemerkte; da steckte man die Köpfe zusammen und fragte einander: „Hesch oh ghört, hesch oh gseh?“ Wollte eins etwas mehr thun als gewöhnlich, besondern Fleiß anwenden zu einer Sache, so putzten ihm die andern ab, und hielten ihm vor, es wolle sich nur wert machen auf Kosten der andern. Am meisten schimpften sie über die große Wohlthätigkeit, weil sie wähnten, es gehe ihnen deswegen desto mehr ab, und so viel Küchelschnitte die Bettler bekämen, so viel weniger erhielten sie. Daher aßen sie auch gewöhnlich an den Fleischtagen auf den Geiz hin, daß ihnen fast die Bäuche zersprangen, und rühmten dann: sie heige's em Mareili g'reiset; es heig nit z'donnersviel chönne i Chuchischaft trage.

Auch wurde den Töchtern regelmäßig aufgepaßt, was für Kilter sie hätten, und diese dann verhandelt; oder waren die Töchter mit bei der Arbeit, so wurden zweideutige Reden geführt, welche die Mädchen nicht ungerner hörten als andere. War man auch einig gegen die Meisterleute, so war man wieder um so uneiniger unter sich. Erst glaubte ein jedes, ihm werde zu viel aufgeladen, die andern hätten gut, es allein bös; jedem traute man zu, es suche den Meisterleuten sich besonders wert zu machen, was nach ihrem Glauben die größte Sünde war; und hatte man gar Ursache zu glauben, eines verrätsche die andern, so hatte es Ursache genug zum Beten. Endlich waren noch alle liebsüchtig und daher auch eifersüchtig. Die Meister-

leute hatten die Liebschaften unter den Diensten nicht gerne; um so geheimer trieb man sie, und da sie nicht spionierten, so blieb ihnen manches geheim, was sonst allgemein bekannt war. Die Mägde glaubten, die Knechte seien für sie da, und wurden bitterböse, wenn sie weiter gingen; die Knechte duldeten nicht gerne fremde Kilter; aber wiederum wurden die Mägde unter sich uneinig, weil jede den haben wollte, der zu der andern ging, und fast so die Knechte. Am meisten beneidet von allen war die Meisterjungfer, welche in der Küche helfen und, besonders des Morgens, für das Volk kochen mußte. Man mißgönnte ihr den Schatten der Küche, wenn die andern an der Sonne sein mußten, und die Brosamen aus dem Kuchischaft, die ihr zufielen; deswegen suchten sie wieder die Knechte, weil sie solche Brosamen zuweilen als Lockvögel für ihre Kilter aufsparte und die Glücklichen mit einem Stück kalten Speck, einem Zopfen Wurst oder einem alten Küchli regalierte. Weil sie am Morgen am spätesten herauskam, so hatte man die beste Gelegenheit, sie auszumachen. Da hieß es: Mareili werd ihr wohl no es Kacheli Kaffee gäh; man nähm o no eis; d'Erdöpfelbitzli, wo sie hüt-e-morge kochet heig, heige g'chüehdreckelet, daß es eim ganz erschüttet heig; me heigs vo witem g'schmöckt, daß der Melcher bi're g'lege syg. Alle diese Reden vernahm die Meisterjungfer wieder; denn eben um einen Zopfen Wurst oder ein altes Küchlein gab es immer Verräter. Am böseſten über sie war natürlich die andere Magd, welche nicht solche Herrlichkeiten zu verteilen hatte, und nur mit den Kiltern vorlieb nehmen mußte, welche die andere nicht wollte. Sie kaufte, wenn ihre Verzweiflung am höchsten stieg, wohl zuweilen einen Schoppen oder eine Halbe Branntwein, um der eigenen Liebenswürdigkeit nachzuhelfen; und das Mittel half richtig, so lange der Branntwein währte. Mit welcher Schlauheit die, welche es mit ein-

ander hielten, sich zu treffen wußten, um ein vertrautes Wort zu reden oder eine Abrede zu nehmen, bald beim Heurüsten, oder bei den Schweinställen, oder beim Betten in dem Knechtenstüblein, davon will ich nicht reden, ich würde zu weitläufig werden. An allem diesem nahmen mehr oder weniger die Taglöhner teil, und spielten die Mittelspersonen; doch suchten die meisten einen Mittelweg, um es mit niemand zu verderben. Regelmäßig wurde im Laufe des Jahres einer zum Sündenbock erwählet; manchmal hatte man deren auch zwei. Auf diese wurde alle Schuld geschoben, an ihnen rieb sich ein jedes, mit ihnen hatte man immer zu zanken, und doch an allem Zank sollten sie schuld sein. Durch alle möglichen Kunstgriffe, mehr als durch bestimmte Worte, lenkte man die Aufmerksamkeit der Meisterleute auf sie, brachte sie um deren Gunst, bis sie entlassen wurden, um Friede im Hause zu haben. Die Annahme neuer Diensten war für die Bleibenden ein neuer Spielraum neuen Treibens, und ein jedes hatte jemand im Auge, den es gerne hergebracht hätte. Vettern und Basen wurden aufgestiefelt, sich zu melden, und gelegentlich sie angerühmt; aber auch Bekannte von den Tanzböden her, geheime Liebchen suchte man einzuschwärzen. Wider eine sich meldende hübsche Nebenmagd wußte die Bleibende hunderterlei vorzubringen, und die Knechte machten auch das mögliche, um keinen hereinzulassen, der sie ausstechen konnte, und manch Trinkgeld wurde deshalb gespendet; das alles geschah mit einer Schlauheit, daß die Meisterleute es selten merkten.

Unter diesen Dienstboten sollte ich nun arbeiten lernen, um einmal wieder ein Bauer zu werden. Ich arbeitete gerne; ich war über mein Alter stark und anschlägig und wollte gerne den Meisterleuten gefallen. Daneben mußte ich posten, wenn es etwas zu posten gab, und nicht etwa eines der Meisterleute

zufällig oder gerne ins Dorf ging. Ich hatte eine Art Selbständigkeit, die sich nicht von jedem hudeln ließ, sondern Trotz entgegensetzte unverdienter und unbefugter Behandlung, und, zurückgeschüchtert an meinem ersten Verdingort, konnte ich es nicht mehr zeigen, am allerwenigsten sagen, wie lieb mir Menschen waren. Das ist für jeden Menschen ein großes Unglück, besonders wenn er es recht gut sagen und zeigen kann, wenn er zornig ist und haßt. Aber das ist eine Merkwürdigkeit, daß echter Haß sich weit leichter zeigt als echte Liebe (ich rede hier nicht von unverdorbenen Kindern). Der Liebe schämt man sich, des Hasses nicht, eben kein Beweis für christliche Gesinnung. Nun sollte ich auch der Diener von allen sechs Dienstboten sein. Dem Melcher sollte ich helfen beim Futterrüsten, Grasen, Melken, dem Karrer beim Striegeln und Misten, den beiden andern beim Holzen oder Schnefeln; der Meisterjungfer sollte ich Wasser tragen und den Schweinen misten, der andern B'schütti in den Garten stoßen, jäten und wischen. Ich hätte fast wie der liebe Gott allgegenwärtig sein sollen; denn half ich dem einen, so rief mich der andere; kam ich nicht, so war der eine bös, ging ich, der andere. Postete ich für die Meisterleute, so hatte jedes der Diensteen auch etwas zu verrichten. Die Meisterjungfer wollte Hofmannstropfen, von denen sie eine große Liebhaberin war, die andere, wie gesagt, manchmal einen Schoppen Branntwein, der Melker Tabak, der Karrer Schuhnägel 2c. Das Meiste sollte ich bringen, daß es niemand merke; oft konnte ich es nicht im Vorbeigang nehmen, sondern mußte einen Umweg machen oder warten, verspätete mich so, und wurde gefragt, warum ich so lange wegbleibe.

Natürlich wollte ich die Schuld nicht über mich allein nehmen, sondern sagte den Meisterleuten geradezu: „Ich mußte dem Stübi Hofmannstropfen bringen, dem Lisi einen Schoppen

Branntwein“. Diese Entschuldigung rechtfertigte mich bei den Meisterleuten, erbitterte aber die Diensten; sie meinten, ich hätte alle Schuld auf mich nehmen und schweigen sollen. Oft sandten sie mich für sich selbsten weg; fand man mich denn lange nicht, und stellte mich zur Rede, wo ich herumgelaufen, so sagte ich wieder die Wahrheit, wie sehr es mir verboten war; ich wußte nicht, warum ich um Melkers und Karrers willen die Gunst der Meisterleute verlieren sollte. Wie gesagt, waren beständige Parteiungen in unserm kleinen Hofstaate, Fraktionen wie in einem großen Reiche, die beständig wechselten. Die gegenseitige Rache ließ sich am meisten dadurch aus, daß man einander Sachen ausbrachte und vorhielt, die man lieber geheim gehalten hätte, und, wenn man recht böse war, so suchte man diese Dinge bis vor die Ohren der Familie zu bringen. Nun sagten die Diensten einander diese Dinge nicht gerne eigenmündig, aus Furcht, man halte ihnen Gegenrecht; da sollte ich dann alles vorbringen, was vorgebracht werden sollte; da lief mir eins hier nach, das andere dort. Die Meisterjungfer wollte, ich solle über Tisch dem Karrer vorhalten, er sei erst am Morgen um 5 Uhr heimgekommen 2c. Anfangs that ich es auch, erhielt aber Prügel zum Lohn, und zu gleicher Zeit hielten sie dafür, ich hinterbringe alles von freien Stücken den Meistersleuten, so daß sie mich plagten, wo sie nur konnten. Das hatte die Folge, daß ich nichts mehr von ihnen annehmen wollte. Ich sagte ihnen alles Posten geradezu ab, es sei denn, die Meistersleute hätten es ihnen erlaubt; ich sprang nicht von einem zum andern, und wenn ich an einer Arbeit war, konnte man mir lange rufen, ich sah mich nicht um; ich sagte jedem, was ich für gut fand, aber nicht mehr auf fremde Eingebung.

Sie wollten mich dressieren mit Schlägen und Schimpfen, allein umsonst. Mit aller Störrigkeit meines Charakters hielt

ich ihnen entgegen; gegen Schläge wehrte ich mich, schimpfen vergalt ich; sie vermochten nichts bei mir abzubringen, während ich gegen jedes Glied der Familie die Dienstfertigkeit selber war. Da wandte sich der ungeteilte Haß der ganzen Kuppele mir zu; sie hielten mich für einen Augendiener, für den Judas im Hause; ich war ihnen überall im Wege und untauglich für die Stelle eines Buben in einem solchen Hause, der allen alles sein soll. Ich wurde der allgemeine Sündenbock, an allem sollte ich schuld sein, nicht nur an allem Streit, sondern war eine Arbeit nicht fertig, so hatte ich nichts gethan; war eine Kuh lahm, so hatte ich sie beim Brunnen mit der Gabel gestochen; hatte die Untermagd Maienzeug im Garten für Unkraut angesehen und ausgerauft, so sollte ich es gethan haben; hatte die Meisterjungfer angebräntet, so sollte ich in ihrer Abwesenheit geschaltet, neues Holz angelegt, ein zu starkes Feuer gemacht haben. So war kein Tag Friede, und so oft der Großvater heim kam, hörte er Klagen über mich. Und wenn er dann sagte, er könne das nicht begreifen; so oft er oder eins der Seinigen dabei sei, mache ich meine Sache recht gut, so hieß es, das sei eben das Böse, daß ich ein solcher Augendiener, Heuchler sei; sobald mich niemand von ihnen sehe, sei ich ein ganz Anderer, thue nichts, stelle nichts als Streit an, weise alle gegen einander auf, und habe beständig über die Meisterleute zu räsonnieren und sie auszuführen. Alles glaubte man nicht; allein etwas blieb immer haften, und das unaufhörliche Klagen machte am Ende doch maßleidig. Es ist für einen Meister nichts unlustigeres, wenn er abends müde nach Hause kömmt, als ein Gefähr zu finden, komme es nun von Weib, Kindern oder Diensten. Zudem war mein Unglück, daß ich den Meisterleuten nicht zeigen und sagen konnte, wie lieb sie mir seien, daß meine Dienstfertigkeit nicht komme aus Augendienerei, sondern aus

wahrer Liebe, was ein himmelweiter Unterschied ist, aber von vielen nicht kann unterschieden werden, und gerade auf dem Lande nicht, indem man auf Worte allzuviel hält und allzuviel hört, und nicht Verstand genug hat, Werke zu deuten, d. h. zu begreifen, aus welcher Quelle sie hervorgehen. Mareili einzig ahndete den richtigen Zusammenhang und nahm mich in Schutz so viel sie konnte; vielleicht hätte sie mich da erhalten, obgleich die andern oft sagten, das beständige Zanken sei ihnen erleidet, und ich müsse fort, damit man Ruhe habe, wenn nicht eine Begebenheit den Ausschlag gegeben hätte.

Mareili hatte ein Kind erhalten, an dem ich große Freude hatte, aber noch größere, als Mareili zum erstenmale wieder in die Küche kam und ich ihr „guten Tag" sagen konnte. Die Taufmahlzeit wurde im Hause gehalten, und alle Hausgenossen erhielten ihren Teil davon und waren lustig. Eine der Töchtern und Mareilis Bruder waren zu Gevatter gestanden; wir vermuteten, er werde nach ländlicher Sitte bei ihr schlafen; zu ihrer Stube ging eine etwas steile Treppe außerhalb des Hauses hinauf. Es war in den kurzen Tagen; wir wußten, der Gevattersmann wolle früh fort, und mußten sein Roß füttern. Man hatte eine allgemeine Neugierde gezeigt, wo er liegen werde, und geäußert, das sei leicht zu erfahren, wenn man gugge, ob er die Stege herab komme. Ich schrieb mir dieses hinter das Ohr, und strich am Morgen um die Treppe herum. Die Thür ging auf, ein Mensch kam heraus, die Tochter blieb unter der Thüre; wie jener auf die Stege trat, fiel er mit großem Gepolter um und herunter. Nach allgemeinem Brauch lachte ich laut auf, schwieg aber sogleich, als der unten Liegende nicht aufstand, sondern schmerzlich stöhnte. Das Meitschi kam herab; ich lief herzu, und es fand sich, daß der Gefallene einen Fuß verstaucht und sonst mehrere Quetschungen davongetragen

hatte. Das ganze Haus kam auf die Beine; man trug ihn hinein, und jeder fragte: „Wie ist das o gange?“ Er behauptete, man habe ihm auf die Stege runde Hölzer gebeizt; als er auf sie getreten, sei er mit ihnen herunter gerollt, und habe sich nicht mehr halten können. Man sah nach und fand allerdings noch zwei Mäßb'stryche, die wahrscheinlich dazu gedient hatten.

Bösliche Absicht lag also am Tage, und als man werweisete über den Thäter, erinnerte sich das Meitschi, daß es mich lachen gehört. In der ersten Hitze schien schon alles bewiesen. Ich wurde beschieden, und als ich gerufen wurde, zäpfelten die Knechte und Mägde mit einander. Meine Schandthat wurde mir vorgehalten; aber lange begriff ich nicht, was man eigentlich von mir wolle; als ich es endlich merkte, bekannte ich unverhohlen, was ich gewollt und gethan; von weiterem aber wollte ich nichts wissen. Die frühern beständigen Anklagen, die gegenwärtigen Verdachtsgründe machten mir böses Spiel. An manchem Ort hätte man mich geschlagen, bis ich zur Rettung des Rückens mich unschuldig als Thäter bekannt; hier that man es nicht; man sagte nur, man habe endlich genug und kenne meine Verstocktheit. Mein Gott, auf den Knieen hätte ich bekannt, wenn ich es gethan hätte! Mareilis Augen, welche dem Bruder Überschläge machte, und die von Zeit zu Zeit wehmütig zu mir redeten: Hab' ich das um dich verdient? zerfleischten mir nicht nur den Rücken, sondern auch das Herz. Sie sprach kein Wort zu mir; hätte sie es gethan, ich hätte ihr auf eine Weise meine Unschuld beteuert, daß sie mir gewiß geglaubt; zu den andern aber sprach bei mir nicht die Liebe, sondern das beleidigte Gerechtigkeitsgefühl, das bittere Gefühl des Verkanntseins, und sie glaubten mir nicht und nahmen für Trotz, was gekränkte Unschuld war. Als ich aus dem Verhör kam, nahmen mich die Diensten in Empfang und behandelten

mich mit mancher Stichelrede als den Thäter, sie, von denen eines es selbst gethan, entweder aus Bosheit, um Mareili zu kränken, oder bestochen von einem Nebenbuhler.

Es ward also beschlossen, um Fried und Ruhs willen an der nächsten Bettlergemeinde mich wieder abzuliefern. Ich litt schwer in mir. Ich meinte es doch so gut, und niemand wollte es glauben; ich liebte so gerne und man haßte mich; über mein Herz ging Frost um Frost; sie töteten die Liebe nicht, aber ihre Blüten, die offene muntere Freundlichkeit; und Sauersehen war die Freundlichkeit, ein größeres Unglück für die Sauersehenden, als die Meisten begreifen. In stillem finsterm Ingrimm verstrich die Zeit meines Dortseins, und mancher Mitschüler mußte meine innere Bitterkeit durch tüchtige Schläge büßen.

Nur am Morgen meines Abgehens thaute mein Herz auf. Man hatte mich noch brav kleiden lassen, denn das erforderte die Ehre des Hauses, und es rührte mich auch nicht, als ich den tüchtigen Bündel schnürte; ihn auf dem Rücken, trat ich in die Wohnstube, um den Großvater abzuholen, und sagte ein kaltes: B'hüet ech Gott! nicht einmal: Vergelt's Gott. Da kam Mareili aus der Nebenstube. Plötzlich übermannte mich eine innere Wallung; aus den Augen stürzten Bäche von Thränen; schluchzend ergriff ich seine Hand und stammelte: „Zürn doch recht nüt!“ aber mehr konnte ich nicht sagen; weinend aus Herzensgrund strauchelte ich fort.

Und meine Erschütterung hielt man für Bekenntnis!



Dreizehntes Kapitel.

Wie ein pfiffiger Bauer und eine noch pfiffigere Bäuerin aussehen.

So stand ich nun zum vierten Male vor der Bettlergemeinde, wieder gut gekleidet, wieder trotzig, als ein kräftiger Bursche, dem man es ansah, daß er mehr als ein halber Knecht zu rechnen sei. Der gute alte Bauer verklagte mich nicht hart. Er gab mir das Zeugnis, daß ich gut arbeiten könne, sie selbst über mich nichts zu klagen hätten, aber der beständigen Händel mit dem Gesinde müde seien, mit dem ich mich nicht vertragen, nichts von ihm annehmen könne. Ein vierzehn Jahr alter, doppelt gekleideter, starker Bursche, dem man keinen Lohn zu geben braucht, sondern für den man noch erhält, wenn man es schlau anzufangen weiß, ist ein Schleck, nach dem vielen der Mund wässert. Man beobachtet denn doch eine gewisse Zurückhaltung und Manierlichkeit; man thut gar nicht, als ob einem viel daran gelegen wäre; man beobachtet eine gewisse Reihenfolge im Verteilen solcher wohlfeilen Knechte, nach dem Sprichwort: Heute mir, morgen dir. Freilich erstreckt sich diese Reihenfolge nicht durch die ganze Gemeinde, sondern es gibt da auch eine Art Vorrechtler, die entweder am Gemeinderat selbst sitzen, oder treue Klienten desselben oder Verwandte sind. Ein solcher treuer Anhänger erhielt mich jetzt, und behielt sich noch ordentlich Lohn vor, weil er mich in die Schule schicken müsse, wie es üblich und gebräuchlich sei, und dann noch in die Unterweisungen. Auf den Weg gab man mir recht schöne Ermahnungen; mein früherer Meister drückte mir noch einige Batzen in die Hand. Ich hätte wieder weinen mögen, allein ich überwand mich, und mit verbissenem Trotz, bewußt, daß ich mich

gegen Ungebühr zu wehren wisse, trat ich den Weg nach meinem neuen Diensthause an.

Dasselbe lag in einem fruchtbaren Boden, etwa eine halbe Stunde von der Kirche, und war ein sogenanntes altes und doch neues Haus. Der Bauer hatte nämlich das Recht, zu allen Reparaturen aus einem obrigkeitlichen Wald das Holz zu nehmen; nun baute er in einem Jahre das Stubenwerk neu, im andern das Stallwerk; das hieß dann reparieren. Ein Baumeister wäre nur ein Narr gegen den Bauern gewesen, wenn es darauf ankommen sollte, aus einem alten Ofenhaus ein neues zu bauen und doch den Schein bloßer Reparatur zu behalten.

Überhaupt war er ein gar pfiffiger Kerl. Er wußte wie keiner das Wasser auf seine Mühle zu reisen und doch den Schein der Ehrlichkeit zu bewahren; mit keinem Menschen meinte er es gut, als mit sich selbst, und doch hielt man ihn für einen aufrichtigen guten Mann; er wußte wie keiner Würste nach Speckseiten zu werfen, und selten mißlang ihm ein Wurf. Er widersprach selten oder niemals, sagte überall ja, rühmte alles so weit er konnte, sogar Bettelbuben auf den Straßen; so machte er sich nirgends unwert, und der Landvogt und der Pfarrer hielten große Stücke auf ihn. Wem er am meisten scharwenzelt hatte, den konnte er dann auch zu Hause am besten ausführen und durchhecheln. Er flattierte z. B. dem Schulmeister ganz besonders, schickte ihm manche Flasche Milch, die aber immer halb abgenommen war, und ermahnte ihn, seine Kinder ja recht scharf zu halten, ihnen nicht zu borgen. Daheim führte er den Schulmeister aus vor den Kindern, und wenn eines in der Schule geschlagen worden war, so begehrte er auf und polterte, wie er es dem Schulmeister sagen wolle. So erleidete er den Kindern Schulmeister und Schule, daß sie fast nicht hinzubringen

waren, sie daher auch sehr selten besuchten und zu Hause arbeiteten. Ihm wurde die Schuld nie beigemessen, sondern z'Best geredet, weil er der Kinder Unfleiß gar wehmütig zu bedauern und einer eigentümlichen Verstocktheit zuzuschreiben wußte vor dem Schulmeister, und ihn noch mehr zur Schärfe ermahnte. Vor dem Pfarrer redete er anders. Freilich nicht gerade aus, aber verblümt gab er zu verstehen, wie der Schulmeister allzuscharf sei und er trotz alles Zusprechens seine Kinder nicht in die Schule bringen könne.

Seine Frau schickte sich ganz besonders gut zu ihm. Sie war geizig und selbstsüchtig wie er, und verstand sich auch recht gut auf das Bemänteln ihrer Fehler; sie konnte vorwärts schmeicheln und lächeln und hinterrücks den Talpen geben wie er; nur war sie heftiger, ließ sich zuweilen vom Zorn hinreißen und brachte sich selbst in diesem Zustande manches aus, was sie später nicht gerne hatte. Sie wollte nicht die sein, welche ihren Leuten das Essen nicht gönne, und doch that ihr jeder Bissen weh, den man aß. Brot war immer für jedermann in der Tischdrucke; allein es war meist steinhart oder grau, denn man backte aufs Kürzeste alle drei Wochen; und obgleich es auf dem Tische lag, wußte doch jedermann, daß man keines nehmen solle, besonders wenn Erdäpfel da waren. Darum sagte sie einmal, als die Schneider auf der Stör bei uns waren: „Schnyder, nät Brot, mir nä kes, we mer Herdöpfel hei". Am lustigsten trieb sie es mit dem Fleisch, welches sie selbst besonders gerne aß; sie hatte zwei Manieren, es zu sparen und wechselte damit ab, damit man keine merke.

Den einen Sonntag, wenn alles aus der Kirche zurück und ordentlich hungrig war, so rief man zum Essen und stellte die Suppe auf den Tisch. War die gegessen, so mußte man ein wenig warten, dann kam das G'chöch. Man fing ganz hübschli

an, zuzugreifen, aß ein paar Gableten; das Fleisch kam noch nicht; man aß noch ein paar, bis die Meistersfrau glaubte, man habe fast genug; dann kam eine ganze Bigete Fleisch und man konnte nehmen so viel man nur mochte; ja sie sagte manchmal noch: „Nät doch, es isch gnue da". Allein man brachte nicht viel mehr ab, weil man sich auch nicht dafür hielt, nur bloßes Fleisch zu essen, damit es einem nicht gehe wie jenem Tauner, der sich allein an Speck und Fleisch hielt, und dem der Meister endlich vor Zorn halb blau zurief: Üeli, Üeli, Chrut o! Chrut o!

Den andern Sonntag kam es alsobald mit dem G'chöch auf den Tisch; allein es war nur halb gekocht und so hart, daß man einander hätte Löcher in den Kopf schlagen können damit. Natürlich wurde man müde mit Kauen und griff zu dem, was leichter zu schlucken war, und das meiste blieb übrig. Nachmittags, wenn die Jungfer irgend einem Schatz nachlief, that die Meisterin alles wieder in den Hafen, und kochte es, bis es lind genug war. Das aß sie die Woche durch vermeukt selbst; denn auch ihr Mann erhielt wenig davon, so daß es bei uns war fast wie bei jener Witwe, welche zwei Schweine schlachtete, und mit welcher ihre fünf Kinder teilen wollten: sie, die Witwe sollte ein ganzes Schwein für sich behalten, das zweite aber gemeinsam mit den Kindern essen, die aber nicht eintreten wollten in diesen Vorschlag, weil er sie verkürze. Ja, selber essen macht feist; doch das finden nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer, z. B. auch jener reiche, kinderlose Kauz, der die meisten Würste und viel Fleisch auf die Seite packte und verschloß, und, wenn es ihm gefiel, Würste oder Fleisch in den Hafen aufs G'chöch legte, auch in Papier gewickelt auf den Säuhafen, kochen ließ und wegnahm, ohne seiner Frau je einen Mundvoll davon anzubieten. Unsere

Meisterfrau gönnte von Natur niemand was, als sich selbst, also auch ihrem Manne nicht; denn zwei selbstsüchtige Leute werden nie eins unter sich, gegen andere wohl, der Pfarrer mag sie zusammengeben, wie er will. Übrigens glaubte sie volles Recht auf das Fleisch im Hause zu haben, weil der Mann außer dem Hause so oft nicht nur zu Fleisch, sondern auch zu Wein kam. Nicht daß er viel verthat aus seinem Sack; allein er kam als Schätzer und auch als Ausgeschossener öfters dazu. Es wollte der Frau oft das Herz abdrücken, und niemand konnte es vor Hässigi um sie ertragen, wenn sie wußte, ihr Mann sitze nun hinterm Tische und könne sich bei Voresse und Datere wohl sein lassen; da war ihr einziger Trost eine tüchtige Hammeschnitte und ein braver Schluck Bätziwasser. Solche Mähler, von denen sie nichts erhielt, mußte er oft sich vorhalten hören; er ließ es sich dafür aber auch wohl sein dabei, und war im Stande, von mittags zwölf bis abends spät immer zu essen, freilich nur langsam, aber ohne Unterbrechung. Der Wirt sah ihn daher ungern bei Mählern, wo er um seinetwillen nicht mehr fordern durfte, und, wenn es vom Wirte abgehangen wäre, mein Meister wäre noch nicht Gerichtsäß geworden; aber glücklicherweise war der Wirt nicht Landvogt. Essen war ihm die Hauptsache; den Wein nahm er nur, um desto mehr essen zu können; auch mußte er sich vor einem Stüber hüten; denn wenn er einen heimbrachte, so mißgönnte ihm seine Frau diesen, und hätte ihn lieber selbst gehabt. Einmal vergaß er sich, oder der Wirt spielte ihm einen Possen und that ihm Branntwein in den Wein, kurz, er lud über Ort, kam gar lange nicht heim, und die Frau sandte mich, nachzusehen, wo er bleibe. Große Wasserpfützen waren auf dem Wege, aber die Sterne schienen. Auf dem halben Wege sah ich etwas am Boden, vor dem ich mich fast gefürchtet hätte; bald lag es ganz am Boden, bald

hob es sich auf und wimmerte auf das Kläglichste. Ich ging endlich näher und fand meinen Meister in einer Pfütze kratzen, dann auf die Kniee sich heben und dr tusig Gottswille bete: der liebe Gott söll ne doch nit da vor em Himmel la hange, sondern ihm z'völlig neche helfe. Er konnte nicht mehr gehen, sah in den Pfützen die Sterne ganz nahe vor Augen, glaubte nun da vor dem Himmel zu hangen, und doch nicht hinein zu können. Ich führte ihn heim; da vertrieb ihm die Frau die Himmelsgedanken.

Als er endlich Gerichtsäß worden war, kam er am Abend seiner Wahl spät heim; wir erwarteten ein Wetter und horchten. Die Frau lag im Bette und rührte sich nicht; er legte sich auch hin, und stille war es einige Zeit. Da fing er von der Gemeind, von diesem und jenem an, keine Antwort; endlich sagte er: „Mädeli, wüßtisch du, nebe wem du lyst?" — „Das weisi öppe nume z'guet, du donners Hudelhund, nebe wem ig ligge; schämst di nit, ga z'versufe, was ig erhuse; wenn der Tüfel öppis nutz wär, er hätt di scho längste gno!" — „He he, Mädi, nume hübschli, du weisch nit, zu wem de so redst." — „Zu mym Donners Challi red ig so, mit dem mi üse Herrgott g'straft het!" — „Nei mit e-mene G'richtsäß redsch so, mit e-mene Huupt vo der Gmend." — „We du es Huupt vo dr Gmend bisch, su nähms mi de Wunger, es F. dle dervo z'gseh, das müeßt es arigs Ding sy." — Allmählich legte sich der Sturm. Doch wie die Meereswellen sich nicht auf einmal legen und der Spiegel sich glättet, so auch des Weibes Zunge nicht. Noch manche Spitzrede rollte über ihren Zungenspitz, bis das Ehepaar sich gemeinsam der Ehre freute, sich besonders freute, wie dieser und diese schalus sein, und am nächsten heiligen Sonntag die Leute guggen werden, wenn er im Chor sitze, und den Mantel trage. Da meinte die Frau, sie wolle auch

einmal wieder zum Nachtmahl gehen, um dieses zu sehen; aber der Schneider müsse zuerst kommen, der Mann müsse neu gekleidet sein, und sie wolle auch einen neuen Kittel machen lassen und ein neu seiden Fürtuch kaufen; auch wolle sie ihre Göller-ketteli zum Gürtler tragen, um sie ausputzen zu lassen. Nun wurde eine lange Beratung angestellt, ob er sich in Halblein oder Guttuch aufputzen solle. Für einen Gerichtsäß, meinten endlich beide, wäre Halblein noch gut genug; aber man wisse denn doch nicht, was kommen könne. Der Statthalter sei alt und mache es nicht lange mehr, und der Statthalter habe noch die Salzbütte, beides trage auch gar schön ein; und wenn er einisch Statthalter werden könnte und Salzauswäger, so komme er viel zu den Herren, und werde da gut gekannt mit ihnen und da könne ihm nicht fehlen, Amtsrichter zu werden, das trage noch viel mehr ein. Er könne freilich nicht recht G'schribnigs lese; aber seinen Namen könne er gut schreiben, der Landvogt kenne auch nichts von der Sache; das mache aber alles nichts; dem Junker Landvogt sein Schreiber sei gar grusam e G'schickte, der mach alles. Die Hauptsache von der Sache sei doch immer die, daß man den Lohn bekomme; das andere gebe sich von selbsten und gang niemer nüt a. Und am Ende gehörten ihm die Stellen, und es wäre verflucht schlecht, wenn er sie nicht erhielte. Er sei doch der Regierung immer treu gewesen; er habe dem Landvogt manche Anzeige gemacht, an welcher dieser Freude gehabt; und dem Pfarrer gehe er auch immer z'Predig, obgleich es ihm verflucht Langeweile mache. Schade, daß der Mann nicht später gelebt, er wäre wenigstens Regierungsstatthalter oder gar Schultheiß geworden; oder Schade, daß er nicht ein Patrizier war, er wäre Ratsherr geworden, so gut als der, welcher sein und das österreichische Wappen in seinen Misthaufen flechten und mit Mistkränzen verbinden ließ,

und von welchem man gar nichts wußte, das ihn hätte empfehlen können, als gerade dieses. Das Ehepaar sah sich schon als Amtsrichter und als Amtsrichterin, gedachte endlich auch seiner Kinder, und der Mann meinte: D'Meitscheni seü o nit meh e-n-iedere yche lah, es werde jetzt scho Fürnemi gnue cho. Und die Mutter meinte, es sei letzthin scho e grusam Fürneme bei Eisin gewesen; allein als es ihm gesagt, er solle bald wieder kommen, hab er geklagt, er könne nicht in einer deutschen Bettstatt liegen; er sei an eine französische gewohnt, und seitdem sei er ausgeblieben.

Und der Herr Amtsrichter im Bette befahl alsobald der Frau Amtsrichterin, sie solle gleich am Morgen zwei französische Bettstatten bestellen, für Eisin eine und für Anni eine, und solle ihnen eine Halbe Bätziwasser ins Gaden hinauf geben, und solle ihnen die Schaubhütlin ausputzen, und die Gloschli schön neu b'legen lassen; das möge alles etwas bringen und koste doch nicht viel, besonders wenn man dem Tischmacher die Laden gebe, und deren habe man ja noch genug aus dem oberkeitlichen Wald; und die französischen Bettstatten seien doch nichts anders, als reparierte deutsche; so könne man eigentlich einen Baum Laden von Rechtswegen dazu fordern und hätte dabei noch einen schönen Gewinn. Nachdem sie also schön elterlich für die Gegenwart und Zukunft gesorgt, schliefen beide schön einig ein und träumten von nahem Glück.

Mein Meister war eigentlich noch nicht Meister; sein Vater lebte noch und war rechtmäßiger Besitzer des Hofes; aber er hatte nichts mehr zu befehlen, über nichts zu schalten; das Heft war ihm durchaus aus den Händen gewunden. Er hatte kein Geld, worüber er verfügen konnte, und mußte durchaus vorlieb nehmen mit dem, was seine Kinder, wie aus Gnaden, ihm zukommen ließen. Höchstens erhielt er fünf Batzen auf einmal,

woraus er aber fünf Wochen lang den Barbier bezahlen mußte. Wann und wie er so um all seine Sachen gekommen, das wußte er nicht zu sagen, aber beklagte es oft. Er dauerte mich am meisten an den Sonntagen, wo das harte Fleisch aufgestellt wurde. Er hatte keine Zähne mehr und hätte so gerne ein bischen Fleisch gegessen; aber seine alten Kinnbacken ermatteten am ersten Bissen. Sagen durfte er nichts darüber, höchstens seufzen; und von dem Fleisch der Meisterin, das sie für sich lind gekocht, sah er nie etwas.

Einmal bat er seine Sohnsfrau um einen Tropfen gute Milch, seine Alte hätte ihm früher alle Tage in einem Kacheli bei Seite gestellt. Aber die Sohnsfrau sagte, sie müsse die gute Milch denen geben, die arbeiten; er mache nichts mehr; abgenommene thue es ihm auch und sei ihm noch gesünder.

Ein andermal bat er seinen Sohn, er möchte ihm doch einmal eine Halbe Wein heimbringen; er komme jetzt so oft zum Wein. Aber der Sohn sagte dem übelhörenden Vater laut: der Wein sei ihm nicht gesund, er mache ihn nur zu husten, und leiser fügte er noch bei, der Alte habe lang gesoffen und ihm auch keinen heimgebracht; er wüßte nicht warum er ihm jetzt heimbringen sollte. Nebenbei sollte er denn doch arbeiten, und bald dieses bald jenes mutete man ihm zu; das aber, was er am liebsten machte, das Wässern, hatte der Sohn übernommen; und wenn einmal der Vater sich vom alten Gelusten übernehmen ließ und mit der Wässerschaufel wieder hantierte, so gab es Händel, weil er es dem Sohn nicht recht machte. Ein Berner meinte, wenn es auf dem Lande so zugehe, so sollte es drei Tage Pulver regnen auf der Stelle, und am vierten der Blitz darein schlagen. Du gute Seele, nimm dich in acht vor dem Pulver, denn das ist gerade ein Bernermüsterli und nicht etwa eins aus dem Plebs, und der Vogt dabei war auch kein Gemeiner, dem Namen nach nämlich.

Endlich starb der Alte und der Gerichtssäß speiste seiner verstorbenen Schwester Kinder mit dem ab, was sein guter Wille war. Von dem Vermögen, das er Jahrelang in Händen gehabt und genutzet hatte, gab er keine Rechnung und niemand forderte sie; mit dem Vermögen, welches er zeigen wollte, war man zufrieden; um Waisen willen mochte eben niemand sich unwert machen.

Mir ward es so unwohl dort nicht. Der Bauer war eben ein listiger Kauz und verstand sich auf alle Vörtel. Er hatte gewöhnlich einen Knecht und einen Güterbueb zwischen vierzehn bis sechzehn Jahren; den Güterbueb rühmte er nun ganz besonders und sagte, derselbe mache so viel oder mehr als der Knecht. So reizte er auf der einen Seite den Knaben zu übertriebener Arbeit, und erhielt zugleich Anlaß, dem Knecht so wenig als möglich zu geben, ihn demütig zu behalten, weil er nicht viel mehr mache als der Bueb. Das war auch so eine Wurst, die er nach einer Speckseite benggelte.

Man kann sich leicht denken, daß ich nach vorhergegangenen Geschichten beim frühern Meister eben nicht der größte Freund von Knechten und Mägden war, daß es mir daher ganz besonders wohlthat, bei jeder Gelegenheit mich auf Kosten des Knechts rühmen zu hören, daß es mich auch zu einem Fleiße trieb, der über meine Jahre hinausging. So stund ich des Morgens ungeweckt und meist vor dem Knecht auf, weil ich es einmal an einem Sonntage, wo der Knecht die Nacht durch geschwärmt hatte, gethan und dafür gerühmt worden war. Ich gab mich besonders gerne mit den Tieren, mit Futtern, Fahren ab. Da mir die Tiere lieb waren, so vertraute der Meister sie mir auch immer mehr an, und lehrte mich melken. Der Knecht war natürlich mit dem allem nicht zufrieden, sah mich scheel an und hätte mich gerne wieder heruntergebracht, in dem Maße als der

Meister mich erhob. Allein er war zu schwach dazu und ich zu stark. Er versuchte es nur einmal mich zu prügeln, weil ich auf seine Kosten gerühmt worden war; da leistete ich ihm so kräftigen Widerstand, erwiderte seine Ohrfeigen so munter, daß er froh war, von mir abzulassen, und nachher den Versuch nie mehr wiederholte.

Vierzehntes Kapitel.

Von einem berühmten Schulmeister und einem berühmten Pfarrer, die mich unterweisen, und wie.

Ich mußte mich nun in die Unterweisung einschreiben lassen und auch die Kinderlehren besuchen, welche im Sommer vom Pfarrer, im Winter vom Schulmeister gehalten wurden. Der letztere war berühmt durch das Kinderlehrhalten und weit und breit strömten ihm die Menschen zu, besonders das Weibervolk, und das aus zweien Gründen. Er war noch ledig und hatte vierzig Kronen Lohn; und gar manches Mädchen wäre gerne Frau Schulmeisterin geworden, und träumte sich bei ihm ein Leben voller Leberwürste, und sie meinten ihm den Hof zu machen, wenn sie z'Kinderlehr gingen. Nach der Kinderlehr orgelte er dann noch so schön, und die Mädchen standen so eng um ihn herum, und mit dem Kopfe nickte er den Takt so bedächtlich, und die Mädchen guckten ihm auf den Kopf so andächtiglich, und die Arme streckte er so lang, schön und steif vom Leibe weg, und die Mädchen streckten ihre Hälse so hoch und schön empor, eine über die andere weg, daß es recht rührsam anzuschauen war. O das sind die goldenen Zeiten für einen jungen Schulmeister, wenn so Kopf an Kopf sich um

ihn reiht, und Dutzende von Augen ihm zuflüstern: Du, du! weißt du, wo mein Gaden ist, üse Ringgi bellet nit! Aber diese Zeiten schwinden gerne mit einer Frau, und noch manches andere mit, wenn einer noch eines nicht versteht: auf eine rührhafte Weise die Herzen der Weiber anzurühren. Das verstand unser Schulmeister aber trefflich. Er jammerte so herzbrechend über die Sündhaftigkeit, hatte aber dann auch wieder so viel Gnade und Vergebung zu verheißen, wußte vom Himmel und besonders von der Hölle so viel, als ob er in beiden z'Chost gegangen wäre, weit mehr als Christus, daß die Weiblein gar nicht aufhören konnten zu weinen, erst aus Schrecken und Erbarmen, dann aus Freude und Wonne. O man glaubt gar nicht, wie wohl solche Thränen einer muntern Bäuerin des Sonntags nachmittags thun, wenn sie ein Pfund Fleisch und anderhalb Pfund Speck im Leibe und Langeweile in allen Gliedern hat. Das geht über schwarzen Kaffee! Katechisieren konnte er auch gar schön, das ging an einem fort wie gepfiffen; man brauchte nicht lange zu warten, bis die Kinder antworten konnten. Er fragte sie entweder so, daß sie Ja oder Nein antworten mußten, und dann sagte er noch J a oder N n e e; oder wenn es zur Seltenheit andere Worte waren, welche er zur Antwort wollte, z. B. Seligkeit oder Gott, so sagte er Selig! Seligk! Seligkei! dann war das mangelnde t nicht schwer zu finden, oder Go! Go! Got! wo ebenfalls das zweite t einem in den Mund fallen mußte.

Er war aber auch weit und breit berühmt, daß er so geschickte Kinder hätte, die ihm keine Antwort schuldig blieben, Wir gingen nicht ungerne zu ihm in die Kinderlehre; wir brauchten unsere Köpfe nicht besonders anzustrengen, konnten frischweg antworten, wenn die Reihe an uns kam, und nebenbei dann denken oder machen, fast was wir wollten.

Der Pfarrer war ein strenger Herr im besten Alter, bei dem alles am Schnürchen gehen mußte, eine Woche wie die andere. Seine Predigten waren alle auf die Minute gleich lang und alle in drei Teile geteilt, waren furchtbar streng; dem Teufel und dem Unglauben und der Aufklärung ging er schauderhaft zu Leibe und dann auch zuweilen den Sünden, besonders der Hurerei und Abgötterei. Und seine Predigten thaten seinen Bauern gar unsäglich wohl, wohl bis in die Schuhe hinunter; sie waren ihnen eigentliche Abwaschungen ihrer Sünden, und ihnen ward es gerade, wenn sie aus der Kirche kamen, wie den Türken, wenn sie tüchtig gerieben, gebürstet, gewalket, aber auch neu belebt aus ihrem Bade treten. Er predigte mit gewaltiger Stimme, und alles was er ihnen sagte, klang bekannt und heimelig; wenn sie schon mitunter einnickten, so wußten sie beim Erwachen doch gleich wieder, woran der Herr jetzt war. Sie hielten daher große Stücke auf ihn als Prediger, und schlugen in allen Wirtshäusern auf den Tisch, und begehrten auf: „Wie üse Herr cha's bim Donner kene!" In den Unterweisungen und Kinderlehren war er ebenfalls ein strenger Herr; doch konnten wir machen was wir wollten. Wenn ein Kind nicht antworten konnte, oder wenn es nicht wußte, wo man war, oder wenn es zu spät kam, putzte er ihm wütend ab. Aber das Antworten war eben nicht schwer, und das Wissen, wo man war, auch nicht. Er fragte immer der Reihe nach, immer vier in einer Stunde, und wenn das zuerst Gefragte in der folgenden Unterweisung nur die letzte Erklärung wußte aus der vorhergehenden, so wußte es genug; um das Frühere, den Zusammenhang, bekümmerte man sich durchaus nicht weiter. Alle Erklärungen, kurz die ganze Unterweisung, waren Jahr für Jahr durchaus gleich, gleich viel Stunden und gleich viel Worte; Jahr für Jahr die gleichen, gleichgestellten Fragen

wollten buchstäblich die gleichen Antworten. Wenn z. B. einer sagte: „Die Allmacht ist diejenige Eigenschaft Gottes, mit welcher er alles machen kann“; so erregte das sehr große Unzufriedenheit und dem Kinde wurde über seine Ungeschicklichkeit tüchtig der Kopf gewaschen; es hatte sagen sollen: „Die Allmacht ist diejenige Eigenschaft in Gott, durch welche er alles schaffen kann, was er will“. Man hätte glauben sollen, das wäre furchtbar schwer gewesen vom Kinde herauszubringen, denn wie kann man aus einem Kinde, das keine Sprachkenntnis hat, solche Stempeneien herauskatechisieren? Und der Pfarrer sagte die Antwort nicht vor bis an den letzten Buchstaben, sondern fragte kurzweg. Allerdings mag es das erste und zweite Jahr, nachdem der Pfarrer in die Gemeinde gezogen war, schwer zugegangen sein; allein nachher wurde die Sache sehr leicht, eben weil er sich so buchstäblich gleich blieb. Aeltere Geschwister konnten den jüngern sagen, was sie noch wußten, und wer etwas wußte, konnte es dem andern flismen, chüschele, flüstern; hier half auch der Schulmeister treulich mit, der gewöhnlich zugegen war, und in den Kinderlehren half die ganze Gemeinde ein; man meinte sich gar sehr mit seiner Geschicklichkeit, wenn man den Kindern einhelfen und zeigen konnte, wie man fast so geschickt sei, wie der Pfarrer selbst.

So konnte es Kinder, und deren recht viele, geben, die am Ende sagen durften, sie hätten dem Pfarrer auf alles antworten können. Von diesem Geflüster merkte der Pfarrer nichts, sobald man es trieb, während er selbsten sprach; denn wenn er redete, so sah er nicht und hörte er nicht. Auf diese Weise kam er selten in den Fall, Kinder zurückstellen zu müssen. Er hatte meist auch sehr geschickte Kinder, die antworten konnten wie auf der Geisle gchlepft; und doch wußten sie eigentlich nicht, was sie sagten; sie begriffen ihre Antworten so wenig

als das Fragenbuch selbst. Wenn sie z. B. das Reich Gottes in das Reich der Gnade und das Reich der Natur teilen mußten, so sagte ihnen kein Mensch, was Reich, Gnade, Natur bedeuten; so wie diese Wörter jedermann bekannt schienen, so setzte man voraus, jedes Kind kenne ihre Bedeutung. So bekamen die Kinder eine Menge Formeln in die Köpfe, aber keine richtigen Vorstellungen, und ihre Herzen wurden nie erwärmt. Man kann einen ganzen Haufen Scheiter in einen Ofen thun; sie machen denselben nicht warm, die Scheiter bleiben Scheiter und der Ofen bleibt kalt. Man muß Feuer anmachen unter die Scheiter und dieselben müssen aufgehen in Flammen, müssen leuchten und spretzeln nach allen Seiten, dann gibt es einen warmen Ofen. Das ist eine Gleichnisrede, deutet mir sie!

Der Pfarrer predigte und kinderlehrte aber nicht bloß; er führte sonst noch das große Wort in der Gemeinde. Man brauchte ihn viel, und darum regierte er auch viel, und wenn er einmal gesagt hatte: Ohä, dSach ist die; so hätte ich niemand raten wollen, andere Meinung zu haben. Aber eigentlich regierte doch nicht er selbst. Einige pfiffige Käuze in der Gemeinde kamen öfters zu ihm, und wußten das, was sie wolltes, ihm so fein unter den Fuß zu geben, daß er glaubte, es sei seine eigene Meinung oder Erfindung, und sie durchsetzte. Er hielt viel auf Achtung und Respekt, und nach dem Sprüchwort: Was du willst, daß dir die Menschen thun, das thue du auch ihnen, zog er vor dem Landvogt gar tief den Hut und sagte nie zu viel: Hochgeachteter Junker Landvogt; aber seine Bauern mußten ihm dann ihre Bücklinge auch machen, und mancher vernahm: „Zieh den Pflegel (Hut) ab!“ Das schadete ihm aber bei der Bauersami nichts; weil er viel bei dem Landvogt galt, so galt er bei den Bauern desto mehr; denn ein Wort

von ihm konnte gut oder bös Wetter machen. Wer ihm widersprach, den hielt er für einen bösen, unruhigen Kopf. Er liebte das Ja Ja sagen und merkte nie die Schalkheit, die Ja Ja sagte, und hinterwärts das Gegenteil; er hatte überhaupt keinen Begriff davon, daß man ihn zum besten haben könne, sondern nahm alles, jedes Kompliment ꝛc. als bar Geld auf. So wurde er z. B. oft eingeladen, mit seiner Familie z'Dorf zu kommen. Keiner oder die wenigsten thaten es im Ernst; sein und seiner Familie Besuch war ihnen lästig; höchstens war es ihnen nicht recht, wenn der Pfarrer zu andern ging und nicht zu ihnen auch, weil sie sich dadurch unter diese herabgesetzt glaubten. Der Pfarrer aber glaubte, er erweise mit seinem Besuch eine Ehre; seine Frau war natürlich seiner Meinung, und die Kinder, an denen die Eltern blind waren (der Pfarrer glaubte, alles sei gut, was von ihm käme), aßen gar zu gern Küchli; er nahm daher solche Einladungen oft an, und zottelte an schönen, besonders Sonntagsnachmittagen, irgend einem Hofe zu.

Seitdem nun mein Bauer Statthalter, Salzauswäger und Amtsrichter werden wollte, fand das Ehepaar auch notwendig, den Pfarrer dringend einzuladen (sie hatten bis dahin nicht zu den Auserwählten gehört). Die Frau tröstete sich damit, er komme nicht, es sei ihm zu weit und etwas neues.

An einem schönen Sonntag nachmittags war es, und ich lag am Schatten im Baumgarten, da sah ich oben aus dem Hölzchen, das am Rande des Hügels lag, und aus welchem ein Fußweg zu uns hinunter sich schlängelte, einen Knaben und zwei Mädchen hervorspringen, mitten durch jungen Klee und über eine Spreiti Flachs weg. Ich dachte bei mir selbst, es nähme mich doch wunder, wer die seien, daß sie nicht wüßten, die Wege seien da zum Laufen; den Klee vertrappe, den Flachs verhürsche man nicht. Das hatte ich noch nicht ausgedacht, so

kam die rundliche Gestalt des Herrn Pfarrer hintendrein und hinter ihm die etwas spitznasige Frau Pfarrerin, und alles wälzte sich allmählich unserm Hause zu. Ich merkte gleich, die von uns verhandelte Einladung sei für Ernst aufgenommen worden, und der Besuch gelte uns, lief hinein ins Haus und schrie aus Leibeskräften: „Ds Pfarrers, ds Pfarrers!“ Die Frau streckte den Kopf zur Stubenthüre heraus und fragte: „Was hesch z'brüele, Bueb?“ „He, ds Pfarrers chöme!“ „Das wär dr Tüfel! Herr Jeses, Ma, stang uf, du donners Chalb, du wirst z'nötli tha ha, du Lümmel! leg dSchueh a; ghörst, si dopple scho, lue, da sy ihri Bursch scho uf der Schytterbige, und luege zum Fäister iche; nu, bisch nit bal fertig, du Dreyhung, chast dChappe morn alege, muest se doch ab ha vor em Predikant“. Endlich stolperte der Gerichtsäß hinaus zum Empfang der werten Gäste. „Mr hei g'meint, es sig niemer daheim, mr hei scho zweimal klopfet“, sagte der ungeduldige Pfarrer. Das sei ihm doch leid, meinte der Gerichtsäß, der sich vollkommen erholt hatte; sie seien in der Hinterstube gewesen, heige zsäme betet, da sehe und höre man nicht; aber der Herr Pfarrer hätte auch nicht brauchen zu klopfen in seinem Hause, sondern nur gerade hereinkommen sollen; sie sollten gleich innefür cho i dStube und cho abhocke. Das wollte nun der Pfarrer und seine Frau nicht; sie wären daheim genug in der Stube, und es sei viel hübscher und kühler da auf der Laube. Das ließ sich der Bauer nach einigem Sträuben gefallen; denn seine Frau hatte drinnen vielleicht noch nicht abgeräumt, hatte allweg noch kein Fürtuch umgebunden und die rechte Kappe nicht auf dem Kopfe. Diese hausierte drinnen etwas unsäuberlich, gab mir Geld, um eine Maß Wein zu holen, jagte ihre Töchter auf die Beine und fluchte dazwischen gar jämmerlich auf das hungrig Predikantenpack, das an allen Orten seine Nase haben müsse,

wo es etwas z'fresse schmöcki. Da ich mich anders anziehen mußte, um den Wein zu holen, so sah ich sie noch hinausgehen, gar freundlich thun und die Hand geben, und sagen, wie sie sich freue, daß ds Herr Pfarrers ihnen auch einmal die Ehre gegönnt hätten und zu ihnen gekommen wären. Und des Herr Pfarrers versicherten, das wäre schon längst geschehen, wenn es nicht so weit wäre; übrigens hätten sie es schon lange im Sinne gehabt, aber es sei ihnen immer etwas dazwischen gekommen. Die Frau Pfarrerin versicherte absonderlich, ihr Mann hätte gar viel zu thun, er wisse oft nicht, wo ihm der Kopf stehe, und daß sie nicht begreife, wie er alles machen könne; und die Bäurin versicherte, er sei aber auch ein Herr, wie es im ganzen Kanton keinen gebe, sie und ihr Mann sagen das alle Tage zu einander.

Als ich wieder heim kam, war neuer Lärm in der Küche und in der Stube, und ein halbleises Fluchen in allen Ecken. Ds Pfarrers wollten durchaus draußen z'Abetrinken und nicht in die Stube hinein, und merkten nicht, daß es auf der einen Seite Geringschätzung war, nicht ins Haus gehen zu wollen, auf der andern Seite aber gegen alle Bauernsitte, vor dem Hause aufzuwarten mit Kaffee, Küechlene, Zimmetthee und Wein. Sie wußten nicht, daß man solche Dinge gewöhnlich nur im Hinterstübli in aller Stille zu sich nimmt, höchstens in der Stube; vor dem Hause, wo jeder Bettler, der vorbei ging, sehen konnte, was auf dem Tische stund, und es weiter erzählen, war es eine unerhörte Sache, aber nun auch eine unabänderliche; der Pfarrer hatte es einmal gesagt, und somit hatte sie ihren Weg.

Es war recht drollig, wie die Meistersfrau ein besonderes Gesicht machte vor dem Hause und im Hause. Draußen war lauter: „Nät doch! nät doch! dr nät nüt!" und drinnen dann:

„E Predikante=Sack het ke Bode, die Freßhüng! sie thüe, wie we si e Wuche lang nüt gha hätte!“

Nach dem lange z'Abetrinke gingen die Weiber noch in die Plätze und endlich nahm man Abschied. Die Bäurin dankte für den Besuch, bat gar dringend, nüt zu zürnen, wenn sie etwa gefehlt, und daß sie so schlecht aufgewartet hätte, doch recht bald wieder zu kommen, sie wolle es dannzumal besser machen; und der Pfarrer versicherte, sie habe gar nicht zu danken, er sei gar gerne einmal gekommen, und die Frau Pfarrerin lud die Bäurin ein, auch einmal zu kommen, und endlich gab man sich die Hände. Der Meister ging aber noch mit der Kappe in der Hand ein Stück Wegs mit. Als er heim kam, zog er den Atem tief herauf und seufzte: „Ja, Specksiti si mr doch lieber als Visiti!“

Nun ging es in Wechselrede los über die Visite. Das seien die uverschanteste Lüt, wo man nur sehen könne, sie hätten da gegessen, getrunken und zugegriffen, als ob es ihre Sache gewesen wäre. Die Kinder hätten zuerst Äpfel von einem Baume geschlagen, seien im Gras herum gelaufen, und niemand habe ihnen abgewehrt; sie seien ungeheißen zum Tisch gesessen und hätten genommen, was ihnen anständig gewesen wäre, und bald der Pfarrer, bald die Frau hätten gesagt: „Wotsch nit no meh, nimm nume, wenn d' no meh masch“; und der Pfarrer hätte ihnen noch Wein eingeschenkt und gesagt: „Trinket nume, we dr möget.“ Wenn das nicht „uverschant“ sei, so verstehe man sich auf nichts mehr. Die Kinder hätten gefressen, es nähme sie nicht wunder, wenn sie die ganze Nacht „kotze“ müßten. Ds Pfarrers hätten sie auch geheißen, zu ihnen zu kommen, aber das sei ihnen nur der Verstand gemacht, daß sie ihnen etwas brächten, wohl gar eine Hamme, aber da könnten sie lange warten. Nicht einmal die Plätze hätte die Frau ge=

rühmt, und doch seien weit und breit keine solchen, sondern sie hätte immer nur von den ihrigen geredet und gesagt, was sie alles habe; aber was sollte ein solcher Stadttotsch für Plätze haben? Der Pfarrer trinke den Wein auch gerne, wenn er nichts koste, er wäre sonst nicht hinter dem Tische sitzen geblieben; er habe nur gefürchtet, es entrinne ihm ein Schluck; es hätte ihm's sauft gethan, ums Haus herum zu gehen und zu sehen, was in den Ställen sei. Das alles wurde vor mir verhandelt, der ich in die Unterweisung ging; das machte eben nicht großen Respekt. Überhaupt wurde mir die Unterweisung erleidet dadurch, daß mir der Bauer immer den Mund wässerig machte, welchen Lohn ich verdienen könnte, wenn ich nicht gehen müßte. Ist die donners Unterwisig scho wieder da, hieß es, wenn ich am Morgen von der Arbeit gehen mußte.

Ich konnte mir kein größeres Glück denken, als einmal frei zu sein, und machen zu können, was mir beliebte; denn unter Erlaubnis verstund ich eben nichts anders, als los zu sein vom Pfarrer und Schulmeister und ungestört verdienen zu können, ohne verdinget zu sein. Der Bauer brauchte mich gar nicht zu ermahnen, zu machen, daß ich die Erlaubnis erhalte; es war mir selbst alles daran gelegen, dem Pfarrer aus den Händen zu kommen. Ich konnte gar nicht begreifen, was die Unterweisungen aparti nützen sollten; ob ich das alles wüßte, was man da lernte oder nicht, schien mir durchaus gleichgültig. Ich wußte nichts anzufangen mit den paar Wörtern, die mir blieben und die ich so wenig begriff als das Fragenbuch; ich hielt dafür, das Unterwysiggehen sei eine alte Üebig, die nichts abtrage, welche von der Regierung dem Pfarrer zu lieb eingesetzt worden sei. Ich glaubte daher, meine ganze Aufgabe bestehe darin, den Pfarrer nicht höhne z'machen; darum gab ich auch Achtung, wenn die Reihe an mich kam, daß ich die be-

kannten Antworten hersagen konnte. In der Zwischenzeit bekümmerte ich mich um das, was katechisiert wurde, nichts, geschweige daß ich zu Hause oder auf dem Wege an etwas zur Unterweisung Gehörendes gedacht hätte. Man trieb während den Unterweisungen, um die Langeweile zu vertreiben, allerlei. Man kneipte sich, rupfte sich an den Röcken, an den Haaren, band den Mädchen die Haarschnüre zusammen, that ihnen die Züpfen auf oder steckte Knebel hinein. Der größte Spaß bestund darin, daß keines aufschreien oder auffallend unruhig werden durfte, so daß es der Pfarrer gemerkt hätte; es wäre von allen andern verfolgt worden. Auf dem Wege zur Unterweisung und zurück waren wir wie eine losgelassene Herde mutwilliges junges Vieh.

Kein Begegnender kam ohne Schlemperlig durch, kein Hund ungeneckt, und hatten wir niemand sonst, so plagten, warfen, prügelten wir uns untereinander, oder die Meitschene mußten umeha. Alle schmutzigen Reden, die man von Eltern, Knechten oder Mägden gehört, wurden da gewechselt, und den Mädchen die abscheulichsten Dinge vorgehalten, von denen wir oft selbst nicht wußten, was sie bedeuteten. Einige antworteten tapfer und blieben nichts schuldig; andere weinten oder drohten, es dem Pfarrer zu sagen, was aber die Sache nur ärger machte; denn wir wußten wohl, daß dieses nicht geschah. Nur ein Mädchen antwortete nicht mit gleicher Rede und weinte doch auch nicht; es war eine gewaltige handfeste Küherstochter. Sobald einer ihr etwas sagte, so suchte sie seiner habhaft zu werden und prügelte ihn weidlich durch, ja sie prügelte drei bis vier auf einmal. Ich prügelte mich mit ihr nur einmal. An Kraft war ich ihr wohl überlegen; denn ich war der Stärkste in der ganzen Unterweisung; aber eine gewisse Scham hinderte mich, alle meine Kraft gegen ein Mädchen zu gebrauchen; sie aber

schlug nur um so entschlossener auf mich los, so daß ich ausgelacht und zerzaust aus dem Kampfe kam, mich schämte und künftig Respekt vor dem Mädchen hatte. Am meisten Schläge von ihm, ohne sich dadurch bessern zu lassen, erhielt ein nichtsnutziger Bube, der in Bern erzogen und von der Gemeinde dort weggenommen worden war, um zur Arbeit angehalten zu werden. In Frechheit, Schamlosigkeit fand er keinen seinesgleichen. Tierquälereien waren seine größte Freude; Unflätigkeiten brachte er vor, von denen wir nie etwas gehört; Streiche führte er aus, vor denen wir uns schämten, und sie ihm absteckten, was doch viel gesagt ist. Er lachte uns nur aus, sagte, wir seien dumme Dorfteufel, in Bern gehe das ganz anders zu. Er erzählte dann, was sie getrieben hätten auf der Schützenmatt, besonders aber im Bremgarten beim Holzauflesen, wo ganze Truppen Mädchen und Knaben Tage lang unbeaufsichtigt im bequemen Waldesdunkel umherziehen, was sie getrieben in den Häusern, daß uns die Haare zu Berge stunden. Er erzählte uns, wie lustig es darum in Bern sei, wie man da gut leben könne, ohne viel zu arbeiten. Da esse man nicht so schwarzes altes Brot wie auf dem Lande, sondern lauter frisches weißes. Habe man nichts, so finde man Leute genug, die einem geben, Geld, Kleider, Essen. Am besten komme man fort, wenn die Mutter die Fromme mache und vor dummen Weibern den Kopf chiere; dann habe man, was man wolle. In die Schule brauche man noch viel weniger als hier; die Herren hätten da nicht der Zeit, nachzusehen, und begehre auch ein Fürwitziger einmal auf, so jammere man über Not und Elend, bettle Unterstützung; da helfe man einem zuerst und lasse einen dann hinten drein machen, was man wolle. Auch vor den Alten habe man sich nicht zu fürchten; da gehe jedes seiner Wege, und Tage lang könne man sich lustig machen, wie man wolle, ohne daß

Vater und Mutter es wüßten. Nebenbei erzählte er uns, wie er seinen Bauern plage, ins Bett, in die Hosen mache, und nichts Sehnlicheres wünsche, als daß er ihn fortjage, damit er von dem verfluchten Bauernvolke wieder wegkomme, wo man von nichts als von Prügeln und Arbeiten wisse. Er brachte es auch richtig dahin. Was aus ihm geworden, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß auch die schlechtesten Kerls in unserm Regimente in Bern aufgewachsen waren. Es muß dort unter diesen Menschen furchtbar aussehen und niemand in der Ordnung zusehen.

Endlich nahte die Zeit, wo ich der langweiligen Unterweisung zu entrinnen hoffte; es entstund ein neues Leben in und unter uns. Jedes beschäftigte sich bei sich selbst mit dem Gedanken, was ihm wohl Eltern oder Meisterleute für Kleider anschaffen würden. Die, welche eigenes Geld hatten, rechneten nach, fragten verblümt dieses und jenes, um ausfindig zu machen, wie weit es wohl reichen würde. Wessen das Herz voll ist, dessen läuft der Mund über; unsere Hoffnungen, unsere Kümmernisse, unsere Wünsche, unsere Erwartungen teilten wir einander mit, und nahmen sie auch mit in unsern sogenannten Unterricht. Die, welche an der Reihe zu antworten waren, schwitzten fast Blut, weil sie alle Augenblicke aufzupassen vergaßen, indem ihnen etwas vom Schneider oder der Näherin, von einem Hut oder einem Kuttli durch den Sinn fuhr, und sich in demselben einnisten wollte. Alle Tage brachte eines die wichtige Nachricht, was Vater und Mutter endlich beschlossen und bei welchem Krämer sie das Beschlossene zu nehmen gedächten; dann wurde die Sache erwogen und auch vom Krämer gesagt, was man wußte, und manches von schlechter Elle, dunklem Laden, hohen Preisen gemunkelt, und in stiller Hoffnung, noch etwas Besseres und von einem noch bessern Krämer zu

erhalten, gingen die heim, welche noch nichts wußten. Aber um so größer war dann auch ihr Verlangen, bald zu wissen, woran sie seien, und geradezu oder hintenum suchten sie es zu vernehmen. Und als es endlich alle wußten, gingen die bangen Sorgen wegen den Schneidern an, und bei den Mädchen auch die noch wegen den Näherinnen, und manche halbe Nacht wurde aus Kummer schlaflos hingebracht, der Schneider möchte, nach seiner gewohnten Art, nicht Wort halten. So kam der Tag der Erlaubnis, an welchem wir noch in unsern alten Kleidern aufzogen, heran, wir wußten nicht wie. Wir zitterten und bebten; denn wer an diesem Tage eine Antwort fehlte, erhielt die Erlaubnis nicht; doch ging alles recht gut, wir schlüpften durch, und wie viele Centnersteine fiel es mir vom Herzen; es schien mir fast, als hätte ich Fecken bekommen, so leicht ward mir. Der Pfarrer sprach nun seine gewohnte Rede, in welcher die Hölle neben dem Himmel und die Teufel neben den Engeln gar gewaltig aufmarschierten; die einen ließ er selig singen, die andern brennend heulen und zähneklappern. Und er redete lauter und immer lauter, bis ein Mädchen sein Nastuch nahm und schluchzte; da nahmen alle Mädchen nach einander die Nastücher und schluchzten, und die Weiber thaten ebenso, und auch lauter und immer lauter, und die Thränen rannen häufiger und die Herzen pochten heftiger und der Pfarrer donnerte mächtiger; selbst der Himmel wurde graulich, die Hölle immer furchtbarlicher, das Zittern und Beben immer gewaltiger; das jüngste Gericht kam näher, immer näher; die Posaunenengel brachten die Posaunen zum Munde näher, immer näher; Zittern und Beben erfüllte die Glieder; von dem jüngsten Gericht glaubte sich Alles verschlungen — da pickte des Pfarrers Uhr die bestimmte Minute. Es schwieg der Pfarrer, es verrannen die Bilder, es trockneten die Thränen, es verhallte das Schluchzen;

und der Pfarrer nahm eine Prise Tabak mit Zufriedenheit, und die Weiber boten einander ihre Schnupfdrucken mit Behaglichkeit und sprachen: „Das war doch schön, dä cha's!“

Mir flirrte und summste es mächtig um die Ohren, und noch Tage lang war es mir, als ob es in den Bäumen sause hoch oben; aber nicht tiefer hinein, nicht einmal in die Augen drang es mir.

Ich hatte einen schwarzen Wollhut, den Gegenstand meines tiefsten Sehnens, erhalten, und konnte nicht satt werden, ihn zu betrachten, stund sogar des Nachts auf, um ihn zu probieren, und konnte den Tag nicht erwarten, an welchem ich meinen Kopf zur Kirche tragen konnte; zudem hatte ich noch ein ganz neues Gilet mit gelben Knöpfen und ein rotes seidenes Halstuch. Aus den Sonntagskleidern ihres verstorbenen Vaters hatte man mir, wie ich meinte, und wie man mir sagte, recht schöne Hosen und Rock machen lassen. Der Bauer und seine Frau unterließen nicht, ihre Freigebigkeit zu preisen, und ich war ihnen nicht wenig dankbar. Eines plagte mich noch, wie alle andern: wir möchten vielleicht etwas unrecht machen, entweder zu früh oder zu spät aus dem Stuhle zum Tische gehen, oder den Hut unter den unrechten Arm nehmen, oder das Brot zu essen vergessen, und wir repetierten alles unzählige Male; glücklicherweise ging es auch recht gut; ich vergaß nichts, stolperte nirgends, und beim schönen Wetter brachte ich meinen schönen Wollhut wieder unversehrt in den Schaft. Am Nachmittag lag ich im Baumgarten im grünen Grase, mit einem Glück in der Brust, das ich nicht beschreiben kann. Ich glaubte mich frei, die Welt stund mir offen, Kraft brauste in meinen Gliedern, Selbstgefühl blitzte aus meinen Augen, Mut schwellte das Herz; als ob ich an einem hellen Maitag mein Lebensschifflein vom Ufer stieße und ein nahes Gestade, glühend in

schöner Gottespracht, mir würde, war's mir im Gemüte. Ach, ich kannte trügerische Schiffe nicht, wußte nichts von verborgenen Klippen, und was Schiffbruch sei, ahnte ich nicht.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie ich ein Knecht ward.

So war nun zu Ende meine Verdingzeit, die Zeit meiner ägyptischen Dienstbarkeit, und, wenn ich gerecht sein will, so hatte ich es während derselben besser gehabt als hundert andere. Am schlimmsten ging es mir beim ersten Meister, als sogenanntes Kindemeitschi; doch hatte ich zu essen genug. Recht lustig hatte ich es bei den Alten am Bach, ein freies Leben, wie ich es nur wünschen konnte, und fast Fischeli z'Morgen und Krebseli z'Nacht. Bei dem stattlichen Bauer hoch oben auf dem Berge wurde ich freilich von den Diensten gequält und mußte der Sündenbock sein; aber das ging doch so übel nicht, weil die Meisterleute vernünftig waren. Beim letzten Meister behagte es mir und ich wußte nichts anderes. Ich wurde gerühmt, man schien etwas auf mir zu halten, ich konnte fahren und melken, so daß es mir wohl zu Mute war. Ja, wenn ich seitdem andere erzählen hörte, wie es ihnen ergangen, so muß ich dem lieben Gott danken, daß er mich nicht so bittere Wege geführt. Ich glaubte manchmal viel ausgestanden zu haben, und war von Herzen unglücklich, so ganz verlassen mich fühlend; eine Art Heimweh zerriß mir fast das Herz, und Heimweh und keine Heimat, ist das nicht traurig? Freilich war mein Herz verhärtet worden, und der Knabe war ich nicht mehr, dem die

Liebe zu den Augen aus sah, und der deshalb auch allenthalben geliebt wurde. Die Liebe war zurückgetreten, und zurückgetretene Liebe erzeugt einen wüsten Ausschlag, Bitterkeit und Trotz, unwirsches Wesen; aber die Liebe war nicht getötet; empfänglich blieb ich für alles, was wie Liebe aussah; nur vermochte ich einfältiger Bube nicht zu unterscheiden die eigennützige von der reinen, und nahm die falsche Münze meiner gegenwärtigen Meisterleute für echt an. Das ist aber einem einfältigen Buben nicht zu verargen; können doch dieses die wenigsten Leute, wenige Mädchen, die nach Bräutigams fischen gehen, und je älter, um so weniger; noch weniger grauhaarige Witwer und Witwen, die ihre schlotternden Hände nach jungen warmen Herzen ausstrecken; am allerwenigsten aber ein lediger Schulmeister, ein Pfarrer, der beim Landvogt z'best reden, ein Landvogt, der Statthalter, Salzauswäger, Amtsrichter machen kann, und am allerwenigsten eine Betschwester, die Fleisch im Kemi, Wein im Keller, Schnaps im Gänterli und Geld im Trögli hat.

Gelernt hatte ich in der Schule so viel als nichts. Lesen konnte ich; aber was ich gelesen, schwatzte ich nie aus, denn ich verstund es nicht. Wenn man recht nachsinnet, so ist das doch eine der größten Merkwürdigkeiten in der Welt, daß man Tausende und Tausende quält Jahre lang mit Erkennen und Zusammensetzen der Zeichen, durch welche die Menschen ihre Gedanken ausdrücken; aber in den Zeichen die Gedanken dann auch finden, das lehrt man nicht. Man lehrt Millionen die Zeichen selbst machen, aber wieder nicht in die Zeichen hinein die eigenen Gedanken legen; so kennen wir Zeichen, machen Zeichen, vermögen aber weder etwas aus ihnen heraus, noch etwas in sie hinein zu bringen. Beim sichtbaren Zeichen bleiben wir stehen, es ist uns Alles in Allem; bei ihm steht unser Verstand still, wie ein Ochse am Berge; das Unsichtbare im Zeichen,

der Gedanke, findet kein Auge in uns, das ihn sieht, keine Kraft, die ihn erkennt, auffaßt und lebendig wiedergibt. Wer wundert sich dann noch, wenn wir die eigene Seele nicht erkennen im eigenen Leibe, und Gott nicht in seinem Weltenkleide; wenn wir weder in Worte noch in Thaten Geist zu legen vermögen, nicht zu finden vermögen in jedem sichtbaren Begebnis die unsichtbar waltende Liebe? Wer wundert sich dann noch, wenn wir in der Bibel nur Buchstaben finden, aber nicht Gott, im Fragenbuch nur lange Fragen, aber keine Erkenntnis, in der Kirche einen Pfarrer, aber keine Erweckung, in geistlichen Versammlungen viel Leibliches, aber nichts Geistliches, viel Unsinn, aber keinen Sinn? Wer will sich wundern, daß auch ich Einfältiger den höchsten Gedanken im Buchstaben nicht faßte, daß Worte und Erklärungen unverdaut in mir lagen, kein religiöses Gefühl in mir erzeugten; daß ich wohl die Gebote kannte: nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, aber von einem freudigen Dienste in der Liebe nichts wußte; daß ich wohl den sichtbaren Landvogt vor Augen hatte, aber nicht den unsichtbaren Gott?

Freilich waren damit unsere gnädigen Herren zufrieden, und die werden es wohl bei Gott versprochen haben, wenn es ihm so vielleicht nicht ganz anständig ist.

Uebrigens muß ich doch sagen, daß ich kein böser Bube war, sondern treu, redlich, unverdorben, und wenn ich zuweilen einen Fluch oder ein schmutziges Wort fahren ließ, was aber nicht oft geschah, da ich überhaupt nicht viel redete, so wußte ich selten, was ich sagte.

So frei und froh ich mich nun nach erhaltener Erlaubnis auch fühlte, so fest ich im Sinne hatte, wieder ein Bauer zu werden, so fiel mir doch nicht ein, Anstalten dazu zu treffen. Es lag mir eine gewisse Unbehülflichkeit in allen Gliedern;

bestimmte Schritte dazu zu thun, fiel mir nicht ein; ich ließ es gehen, wie es ging, als ob ein Bauernhof eine gebratene Taube wäre, und ich im Schlaraffenland, wo dieselben einem mir nichts dir nichts in den Mund fliegen, wenn man denselben nämlich zur rechten Zeit offen hat. Dieser Mangel an Rührsamkeit und Selbstbestimmung, dieses Stehenbleiben auf dem Punkte, auf den man zu stehen kommt, dann aber auch diese Klugheit, Anschlägigkeit, Ausdauer auf diesem Punkte, der ein Grundton im Charakter des Bernervolkes ist, kann in einem Volke, dessen Glieder geistig geläutert und gekräftigt werden, der Grundpfeiler eines soliden Glückes werden.

Ein Handwerk zu lernen, daran dachte ich gar nicht; ich glaube, wenn es mir vorgeschlagen worden wäre, ich hätte gefunden, man wolle meinen Ehren Abbruch thun. Ich war gewohnt, die Handwerker als eine untere Klasse Menschen anzusehen, zu sehen, wie jeder Bauernknecht auf den Handwerksmann von oben herab sah, sich besser dünkte, und ihm befahl, wo es sich nur thun ließ. Ich sah keinen Bauernsohn, und wenn ihrer sieben auf einem magern Hofe waren, ein Handwerk lernen, viel lieber als Lehnsleute sonst sich schinden lassen. Ich sah, wie jeder Handwerker, sobald er zu einem Kreuzer Geld kam, sich Land kaufte, ein Bauer zu werden strebte und das Handwerk an den Nagel hängte. Ich sah eine Menge verlumpter Handwerksleute: Schuhmacher, die nicht für sechs Kreuzer Leder kaufen konnten, Schneider im Spital oder auf der Gemeinde, Schmiede im Umgang, Schlosser als Diebsgesindel, Tischmacher ohne Arbeit, Maurer in Hudeln, Wagner, die Schrecken aller Bauern, die ein schönes Öschli oder ein gerades Buchli hatten, Bäcker ohne Mehl, aber mit roten Nasen, Weber mit hungrigen Augen und kurzem Atem; daß die Schuld von allem dem nicht an den Handwerken, sondern ganz anderswo liege, das ging über meinen Verstand.

Ich blieb also bei dem Bauern; ein anderer Güterbub trat ein, und ich wurde Knecht, ohne daß wir um einen bestimmten Lohn einig geworden wären. Er sagte mir, erstlich hätte er viel Kosten wegen meiner Kleidung gehabt; da sei's doch nur billig, wenn ich das abverdiene; das fand ich auch. Ferner sagte er mir, er wolle mir noch mehr Kleider machen lassen und mir dann so viel Lohn geben, als ich verdiene, und bis ich zufrieden sei; übrigens sobald ich etwas Geld notwendig habe, so solle ich es ihm nur sagen; er wolle mir auf Rechnung geben. Das glaubte ich alles; und da er mir nach einem Jahr noch ein Schaf zu halten erlaubte, sich nur die Wolle vorbehielt, sah ich in Gedanken schon einen Stall voll Kühe und Rosse als mein Eigentum, und war überglücklich.

Ich lebte und webte in meinem Dienste, und mein Meister, der Fuchs, ließ mich machen und lähmte mich nicht dadurch, daß er mir nichts überließ. Mir ward der Stall übergeben, und wenn der Meister nicht zu Hause war, so konnte ich befehlen. Ohne es zu wissen, bildete sich bei mir im Futterrüsten, beim Futtern, bei der Behandlung des Viehs ein bestimmter Gang aus, von dem ich nur in der höchsten Not abwich; daher konnte es mir auch niemand recht machen; daher versäumte ich auch nie eine Futterungszeit, weder des Morgens, noch des Abends; daher war mein Vieh auch schön, selten eine Krankheit im Stall, und alle Augenblicke etwas für den Metzger z'weg. Und wenn ich dann ein Trinkgeldlein bekam und ein Metzger, auf Antrieb des Meisters wahrscheinlich, mich rühmte, so ward ich stolzer als Hans oben im Dorfe. Meinen Pferden borgete ich mehr als mir selbst, und oft zankte ich mit dem Meister, wenn er überladen wollte; ich fuhr lieber zwei Mal, als daß ich das Schinden der Tiere zugab.

Während dieser Zeit war ich nicht nur recht glücklich, sondern ich führte mich auch sehr brav auf. Ich lief lieber Kühen als Mädchen nach, mistete lieber, als daß ich tanzte, tränkte lieber, als daß ich soff, schüttelte lieber Heu, als daß ich Karten mischelte, striegelte lieber ein Pferd als einen Menschen. Ich weiß nicht, was man mir hätte geben müssen, um eine Nacht außer dem Hause zuzubringen; hätte ja eine Kuh abkommen, ein Pferd sich verwickeln, großen Schaden anrichten können, wenn niemand es gehört; und wer anders sollte es hören, als gerade ich, dem sie anvertraut waren, und der sie lieb hatte? Ich hätte auch gar nicht gewußt, warum ich Sachen treiben sollte, zu denen mich nichts zog, und anderes darüber vernachlässigen, an dem ich Freude hatte. Ein Interesse füllte meine Seele, und für mehrere hat selten eine Menschenseele Platz. Kameraden lachten und spotteten mich aus, daß ich nicht mitmachen wollte; fragten mich oft, ob ich fromm geworden sei, daß ich keine Freude haben möge? Die Narren wußten nicht, daß man an gar vielen Dingen und nicht nur an einem Freude haben kann. Freude ist Freude, aber es sind gar viele Gegenstände, durch die sie erzeugt wird. Nun ist es aber doch die schönste Sache, wenn man Freude hat an dem, was man eigentlich thun soll in der Welt. Nun leben wir leider in einer verkehrten Welt, die leider Gottes aus Bauern und Herren, aus Ättene und Papas, Müettene und Mamas, aus Primar- und Sekundarlehrern, aus Pfarrern und Wirten, aus Frommen und Gottlosen besteht, und diese verkehrte Welt sorgt recht absichtlich dafür, daß es die ihnen Anvertrauten bei allen Haaren hinzieht, dahin, wo sie nichts als Schaden haben; daß sie nur da ihre Freude finden, wo sie sich hinstehlen müssen; daß das ihnen eine unerträgliche Last wird, was ihre tägliche Beschäftigung sein sollte. So verderben Knechte und Mägde, weil sie

kein Interesse in ihrem Dienste finden; so versinken Bauernsöhne und -Töchter ins Luderleben, weil in ihren Köpfen anderes steckt, als Freude an der Arbeit; so gibt es beim Studieren mehr Tagdiebe als Gelehrte; aus Herrensöhnchen gibt es Sündensöhnchen, aus Schreibern Schlingel, und am Ende was gibt es aus allen? Eins von beiden, entweder mißvergnügte stättige Bastesel oder Schweine, die in jedem Kote sich wälzen; auf alle Fälle nicht munter fröhliche Christen, deren Gesichter und Leben freudige Loblieder Gottes sind. Nehmt die Hüte ab, ihr Gelehrten, vor meinem Bauern; den brachte sein Eigennutz viel weiter, als euch eure Kunst; seid ihr nicht zu vornehm, so lernet Eines: in jedem Menschen ist ein Trieb zu irgend einer Arbeit zu erwecken auf verschiedene Weise; ohne diesen Trieb ist jede Arbeit eine Bürde, der man sich zu entziehen sucht; diesen Trieb erwecket, die ihm entsprechende Arbeit oder Beschäftigung suchet auf; sonst wachsen als Unkraut andere Triebe, und werden die Tyrannen des Menschen. Doch ich versteige mich und verdiene darum billig ausgelacht zu werden, als ein Schuster, der über seinen Leisten will. Lachet nur, aber verzeiht mir, wenn ich in meiner Einfalt über die Schnur haue und von Dingen rede, die ich nicht verstehe. Ich bin ja weder ein Landvogt, noch ein Großrat, die das Recht dazu haben; ich bin auch kein Regierungsrat, der in seinem Kopf eine eigene Bernergeschichte erfinden und damit den Großen Rat unterhalten und belehren darf, sondern nur ein armer Teufel; aber ich rede denn doch nicht für meinen Sack, sondern aus einem warmen guten Herzen, und möchte gar zu gerne jedem das Gute gönnen, das mir ward, und vor jedem Bösen sicher stellen, welches ich erfuhr.

Ich trank wohl auch zuweilen einen Schoppen Wein Sonntags und wenn ich mit einem Stück Vieh auf den Markt gefahren war, ein Trinkgeld erhalten hatte, steckte ich die Nase

in den Tanzsaal und gwunderte, war aber um vier oder höchstens fünf Uhr bestimmt daheim, und mir war viel heimeliger im Stall als dort, woher ich kam. So war ich über vier Jahre Knecht, und hatte noch wenig eigentlichen Lohn eingezogen; die Trinkgelder und mein Schafhandel hatten mir für meine wenigen Bedürfnisse das Meiste geliefert; nur an eine Sackuhr mußte mir der Meister steuern. An dieser hatte ich noch größere Freude als an dem Wollhut, und wie manchmal des Tages ich sie herauszog, hätte niemand zählen können. Kleiden ließ mich der Meister, und das recht brav, und wenn ich in meiner neuen halbleinenen Kleidung einherschritt, so war ich der stattlichsten Bursche einer. Ich maß über sechs Schuh Bernermaß, war breit in den Achseln und stark gebaut; ich leerte ein Maß Roggen über die Hand aus, nahm einen Sack Roggen vom Boden auf u. s. w.

Von mehreren Seiten her wollte man mich bei meinem Meister weglocken. Wenn unser Wirt in den Stall kam, so sprach er oft ein verlornes Wort zu mir, das der Meister nicht hören sollte. Kam ich zufällig ins Wirtshaus, so war auch seine Frau besonders freundlich mit mir und frug mich aus, wie viel Lohn ich habe, und ob ich nicht einmal fort wolle? man müsse doch nicht immer an einem Orte bleiben, man lerne nichts. Sie war eine gar gwundrige Frau, und kannte den Grundsatz nicht: Was du willst, daß dir die Leute thun, das thue auch ihnen; so konnte sie Diensten den Kopf groß machen meisterlich, und wer zu den ihrigen nur ein Wort sagte, dem bekam es übel. Sie machte, was ihr durch den Kopf fuhr, sprach, was ihr in den Mund kam, frug nach keinem Menschen etwas; niemand war ihr zu lieb für etwas, und doch war sie gegen andere besonders empfindlich, und forderte für sich alle möglichen Rücksichten; man hatte gegen sie gefehlt, man wußte

nicht wie, und dann gnade Gott einem. Auch unseres Müllers Sohn flattierte mir, und strich um mich herum; er war auch ein feiner Kauz, und ein ganzer Müller in allen Teilen.

Alle wollten mich auf verblümte Weise aufweisen, mein Meister werde mich übervorteilen; allein ich ließ mich nicht mit ihnen ein. Ich war kein Redi; mir war wohl da, und ich hatte keine Ursache, dem Meister zu mißtrauen. Ich wußte gar wohl, daß er an niemand sonst treu war; daß er betrog, sobald er konnte; allein ich dachte nicht von ferne daran, daß er an mir nicht treu sein würde; er gab mir immer so gute Worte. Ich wußte damals noch nicht, daß ein eigennütziger hundshäriger Bauer keinen Unterschied macht und zum Übervorteilen ihm niemand zu gut ist, am allerwenigsten ein Knechtlein, das auf Erden so wenig zu bedeuten hat; daß kein Mensch einem Betrüger trauen kann, zeige er sich auch als der beste Freund. Das wußte ich nicht; darum traute ich meinem Meister, er werde mich nicht zu kurz kommen lassen und mir, so bald ich es bedürfe, das Geld herausgeben. An Zinse dachte ich nicht, und Sparkassen waren damals noch nicht. Gerne freilich hätte ich mein Geld einmal beisammen gesehen und in Händen gehabt; aber dann dachte ich wieder, es könnte mir wohl gestohlen werden, was ich dann davon hätte? Oft rechnete ich nach, wie hoch mein Vermögen sich belaufen möchte, und was sich damit anfangen ließe. Für das erste Jahr erwartete ich nicht viel, wegen der Admissionskleidung; dem zweiten Jahr rechnete ich doch wenigstens fünfzehn Kronen und den beiden andern zwanzig Kronen, natürlich über die Kleidung aus, also schon fünfundfünfzig Kronen. Es schien mir wohl zuweilen etwas viel; allein dafür war ich dann auch ein Knecht, der oft für zwei arbeitete, dem der Meister getrost die Aufsicht überlassen konnte, und der dem Meister im Stalle allein mehr ver-

diente, als der Lohn betrug. Mit dem Meister redete ich nicht darüber; er aber sagte mir von Zeit zu Zeit: „Meiß, du muest z'friede mit mr sy". Wenn ich noch zehn Jahre diente, und mir der Meister, wie billig, fünfundzwanzig Kronen gebe jährlich, dann hätte ich tausend Pfund und somit den Satz, etwas Eigenes anzufangen, und wieder ein Bauer zu werden — so rechnete ich; aber der Mensch denkt — und Gott lenkt.

Sechzehntes Kapitel.

Fürio! das Haus brennt.

Einmal, im Emdet war es, hatte ich mich spät und müde zu Bette gelegt. Lange war unbeständig Wetter gewesen; viel Emd war abgemäht, und als die Sonne wieder warm schien zwei Tage hinter einander, hatten wir alle Hände voll zu thun gehabt, und am letzten Tage heimgeführt, so lange es heiter war; alle Wagen stunden unabgeladen unter der Einfahrt und vor derselben. Als alle ins Bett gingen, hatte ich noch meine Pferde zu besorgen; nachdem sie über Nacht erhalten hatten, legte ich mich endlich auch nieder.

Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, als es wie Feuer in meine Augen drang, das Haus erbebte, und ein Getöse, als ob man einige tausend Körbe mit Glasscherben über das Dach ausleere, mir alle Nerven erschütterte. Ich fuhr auf; aus schwarzer Nacht war blutroter Tag geworden; ich fuhr nach meinen Kleidern, fand mit Mühe die Hosen, kam aber zweimal verkehrt hinein; die Schuhe aber wußte ich nirgends, sprang hinunter und sah das ganze Scheuerwerk unseres Hauses bereits in hellen Flammen. In den Ställen brüllte das Vieh;

dorthin stürzte ich, meine Sachen ganz vergessend, nur an meine lieben Rosse, an meine lieben Kühe denkend. Ich sprengte in der Angst, da ich das Schloß nicht fand, die Thüre mit einem Tritt, und schnitt die Halstern durch, lockte, trieb in wilder Angst die Tiere zur Thüre, und brachte glücklich alle heraus, bis an ein Pferd, das wir erst gekauft, und eine Kuh, deren Kalb noch im Stalle stand und kein Bein machen wollte. Das treue Tier wollte sein Junges nicht verlassen, und fand in seiner Mutterliebe den Tod. Ich beinahe damit. Über meinem Zerren vergaß ich, daß ich in einem hölzernen Hause sei, bis plötzlich das Feuer in den Stall brach, auf allen Seiten es krachte, die Wagen auf der Einfahrt ins Tenn stürzten; da trieb mich Feuer und Rauch hinaus, und durch wallende Glut und unter stürzenden Balken weg sprang ich ins Freie. Nun im Hause vornen Geschrei, und ein wirres Austragen dessen, was man in der Angst ergriff. Der Meister rief um Hülfe, um sein Bureau zum Fenster hinauszuheben, und meine Kraft trug die schwere Bürde federleicht hinaus in die dunkle Hofstatt. Aber auch das Vorderhaus mußte verlassen werden; nun erst dachte man an die Rettung der nahe herumliegenden Nebengebäude, besonders des Spychers und des Stockes.

Die Flammen wirbelten in wildem Feuer weit hinauf in das dunkle Himmelsgewölbe; in weitem Kreise fiel nieder der Feuerregen, und bedeckte die Dächer der Gebäude; aber auch der Regen schlug prasselnd nieder und hinderte ein schnelles Feuerfassen. Aber die wachsende Hitze trocknete mehr, als der Regen netzte; hie und da fing eine Ecke an zu rauchen; niederfallende Schindeln und Holzsplitter glimmten auf den Dächern.

Wir versuchten zu löschen, so gut wir konnten; aber betäubt vom Schrecken faßten wir alles verkehrt an, fanden nichts, was wir bedurften. Niemand kam uns zu Hülfe, und doch donnerte es nicht mehr; das Gewitter schien in einem einzigen

Schlag sich entladen zu haben. Eine unendliche Zeit, ja Stunden schienen zu verschleichen, bis Schritte durch die Nacht hallten, bis eine Rundelle sich zeigte, bis das schauerliche Rasseln einer Spritze vernehmbar ward, und doch war innerhalb zwanzig Minuten die erste auf der Stelle. Niemand weiß, als wer es selbst erfahren, wie in solchen Augenblicken Minuten zu Stunden werden. Endlich mehrten sich die helfenden Hände. Die Stimmen kundiger Führer ertönten; der wilden Naturgewalt setzte die umsichtige Kraft der Menschen sich entgegen; da schien zorniger die Glut zu zischen, und gewaltiger wälzten sich die Feuergarben zum Himmel, als sie des Feindes nasses Nahen fühlten. Aber der Mensch bebte nicht; auf den Dächern ringsum setzte er sich fest und schirmte sich mit nassen Tüchern; kühne Rohrführer drangen ein zwischen den Brand und die zu schirmenden Gebäude; die Spritzenmeister reihten die verworrene Menge; durch ihre Hände flog der Eimer; es hoben und streckten rasch die Spritzen ihre Arme, und in hohem Bogen stürzten Wasserwogen auf die Dächer nieder, aber an die Wände prätschten gradlinicht die nächsten Röhren ihre blinkenden Wasserstrahlen, wie von des Bogens straffer Sehne zum nahen Ziele der Pfeil fliegt. Und wie Ordnung geschaffen und ein geregelter Widerstand eingerichtet war, da erwachte das Bewußtsein überlegener Kraft, und mit demselben trat Ruhe unter die Kämpfenden und beinahe stille ward es unter ihnen; nur hie und da erscholl der Ruf der Leitenden, nur hie und da wurde eine übermütige, unnütze Schneiderseele laut, die lieber regieren als arbeiten wollte; aber kräftige Fäuste schoben sie bald wieder dahin, wohin sie gehörte. Wohl rasselten von allen Seiten Spritzen heran, und die Menge der Helfenden strömte herbei; aber sie traten ein in die Ordnung, und ihr Geist kam alsbald auch über sie. Nur schüchtern sah man herumschleichen oder an Bäumen stehen

ein vornehmes Bauernsöhnchen, das nicht arbeiten wollte, oder ein Schreiberlein, das seine Höschen schonen mußte. Zurückgedrängt in sich selbst, wurde das losgebundene Element immer wütender, wirbelte sich aus den Heu- und Garbenstöcken immer gewaltiger herauf, und jede einstürzende Wand oder Diele erzeugte neuen Ausfall, neue Feuerströme auf Menschen und Häuser. Aber die Menschen wankten nicht, Tücher deckten die Kühnsten; es stürzten die Garben und Heustöcke herunter, ein Flammenmeer bedeckte alles; aber die Menschen wankten nicht, gegen des Elementes Wut setzten sie des Menschen Ruhe, und des Elementes Wut verzehrte um so schneller seine Nahrung, und schwächer schlugen seine Flammen auf, und kürzer wurden eine feurigen Zungen, und matter leckten sie an den schwarzen Hölzern hinauf. Da nun drangen die Menschen, die vorher dem ungestümen Feinde nur das Weiterdringen gewehrt hatten, auf den ermattenden ein zu seiner Vertilgung. Die Wasserzüge wurden länger, die Spritzen rückten vor, die Röhren wurden gewendet; zischend griffen die Wasserströme das Feuer über seiner Beute an, und muntere Bursche drangen nach, bewaffnet mit ihren tüchtigen Haken, und rissen dem Feuer aus den Zähnen seinen Fraß, und schleppten ihn aus dessen Bereich. Ohnmächtiger wurde es immer mehr, aber darum auch listiger; es barg sich unter die Trümmer, versteckte sich in die Tiefen des Heues und hoffte auf die Schwäche des Siegers, der sich in der Siegerfreude berauscht und die Wachsamkeit vergißt, ehe die Niederlage vollendet ist. Doch umsonst; es war diesmal nicht im Solothurner Gebiet.

Nach alter schöner Sitte, als die Macht des Feuers gebrochen war, stattete der Pfarrer der nun überflüssigen Menge den gebührenden Dank ab; nur merkte man ihm sichtbarlich die Verlegenheit an, wie lange er diese Abdankung machen

sollte; denn er hatte noch keine gehalten. Er schien sich für eine halbe Stunde entschieden zu haben; aber ein erneuerter Regenguß kürzte den dritten Teil bedeutend ab. Er hatte nämlich glücklich diese drei gefunden: 1. Vom Feuer überhaupt, und vom Blitz insbesondere; 2. vom Schaden und Nutzen des Feuers und Blitzes; 3. vom Dank gegen Gott, daß er Menschenleben behütet, und vom Dank gegen die Menschen, daß sie ihren Brüdern geholfen. Nach ihm bat der Statthalter um Dableiben der nächsten Spritzen und Mannschaft, wies auf Brotwagen hin, welche vernünftige Nachbaren herbeigeführt, den Hunger der Arbeitenden zu stillen. Während die Menge sich verlief, ordneten sich die Zurückgebliebenen zu neuer Arbeit, und wo das Feuer auch nur mit einem Auge guckte, prasselten ihm Wasserstrahlen entgegen. Da wurde es helle über der Brandstätte. Den Wechsel der Feuershelle mit der Tageshelle hatte man nicht bemerkt, bis auf einmal die Sonne über die Hügel sich hob, und ihr goldnes Auge durch dunkle Wolken niedersah auf die schwarze Brandstätte. Da erst kam man wieder zum Bewußtsein. Die ganze Nacht hatte ich gearbeitet, wo es am härtesten zuging, war im Feuer und Wasser gewesen, und hatte weder an mich noch andere gedacht. Nun sah ich auch den Meister wieder, wie er schluchzend bei dem einen und dem andern stand und seinen Verlust beschrieb, wie er bei jedem Teile seines Hauses in neue Thränen ausbrach, an eine andere Einbuße sich erinnernd; sah die Frau heulend auf der Spycherlaube sich wälzen, keines vernünftigen Wortes mächtig; sah die Töchter über die Fetzen ihrer Kittel jammern und nach ihren Göllerketteli schreien; und ich stand barfuß in Hemd und Hosen an der Brandstätte, all meine andere Habe war verbrannt; aber ich weinte nicht über mein sauer Verdientes, ich weinte erst, als man neben dem Kalbe meinen schönen Kleb fand, der den Tod der Treue gestorben.

Nun suchte ich auch das gerettete Vieh wieder zusammen, machte in einem Schopfe Platz, so gut ich konnte, molk in Eimer die Kühe aus, und brachte sie der Meistersfrau. Sie fing neu an zu heulen, heulte mich an: was sie doch mit der Milch machen solle? Indessen behielt sie sie, trank davon, gab ihren Töchtern; ob ich auch gehabt, darnach fragte niemand. Ich hatte nicht daran gedacht, und erst als ich andere trinken sah, dünkte es mich, ich hätte die Kühe gerettet, gemolken und auch Milch trinken mögen. Ich arbeitete wieder beim Schutt-abräumen und Löschen, barfuß in Hemd und Hosen, und aß ein Stück Brot, das mir ein Bekannter reichte. Es kamen nach und nach Wägeli mit Betten und Hausrat für den Abgebrannten; ich half abladen, die Rosse halten; es kam Eßware aller Art; es kamen Kleider für die Töchter, Einladungen; Kinder nahm man in den leeren Wagen weg; aber niemand sah den geschwärzten Knecht ohne Schuhe und ohne Kittel.

„Ja Meiß, es isch mr viel z'übel gange, u no der Chleb verbrunne, hescht dä de nit chönne-n-use bringe?“ war alles, was mir der Meister sagte. Als ich auf dem heißen Schutt endlich nicht mehr gehen konnte mit meinen verbrannten und wunden Füßen, da brachte mir ein armer Knecht aus der Nachbarschaft ein Paar alte Holzschuhe. Mit diesen setzte ich mein Tagwerk fort, half dem Bauer seine Geschenke an Scherm bringen. Da kam der Wirt und der Müller, dann mein Onkel Sami, aber nicht aus Gutherzigkeit, sondern aus Hochmut; für den armen Knecht, der zwar nur seines Bruders Sohn, während der Bauer ihm nichts verwandt, sondern nur, wie er, Gerichtssäß war, hatte er nichts. Ich dachte damals nicht daran, was mir geschah, gar nicht an die Ungerechtigkeit der Welt; gedachte nicht, daß ich dem Bauer viel mehr gerettet, als ich verloren, ich daher billig Ersatz von ihm zu erwarten hätte; daß er sehr

viel gerettet und ich gar nichts, daß es mir am übelsten gegangen, daß meine Mitchristen mich zuerst zu bedenken hätten für meine Notdurft, ehe sie dem Bauern für seinen Überfluß sorgen hülfen. Gedachte nicht daran, wie in solchen Fällen für treue Dienstboten gesorget sei, nämlich so, daß sie allemal, wenn sie für den Meister gesorget und nicht für sich, reuig werden mußten. Damals waren noch keine Mobiliarassekuranzen; sonst hätte ich sicher auch nicht daran gedacht, wie unklug es von den Meisterleuten sei, ihrer Dienstboten Armseligkeiten nicht auch in ihre Versicherungen aufzunehmen und die Kleinigkeit für sie bezahlen, damit die Diensten, die ersten in solchen Fällen, die günstigsten Augenblicke zum allgemeinen Besten verwenden und nicht ein jedes zuerst nach seinen Hüdlene laufen möchte. An dieses alles dachte ich nicht; aber ich ward so von ganzem Herzen unglücklich, wie seit langem nicht. Mein Körper war ermüdet, voll Schlaf, nicht gehörig genährt; in die schlechte Nahrung waren einige Gläschen Branntwein gegossen. Vernachlässigt von Allen, bei allen meinen Anstrengungen unbemerkt, bei meinem Verluste unbeklagt, bei meiner Treue unbelobt, kam ein Gefühl der Verlassenheit, des Alleinseins über mich, das mir das Herz zusammenschnürte.

Siebenzehntes Kapitel.

Fürio! Es brennt auch im Herzen.

Endlich kam der Abend. Mir schien, als ob seit gestern ein ganzes Jahr verlaufen wäre; eine unendliche Kluft dehnte sich mir zwischen gestern und heute. Als ich fertig war mit

Futtern, und ein Lager mir bereitet hatte zwischen meinen Tieren, lehnte ich mich traurigen, schweren Gemütes an einen Baum, und blickte hin auf das öde Grab so vieler Dinge. Ich war nicht nur einsam hier im dunkeln Abend, sondern ich fühlte mich allein auf der Welt. Niemand hatte sich heute um mich bekümmert, als ein armer Knecht und einige Neugierige, die wissen wollten, wie es zu- und hergegangen. Meine nächsten Verwandten hatten mich verleugnet; mein Meister, vom Eigennutz überwältigt, nur an sich denkend, hatte seine Rolle gegen mich zu spielen vergessen, mich übersehen, nicht erkannt, was ich für ihn gethan; manches, das ich lieb hatte, war dahin: mein Hut, meine Uhr, meine Hemder und meine Kleider; ein Büscheli Geld lag in der Asche. Niemand hatte mich darum bedauert, mit mir mein Leid geteilt, oder mir guten Mut gemacht. Das alles dachte ich nicht, aber ich fühlte dessen Wirkung. Matt und mutlos an Vater und Großmutter denkend, die unter der Erde lagen, mit denen ich hätte reden, denen ich hätte klagen mögen, versank ich in stummes Sinnen, und merkte nicht, daß es Nacht um mich ward, und ein kühler Wind durch das Hemd mir strich. Da legte sich von hinten eine Hand mir auf die Schulter; eine Stimme sprach: „Meiß, sä da hest neuis!“ Ein Mädchen drückte mir etwas in die Hand und sprang durch die Bäume hin. Also jemand hatte doch an mich gedacht, und das war des Nachbars Jungfrau, das Anneli, etwa einen Scheibenschuß von uns. Es war kein Mädchen, um das man sich riß, um das die Buben kutterten. Groß war es wohl, aber nicht vierschrötig, hatte auch keinen Kopf wie eine rotangestrichene Kegelkugel, sondern ein länglichtes, schmales Gesicht; es machte keinen Staat, lief weder den Tanzplätzen noch den Märkten nach, und galt für dumm, d. h. es hatte kein schlimmes Maul, d. h. auf unzüchtige Reden und Neckereien wußte es nicht zu antworten, sondern wurde rot.

Ich hatte das Mädchen viel gesehen, aber nicht viel anders mit ihm geredet, als ihm Zeit gewünscht, mich seiner nicht besonders viel geachtet, wie ich überhaupt um Mädchen mich nicht viel bekümmerte. Nun hatte ich von Anneli ein seidenes Tuch in der Hand, und in eine Ecke desselben waren zehn Batzen eingebunden. Ich kann nicht sagen, es sei mir gewesen, als ob ein zweiter Blitz bei mir eingeschlagen, ein elektrischer Schlag mich durchzuckt hätte. Aber wissen möchte ich, wie es der Erde zu Mute ist, wenn in ihren winterkalten Schoß der erste Frühlingsregen fällt, der erste Tau sie tränket; wenn da die Würzlein alle sich regen zum freudigen Leben und die Blümlein gebären, die Augenweide der Menschen. So, denke ich, sei mir zu Mute geworden. Eine sanfte Wärme glomm in mir auf, ein süßer Schauer rieselte mir aus der Kammer des Herzens hinaus durch die Brust; ein immer wachsendes Sehnen wurde geboren, dem Mädchen zu danken, bei dem Mädchen zu sein; wonnige Gefühle, deren Namen ich nicht kenne, knospeten in mir, und die Knospen hoben leise ihre Köpflein auf aus dem kalten Sarge des Herzens, in dem so manches schon begraben, wo nur Moder, Verwesung und starre Totengebeine waren, und die Knospen blühten schüchtern auf, und Blümlein hold und lieblich ohne Zahl wärmten sich im Sonnenlicht aufgehender Liebe, verschämt noch die Gesichtchen in rosigem Taue verschleiert; aus dem Sarge war ein blühend Brautbett geworden. Was in der Erde Tage, Wochen bedarf, das vollbringt ein Menschenherz, wenn die Stunde günstig ist, in Augenblicken. Lange stund ich still am Baume, das Tuch betrachtend in der Hand; und immer dunkler wurde es um mich her, aber immer heller und heiterer in mir. Die Trostlosigkeit war geschwunden. Die Wehmut, das Sehnen nach denen im Grabe war fort; Heiterkeit, Freude, Lust woben sich in mir rasch durch einander,

und aus diesem Chaos trat immer deutlicher und immer lieblicher die Gestalt Annelis hervor mit seinen verschämten Augen; ich fühlte ordentlich warm auf der Schulter seine Hand, und wie Orgelton klang es mir immerfort: „Meiß, sä da hesch neuis!" Und ich hatte ihm nicht gedankt! Da ergoß es sich brennend über mein Gesicht; ich hätte mich verbergen mögen in der Erde tiefste Gründe, und schalt mich mit allen möglichen Namen.

Und hin wollte ich, das Versäumte gut zu machen; aber der aufgehobene Fuß wurde durch manche Bedenklichkeit wieder niedergezogen: Wo war es jetzt, war es nicht böse, durfte ich von meinem Vieh weg; was sollte ich ihm eigentlich sagen? Dann trieb es mich doch wieder hin; sehen wollte ich es wenigstens, in seiner Nähe einen Augenblick sein, mich auf irgend eine Weise künden. Endlich zog es mich noch widerstrebend fort; bald schlich, bald lief ich dem Nachbarhause zu, je nachdem ein Gefühl mich bewegte. Vorsichtig umstrich ich das Haus, hoffend Anneli noch beim Brunnen zu sehen; aber alles war stille und schien zu Bette. Ich wußte nicht was anfangen, bis mir einfiel, der Hausmeister und sein Knecht hülfen an der Brandstätte wachen, Anneli sei gewiß in seinem Gaden, und niemand werde mich stören, wenn ich ihm vors Fenster schleiche. Leise stieg ich hinauf; aber oben durfte ich nichts sagen, nicht klopfen; wind und bange wurde mir; viel hätte ich gegeben, wenn ich wieder hinunter gewesen wäre; da mußte ich plötzlich niesen, ein, zwei, drei Mal; über mir öffnete sich das Fensterlein, und Annelis Stimme sagte: „Wer isch da?"

Daß auch das Mädchen in banger Unruhe war, bald sich Vorwürfe machte, sich vorhielt, was ich von ihm denken müßte, dann wieder doch sich freute, und leise hoffte, ich werde doch noch kommen oder doch seiner gedenken, vernahm ich erst nachher.

Erschrocken sagte ich: „Nume-n-i“, und stotterte verlegen meinen Dank und die Versicherung, ich wolle ihm seine Gutthat mein Lebtag nicht vergessen. Anneli meinte, ich hätte ihm gar nichts zu danken, und es hätte gerne mehr gegeben, wenn es mehr gehabt; ich hätte ihm ja einist auch gegeben, als ich mehr gehabt als es.

Ich wußte gar nicht, was Anneli damit meinte, und behauptete, ihm nie etwas gegeben zu haben, und mir wurde fast angst, es hätte einmal einen andern für mich genommen. Anneli sagte: „Eh Meiß, chennst mi de wäger nit ume? es het mi scho lang duret, daß d' nüt zu mr gseit hesch, als guete Tag u guet Nacht; i ha gmeint, du sigisch z'hochmüetig worde. Bsinnst di de nüt meh, vor zwölf Jahre a dr Bettlergmeind hesch mr Wegge gäh, wo mr hei briegget us Hunger? u das ha-n-i dr nie vergesse, u-n-i ha großi Freud gha, wo-n-i di wieder gseh ha, i ha di grad ume gchennt, u-n-i ha mi gfreut, daß mr so nach bi-n-enangere si, aber du hesch mi nit welle chenne, u das het mi mengisch duret.“

Das konnte ich nun nicht begreifen. Ich hatte die ganze Geschichte, geschweige denn des kleinen Mädchens Gesichtszüge, rein vergessen; ich wußte nicht, daß in einer Art von Mädchenherzen eine eigene Kraft herrscht, festzuhalten, was je einen Eindruck auf sie gemacht, je reichere Herzen, desto tiefern Eindruck, besonders die Eindrücke der Liebe und Anhänglichkeit. Aber auch Mädchen mit reichen Herzen, um die Reichtum oder Schönheit sich schlingen, oder die im Taumel der Welt sich baden, können die Tiefen eines armen Mädchenherzens nicht ergründen, das in armseliger Einsamkeit hinter dem Spinnrade oder in harten, dienstbaren Verhältnissen lebt, das vielleicht nur einmal in seinem Leben Zeichen der Liebe, wenn auch nur der Gutherzigkeit empfangen; können nicht begreifen, wie tief diese

Zeichen sich eingraben, weil sie in so manchen trüben Stunden der einzige Balsam für das verlassene, sehnende oder verwundete Herz werden müssen. Wie mich dieses Erkennen freute, kann ich niemand sagen, konnte es Anneli auch nicht sagen; hatte ich doch nicht geglaubt, daß jemand auf der Welt meiner gedächte, und ein dankbar erkenntlich Herz war mir so nahe! Ich versprach mich über mein Vergessen so gut mir möglich, versicherte, daß ich es nicht mehr vergessen wolle. Unser Gespräch fing bald an zu stocken; mich fror es entsetzlich in meinem luftigen Kleid; Anneli wurde ängstlich, die Meistersfrau könnte unser Geplauder hören. Ich wäre so gerne im Gaden gewesen, um noch manches zu sagen, für das ich nicht Worte finden konnte, und Anneli hätte mich so gerne hinein gehabt aus Erbarmen mit meinem Schlottern, und weil auch es gerne länger bei mir gewesen wäre; allein ich durfte nicht darum fragen, meinte, es sollte mich hinein kommen heißen, und Anneli hielt sich nicht dafür, mir es anzubieten, weil es sich ohnehin schämte und fürchtete, ich möchte es für anlässig halten. Darüber wird nun vielleicht manche Bauerntochter lachen, und manches Knechtlein sich aufblähen und meinen: so dumm wie ich sei er doch nicht; und mancher Erfahrne wird glauben, ich lüge; das sei alles nicht so gegangen, indem ja der Brauch allgemein sei, daß, wo die Buben den Verstand nicht hätten, die Mädchen ihnen denselben machten.

Aber lacht nur, meinet nur, es ist doch so. Ich weiß gar wohl, daß es Schnuderbuben gibt, die noch während der Unterweisung oder gleich nach derselben, wenn sie vielleicht noch nicht sechs Kreuzer verdienen oder nicht über drei Mäß Krüsch wegsehen können, in allen Gaden herumschnausen, sich den Eingang erzwingen, durch wüstes Thun, das Mädchen mag sie wollen

oder nicht, sich überall blähen, wie Kröten auf den Dünkeln. Ich weiß es gar wohl, daß es Mädchen gibt, die keine Schamhaftigkeit kennen, die nicht geschwind genug das Fenster öffnen können, die nur auf dem Ellenbogen schlafen, damit ja kein Geräusch ihnen entgehe; Mädchen, die hineinkommen heißen, ehe man sie darum frägt, die an Märkten und Tanzeten bitten und betteln, ja sich förmlich an die Kuttenfecken hängen, damit man mit ihnen heim komme; daß es Bauerntöchter gibt, welche die Knechte locken, wenn sie nichts Besseres kriegen können. Das alles weiß ich gar wohl; aber solcher Art waren weder ich noch Anneli.

Freilich ging ich zweispältigen Herzens fort, warf mir vor, daß ich nicht gefragt ums Hineingehen, und war wieder froh darüber, weil ich gar zu ungerne gehabt, wenn es mir abgeschlagen worden wäre. Die erschöpfte Natur machte jedoch diesen Gedanken bald ein Ende, und ich erwachte erst, als meine hungrigen Kühe mich aus süßen Träumen brüllten. Auch träumerisch verrichtete ich mein Tagewerk. Bald vergaß ich, was ich machen wollte, staunte lange, hörte nicht, wenn man mich rief, lächelte wieder für mich selbst, lief in den Schopf, um mein Halstuch zu betrachten, das ich dort verborgen hatte. Ohne Neid konnte ich sehen, wie reichlich man meinem Meister Steuern brachte, und nicht einmal recht dankbar freute ich mich, als ich von einem alten ehrlichen Bauern eine Kleidung und zwei fast neue Hemden erhielt. Was war dies gegen das Halstuch! Mehr und mehr erwachte in mir die längi Zyti nach Anneli; alle Augenblicke meinte ich, es müsse aus dem Hölzli hervorkommen; und als seine Meistersfrau selbst ihrem Manne das Essen brachte, zürnte ich recht über Anneli, daß es nicht auf irgend eine Weise seiner Frau den Auftrag abgeschwatzt. Aber je näher der Abend kam, desto gelinder wurde mein Zürnen, desto fester

mein Entschluß, im Dunkel der Nacht Anneli zu besuchen, sein Stimmchen zu hören, sein Gesichtchen zu sehen. Dieser Entschluß erhob mich. Rasch förderte ich meine Abendgeschäfte, und schon glaubte ich gehen zu können, als es eine Kuh blähte; nun war meine Freude aus. Die Blähung war hartnäckig; sie hielt uns einen großen Teil der Nacht hin; ich mußte mich auf den folgenden Abend trösten. Nach einem langen langen Tage kam wieder der Abend, und die ungeduldige Freude zappelte mir in allen Gliedern. Da fing es an zu blitzen, schwarze Wolken stiegen rings um uns empor; uns alle faßte ein tiefer Schrecken, jedes Rollen des Donners ließ uns erbeben bis ins tiefste Mark hinein. Lange schien es, als sei das Gewitter über unser Haupt gebannt und wolle betrachten, was seine Macht zerstört. Als es vorbei gezogen war und wir wieder Atem schöpften, und ein Gottlob nach dem andern von unsern bleichen Lippen kam, eilte es mit erneuerter Gewalt auf wechselndem Winde zurück, als ob ihm eingefallen wäre, noch zu zerstören, was der Menschen Anstrengung ihm entrissen. Doch unsere Angst fand droben Erbarmen, und eine mächtigere Hand bannte den zuckenden Strahl in den Wolken. Aber es dämmerte bereits der Morgen, und Anneli hatte ich nicht gesehen, und der Kummer: Was wird Anneli sagen, was wird es von dir denken, daß du nicht kömmst, dich nicht zeigst? quälte mein Herz.

Sollte vielleicht ein vornehm Herrlein oder Fräulein in einer langweiligen Stunde sich herablassen, dieses zu lesen, so werden auch sie ungläubig spotten und sagen, das hätte ich in einem Romane gelesen; denn so etwas erlebe und fühle ein Bauernknecht nicht. Und warum denn nicht? Es gibt verschiedene Kleider in der Welt, seidene und zwilchene, aber nur ein Menschenherz; in des Bettlers und in des Königs Brust ist es für Freuden und Leiden empfänglich.

Der Königssohn und das Bettlerkind haben das gleiche Herz für Liebessehnen und Liebesbangen, und wie oft die Sonne untergeht in grausige Wolken, so geht beiden meist die Liebe unter in wüster Sinnlichkeit.

Unter Seiden und Zwilchen stürmen die Wogen der Liebe, und ihre Stürme brausen in den Herzen in ähnlichen Akkorden; aber im Seidenkleide weiß man schön darüber zu reden, läßt Thränen funkeln, Seufzer knallen, Schwüre rollen; im Zwilchenkleide bleibt man stumm, und streicht still und wild durchs Feld. Aber das ist eben das Unglück, daß man allen denen, die unter einem sind, keine Gefühle zutraut, also auch keine Gefühle berücksichtigt, sondern auf ihnen herumtrampelt, wie eine Herde Elephanten auf einem Reisfelde: daß man glaubt, der Knecht sei nur eben Knecht, die Magd nichts als Magd, der Bauer bloß Bauer, der Bürger Bürger; daß man nicht aus jeglichem Kleide den Menschen herauszuwickeln versteht und nach der Liebe Gesetz ihn betrachtet, behandelt; ja daß man glaubt, der liebe Gott hätte für jede Menschenklasse einen besondern Teig angemacht, feineren und gröberen, gemeineren und vornehmeren.

Am dritten Abend endlich hielt weder etwas auf Erden noch am Himmel mich ab; lange noch ehe das Licht erlosch, strich ich um des Nachbars Haus herum; der Bauer, der noch in den Stall zündete, schien mir nicht heraus zu wollen, und als endlich alles still ward, wagte ich mich noch lange nicht vor das Gaden, aus Furcht, mich merke jemand. Doch die letzte Gewitternacht gab allen einen gesunden Schlaf, auch Anneli. Ich klopfte mehrere Male, umsonst; glaubend, es wolle mich nicht hören, war ich im Begriff, betrübt zu gehen, als es unters Fenster kam und überrascht fragte: „Meiß, bisch du's, was wotscht?“ „Wetsch mi nit e wenig iche lah?“ fragte ich endlich stotternd und zagend. Anneli sagte nichts, öffnete schweigend

das Fenster, und zum ersten Male in meinem Leben war ich allein mit einem Mädchen in stiller dunkler Kammer. Lange fand ich Worte nicht. Am Ende fing ich an, ihm noch einmal zu danken, fing allgemach an erzählen zu können, wie seine Gabe mich gefreut, weil ich mich von aller Welt verlassen geglaubt, niemand an meine Not gedacht, wie ich längi Zyti gehabt, bis ich ihm das sagen konnte, aber daran gehindert worden wäre, und nun fast gefürchtet, es möchte böse über mich sein. Anneli freute sich, daß ich seiner gedacht; es hätte sich fast geschämt und geglaubt, ich müßte es für eins jener Meitschene halten, die den Buben Wein zahlen und Kram bringen, und doch sei das wahrhaftig nicht der Fall; es hätte mit keinem Buben etwas. Als es mich aber nach der Brunst so entblößt gesehen, und gehört, daß mir alles verbrannt, hätte es weinen müssen, sei nach Hause gegangen, brütend, wie es mir etwas geben könne. Endlich sei ihm das Halstuch, das ihm früher eine Gotte gegeben, in die Hände gefallen, als das einzige unter seinen Kleidungsstücken, das ich brauchen konnte; das sei auch gar zu wenig gewesen, darum habe es noch Geld eingebunden, damit ich mir selbst etwas kaufen könne. Als es mir die Sachen gegeben, sei ihm plötzlich eine Angst angekommen, daß es habe davon laufen müssen; es hätte mich schon damals fragen wollen, ob ich es nicht mehr kenne? Ein Wort gab das andere, eine Offenherzigkeit kam über mich, die ich nicht kannte. In herzlicher Traulichkeit erzählten wir zwei Waisen einander unsere Schicksale. Anneli hatte viel mehr gelitten als ich, da ihm seine Mutter, bald nachdem ich es gesehen, gestorben. Verwandte und Meisterleute hatten es vielfach mißhandelt; bei aller Arbeitsamkeit konnte es ihnen nicht genug machen; hatte noch andere Sachen auszustehen gehabt, Nachstellungen des Meisters, eifersüchtige Mißhandlungen der Frau, und nirgends Schutz, nir-

gends Trost, und nicht den Trotz in der Brust, der mir durchhalf. Wenn es nicht hätte beten können und auf den lieben Gott vertrauen, es würde sein Leid nicht ausgehalten haben; aber seine Mutter habe es an Gott gewiesen, der werde es nicht verlassen, so lange es brav und fromm sei, und hier habe es seine Kraft gefunden. Ich begriff das letztere nicht recht; denn bei Gott Trost und Kraft suchen, hatte ich nicht gelernt; wohl hatte man mich zuweilen zum Beten gehalten; aber daß dies das Gleiche sei, wußte ich nicht; ich meinte, beten sei halt beten, und weiter dachte ich mir nichts darunter.

Mit Anneli hatte ich ein inniges Erbarmen, fühlte heftigen Zorn über alle, welche ihm wehe gethan. In den Fäusten juckte es mich, jenen begehrlichen Meister abzubläuen; schnell frug ich, ob sein gegenwärtiger Meister oder der Knecht ähnliches sich zu Sinne steigen ließen? und auf die Versicherung, daß dies nicht geschehe, mußte es mir versprechen, es mir alsobald zu sagen, wenn es sich einer einfallen ließe, damit ich dem D.... die Beine abschlagen könne. Unter solchen Gesprächen verstrich die Nacht wie ein Augenblick, und Anneli mahnte mich ans Weggehen, bittend, ich solle doch ja hübscheli machen; es hätte gar zu ungerne, wenn man wüßte, daß es einen Kilter gehabt. Ich ging ungern, versicherte ihm noch, mein Lebtag werde ich es ihm nicht vergessen; und wenn ich ihm etwas thun könne, Tag oder Nacht, so werde es meine größte Freude sein. Ich frug noch ums Wiederkommen, und Anneli erlaubte es mir; doch bat es mich, nicht mehr als einmal in der Woche zu kommen, damit die Leute es nicht merken und uns ausführen. Das schien mir gar lange; ich wäre gerne schon morgen wieder da gewesen, allein Anneli war vernünftiger als ich. Es stellte mir frei, in der Woche zu kommen, welche Nacht ich wolle, denn ich würde nie einen andern antreffen; allein mehr wolle

es nicht; übrigens gebe es immer Anlaß die Woche durch, daß man sich sehen und ein Wort mit einander wechseln könne; schon wenn man sich nur guten Tag sagen könne, thue es einem wohl. Wir hatten nichts von Heirat, nichts von Liebe gesprochen, nicht ein unzüchtig Wort, nicht einen unzüchtigen Gedanken gehabt, nicht einmal einen Kuß gewechselt; aber unsere Herzen lagen offen vor einander; und ob wir es gleich nicht wußten, daß wir es waren, nahmen wir doch Abrede, gerade wie zwei Verliebte. Ich habe seither erzählen hören, es habe Menschen gegeben, die in großer Herzensangst in einer Nacht grau geworden. Ob es wahr ist, weiß ich nicht; allein daß in kurzer Zeit eine große Veränderung mit einem ergehen kann, das habe ich erfahren. Stolz schritt ich heim, ich war mir bewußt, nicht mehr allein auf der Welt zu sein; Anneli konnte ich vielleicht helfen, wenn es gequält würde; konnte jemand unter meinen Schutz nehmen, konnte wieder zu Anneli gehen, wenn ich längi Zyti hatte, konnte ihm wenigstens, wenn ich es traf, ansehen an seinen lieben Augen, daß es mich kenne; das alles machte sich mir nicht klar im Kopfe; aber das Gefühl davon hob meine Brust, strömte Freude in mein Herz, strahlte mir aus den Augen. Ich trat viel mannlicher daher als früher, hatte eine innere Lustigkeit, die manchmal ausbrach zu großer Verwunderung derer, die dies sonst nicht an mir gewohnt waren; doch war ich am liebsten allein, pfiff ein Liedchen und sann an Anneli.

Achtzehntes Kapitel.

Wie man lieben und arbeiten kann.

Es kam nun für mich eine gar strenge Zeit; denn unser Haus sollte noch vor Winter wieder aufgerichtet werden. Da waren die Arbeiten auf dem Lande zu besorgen; auf dem Bauplatz war immer zu thun, und eine Menge Steine sollten geführt werden. Freilich waren die Leute mehr als gut; Holz brachten sie genug und unentgeltlich zur Stelle; wer einen Tag entübrigen konnte, half Mist oder Steine führen und z'Acker fahren u. s. w. Allein am Ende blieb uns doch viel übrig allein zu schaffen. Das mühseligste von allem war, daß uns alles Schiff und Gschirr verbrannt war; von allem, was wir brauchen wollten, hatten wir nichts, und mußten erst hier aus und dort aus springen, um es zu entlehnen. Wollte ich Steine führen, so fehlten mir Ketten, Schleiftröge, Knittel; wollte ich Mist führen, so hatte ich weder Mistbretter, noch Haken. Mein Bauer war nicht dumm; er hütete sich wohl, das Erforderliche gleich anzuschaffen; er rechnete: beim Bauen gehe dem Werkzeug am meisten ab, gehe viel davon verloren; beim Bauen unter diesen Umständen leihe ihm jeder Nachbar gerne das Nötige; dem Werkzeug des Nachbars gehe es also ab, dieses gehe verloren, bleibe vielleicht bei ihm vergessen; was er dann endlich anschaffen müsse, das habe er nach vollendetem Bau noch neu und gut. Mir war die Sache freilich am lästigsten; sobald ich listig wurde (und durch die Liebe wird man es), am Ende aber auch am liebsten. Ich mußte fast alle Tage um etwas aus, oder etwas zurückbringen; da nun kam kein Nachbar so oft an die Reihe als Annelis Meister, und wenn es sich thun ließ, brachte

ich alle Abende das Geliehene zurück, während das der andern Nachbarsleute ruhig Tage und Wochen lang herumliegen konnte.

Annelis Meister rühmte mich dann, wie ich ein Exakte sei, und hieß mich wiederkommen, so oft ich etwas nötig hätte; er sehe, ich trüge ihm Sorge zu seiner Sache; er hieß mich auch oft in die Stube kommen, und ich mußte erzählen, was ich treibe, und er rühmte mich wieder, wie ich für so-n-e Junge e Tolle sei. Aber deswegen kam ich nicht, sondern wegen Anneli, das ich fast allemal, bald in der Stube, bald in der Küche oder beim Brunnen sah. Wir sprachen nie lange mit einander; aber unsere Augen verstunden sich und sagten sich alles: und wenn ich seinen Kittel streifen konnte oder zufällig, wenn es mir etwas abnahm, seine Hand berühren, so drang durch mich ein gar wonnigliches Gefühl, und ich ging überselig heim. Kein Mensch merkte von weitem, daß Anneli und ich näher mit einander bekannt seien; wir hüteten unser Geheimnis mit der größten Sorgfalt, und waren um so glücklicher dabei. Erst jetzt merkte ich, wie klug Anneli gewesen war, mir nicht mehr als eine Nacht in der Woche zu erlauben, welche ich manchmal gar nicht oder nur zu einer Stunde benutzen konnte, wenn ich ein treuer Knecht sein wollte. Alle Tage waren meine Rosse im Kommet früh und spät; des morgens um vier mußte ich fort und kam abends um acht oder neun heim. Sollten nun die Tiere nicht abfallen zum Erbarmen, so mußte ich ihrer warten, mußte ihnen Zeit lassen zum Fressen, mußte abpassen und da sein, damit sie es mit aller Muße thun konnten. Ich mußte ganze Nächte meist wachend zubringen, in andern nachschlafen, wenn ich tauglich zur Arbeit oder ein wachsamer Fuhrmann bleiben wollte. So erzwang ich es, daß meine Tiere munter blieben, alle Menschen über ihr Aussehen sich verwunderten, und mir nie ein Unglück widerfuhr, z. B. im Schlafe neben=

aus zu fahren ꝛc. Es gibt aber auch nichts Schändlicheres als Fuhrleute, welche Stunden lang in Wirtshäusern liegen und ihre armen Rosse den Fliegen preisgeben oder der Kälte; nichts Schändlicheres als Karrer, welche ihre Rosse, wenn sie heim kommen, in Stall stellen, tränken, Futter aufschütten, dann einem Meitschi nachlaufen, dort bleiben, bis sie bald anspannen sollten, dann die noch von gestern hungrigen Rosse wieder nur halb abfüttern in aller Eile, nun auf dem Wagen schlafen, die Rosse herumblampen, Blätter von allen Bäumen reißen lassen, endlich auffahren, mit der Peitsche auf die armen Tiere einfahren, und in schnellem Trott das Versäumte nachholen wollen. Solche Karrer gibt es viele, man sieht es den Rossen an; solche Schlingel sind ärger als ein Tier, und sie verdienten, daß der liebe Gott sie auch in ein Tier verwandeln und einige Jahre einem Tierschinder, etwa einem Vita, in die Hände und unter die Peitsche geben würde.

Anneli freute sich, daß sein Meister mich so rühmte; denn es lebte nur in mir. Ich hatte mich neu kleiden lassen, und Anneli machte mir Vorwürfe, daß ich so schlechtes Zeug genommen; das gebe nicht warm und halte nicht dar, sagte es; wenn ich nicht Lohn gehabt zum Einziehen, so hätte ich es ihm sagen sollen; sein Meister sei ihm noch den letzten Lohn ganz schuldig. Da wurde ich fast böse, daß Anneli meinte, ich zöge so vorweg ein und verhudle mein Geld. Ich erzählte ihm, was ich bei meinem Meister zu gut zu haben glaube; aber er habe, wie er sage, mir jetzt nicht mehr geben können, weil er so viel anschaffen müsse, und Geld ihm mit verbrannt sei.

Das gefiel Anneli gar nicht, daß ich mit meinem Meister nicht einen bestimmten Lohn ausgemacht; so sei man immer betrogen, meinte es; es habe es erfahren. Zwei Jahre hätte es gedient unter lauter schönen Versprechungen, und von Zeit zu Zeit ein Nastuch

oder ein Mänteli auf Abschlag erhalten, oder ein paar Batzen zum Schuhflicken. Als der Platz aus mehreren Gründen ihm nicht mehr anständig gewesen, es ihn aufgesagt und seinen Lohn gewollt, da hätte man ihm alle Versprechungen abgeläugnet, alles Gegebene hoch angeschlagen, noch viel dazu gelogen, seine Arbeit klein gemacht, und unter lauter Streit und Zank hätte es ein Almosen bekommen und nicht einen Lohn. Anneli meinte, mein Bauer sei der Rechte, es auch so zu machen; er habe in der Gemeinde nicht das beste Lob; ich solle daher mit ihm rechnen so bald als möglich, und einen festen Lohn bestimmen; so bös wie ich es habe, schienen ihm dreißig Kronen nicht zu viel; bei weniger Arbeit könnte ich an andern Orten vierzig bekommen.

Daß mein Bauer so schlecht sein könnte, das glaubte ich nicht; er wußte ja, was er mir gesagt, und was ich ihm verdienet; auch fand ich es nicht recht, wenn ich in diesem Augenblick, wo er schon Schaden genug hatte, ihm noch mit dem Lohn aufschlagen, ihn drücken würde. Aber gerne hätte ich gewußt, wie viel ich bei ihm zu gut, und wie viel ich in Zukunft bestimmt zu erwarten hätte. Als ich ihm einmal Geld forderte, um Winterstrümpfe zu kaufen, und er mich abschnauzte: er habe sein Geld nicht bloß für mich, so sagte ich ihm, in diesem Fall sei es besser, wir hätten unser Geld besonders; somit wollten wir mit einander rechnen, damit ich wisse, was mein Geld sei; denn von seinem Geld brauche ich nichts. Verblüfft sah er mich an, konnte nicht begreifen, was in mich gefahren und wer da aus mir rede; aber wie gesagt, er war ein schlauer Fuchs; daher faßte er sich bald und sagte mit aller Freundlichkeit: „Meiß, es isch nit so bös gmeent; het der neuer dr Gring große gmacht? J will scho mit dr rechne, sobald i dr Zit ha, und dKalender gfunge, wo=n=i ufgschribe ha, was i der gä ha. Aber du mueścht nit grad ufbigehre, we=n=i allbeneenisch unwirsche bi; we du so viel z'sinne

hättisch, du wärisch's o. Du hesch nüt Chummer z'ha; für söoli bi=n=i notti geng guet gnue, u du weesch wohl, was i dr mengisch gseet ha, u we d' Geld manglisch, su chumm ume un=gschoche; we=n=i ha, su muesch o ha." Was sollte ich machen? Ich wußte darauf nichts zu antworten, und ließ mich begütigen.

Anneli war nicht mit dem Meister zufrieden, nicht mit mir: „Meiß, du bisch viel zu=n=e=n=ufrichtige; du wirsch gseh, wie's dr gaht", warnte es, und es hatte recht; aber das war nicht recht, daß es meine Schuld büßen mußte.

Doch ich will niemand Langeweile machen, indem ich unsern Liebeshandel weiter beschreibe, will auch alte Wunden mir nicht anfreißen dadurch, daß ich zu lange bei jener glücklichen Zeit verweile. Nur das will ich sagen, daß unsere Liebe züchtig blieb und immer inniger wurde. Wir sprachen freilich nicht von Liebe oder Freundschaft, nicht von Teufelnehmen, erschießen, ins Wasser springen, nicht von Königin des Herzens und Licht der Seele; aber wir fühlten, daß eins dem andern Alles war, und jede Falte des Herzens öffneten wir uns, und jeder Gedanke war Gemeingut, und jedes fand sein Glück darin, daß es nicht mehr allein stund auf Erden. Wir liefen auch nicht mit einander im Lande herum, bestellten uns nicht auf alle Tanzplätze und Märkte. Ich bat zwar Anneli mehrere Male, mit mir zum Wein zu kommen; es hätte mich gar zu prächtig gedünkt, mit ihm vor der Welt zu erscheinen und an seiner Seite zu stehen oder zu sitzen. Aber Anneli wollte nicht; es sagte, das trage gar nichts ab; wir seien beide arm, müßten unser Geld sauer verdienen; da solle man es nicht so leichtsinnig ausgeben und an einem Sonntag verthun, für was man eine ganze Woche geschwitzt, ohne daß man am Montag etwas anders davon hätte, als einen sturmen Kopf und Unlust zur Arbeit. Ferner würden dadurch die Leute aufmerksam auf uns beide, hätten

zu räsonnieren, ließen uns nicht mehr ruhig, sondern würden eins gegen das andere aufreisen und uns auf alle Weise Verdruß machen. Ich gab nach, wiewohl ungern, und ein Jahr verstrich im stillen Glück; da wurde es anders, und durch meine Schuld.

Neunzehntes Kapitel.

Wie böser Wein Hochzeit macht.

Ich mußte eine Kuh zu Markte führen, dann lange warten, bis ich sie abgeben konnte. Hungrig und durstig ging ich mit meinem Meister einen Schoppen zu trinken, und fand am gleichen Orte Anneli mit seiner Meisterfrau, die Garn und Anken zu Markte getragen hatten.

Mein Meister meinte, ich solle auch einmal einem Meitschi eine Halbe zahlen und eine mit ihm ha, es thüe mr's wohl; und die Meisterin sagte: Anneli hätte es auch verdient; sie hätte gar manchmal das Werkzeug noch putzen müssen, das ich zurückgebracht. Das war mir angeholfen; Anneli wehrte sich, wurde ausgelacht, und mußte endlich, da ich anfing böse zu werden, nachgeben. Der Meister rief mir noch nach, als wir in den Tanzsaal gingen: ich brauche nicht zu pressieren, er wolle diesmal schon futtern. Ich hatte noch nie getanzt, und stolperte ungeschickt genug im Saale herum, so daß es mir bald erleidete und ich mit Anneli zu Tische ging. Wir saßen in einer dunkeln Ecke und plauderten traulich mit einander, nachdem die ersten Vorwürfe, daß ich auf den Meister und

nicht auf ihns gehört, vorbei waren. Eine Halbe zog die zweite nach, und wir redeten schon von Heimgehen, als ein übermütiger Bursche Anneli zum Tanz einlud. Anneli schlug es ab; er fing an zu zerren an Arm und Fürtuch; da trieb mir der ungewohnte Wein das Blut in Kopf; ich stieß ihn weg und sagte: ich wolle selbsten tanzen. Tanzete ich vorher tölpisch, schoß an alle Ecken an, an alle tanzenden Paare, so geschah es nun noch mehr. Anneli schämte sich, wollte aufhören, bat mich heimzukommen; es gebe sonst noch Streit, und wie sie das sagte, wurde ihr der Fuß vorgehalten, daß wir beide beinahe umfielen. Jetzt schlug bei mir das Feuer zum Dach aus; vom Wein halb, vom Tanz halb, also ganz berauscht, ließ ich das Mädchen fahren, ergriff den Fußsteller bei der Brust, warf ihn, wie wenn er aus einer Kanone abgeschossen worden wäre, durch einen Ring von Leuten durch an die Wand. Das war das Zeichen zu einer furchtbaren Prügelei. Die Stuhlbeine krachten; Gläser, Flaschen flogen, die Mädchen sprangen auf die Tische, die Lichter wurden bald ausgelöscht, bald angezündet. Auf mich hatten sich alle Bekannten jenes an der Wand Klebenden geworfen; aber wie ein wütend Tier schlug ich rings um mich, fühlte am Kopf zersplitternde Flaschen nicht, zerschlagene Stuhlbeine nicht, fühlte Anneli nicht, das mich am Rocke hielt und aus dem Getümmel reißen wollte, trieb vor mir her und warf unter mich, was mir widerstand, kämpfte, ohne zu wissen wo ich war, mich zur Thüre hinaus im Gang herum; da gelang es endlich Anneli, die mich nicht lassen wollte, mich festzuhalten und in einen Winkel zu ziehen. Nun rang ich mit ihm, und war auf dem Punkte, meine erregte Wut gegen ihns zu kehren als ein Lichtschein auf sein Gesicht fiel, das weinend und ängstlich zu mir aufsah. Der Anblick lähmte mich; es gelang ihm, mich aus dem Hause herauszubringen, aber nicht ohne alle zehn

Schritte erneuerten Kampf; denn ich wollte immer wieder umkehren und meine Wunden rächen; denn damals lief man noch nicht wegen jeder Laus, die einem auf dem Kopfe totgeschlagen wurde, zum Richter. Das Blut lief mir stromweis herunter, kühlte aber meine Hitze nicht. Anneli wusch mich, so gut sie konnte, verband mich, wollte mich besänftigen, aber alles umsonst. Ich zankte, fluchte fort und fort, warf ihr immer vor, daß sie mich verleitet, unehrlich aus dem Streite zu gehen, gehindert, diesem oder jenem erhaltene Schläge wieder zu geben. Beim Scheidewege gegen unsere Häuser wollte es mich heimsenden, damit unsere gegenseitigen Meisterleute nichts merkten, wie es sagte, vorzüglich aber weil ein geheimes Gefühl ihm vor meinem Zustand bange machte. Neuer Zorn von meiner Seite, endlich Nachgeben Annelis; und — am Morgen weinte Anneli, und unzufrieden, betrübt schlich ich nach Hause.

Es folgten trübe Tage, denn ich schämte mich hinzugehen, Anneli zu sehen; zudem wurde ich nicht auf die zarteste Weise von meinen Hausgenossen geneckt. Natürlich hatte mein Meister erzählt, wo er mich gelassen; natürlich wurde mir aufgepaßt, ob ich heim komme; natürlich war ich nun wegen meinem, wie sie meinten, ersten Kiltgang der Gegenstand handgreiflicher Neckereien tagelang. In unserem Hause waren solche Gespräche an der Tagesordnung. Bis dahin mußten sonst die Töchter herhalten oder die Magd, und der Bauer selbst sprach je wüster je lieber, ungescheut vor allen seinen Kindern. Er erzählte Geschichten aus seiner Jugendzeit, von seinen Kiltgängen, daß einem die Haare zu Berge stunden. Auch seine Frau kannte keine Geheimnisse in derlei Dingen, kramte alles aus, was sie gehört, gesehen, erfahren hatte. Sie erzählte manchmal sogar, was ihr von ihrem Hansli ertraumt sei, und was eigentlich den Traum verursacht, daß man blinzen mußte.

An Anneli durfte und mochte ich fast nicht denken, und wurde doch alle Augenblicke daran erinnert, bald durch mein Gewissen, bald durch andere Leute. Ich ging mehrere Tage nicht hin, und zweimal kehrte ich auf halbem Wege um. Ich wußte nicht, was ihm sagen, durfte nicht denken, was es mir sagen werde. Endlich siegte doch mein Sehnen nach ihm. Ich ging, kündete mich auf die gewohnte Art; Anneli zögerte nicht, fing aber gleich an zu weinen und sagte: „Gäll, du verachtisch mi, drum bisch so lang nüt cho, du hesch recht, i bi es schlechts Meitli worde; es gscheht mr recht, warum ha-n-i di lah mit cho, wo d' voll Wy u voll Zorn gsi bisch?“ Das gute Mädchen warf keine Schuld auf mich, klagte nur sich an, während doch ich allein Vorwürfe verdiente. Dieses rührte mich unendlich; es ist aber auch so etwas Seltenes, jemand zu hören, der den Splitter im eigenen Auge findet, und nicht den Balken im Auge der andern, daß es um so tiefern Eindruck macht.

Ich weinte mit Anneli, tröstete es und versprach Treue im Leben und Tod, und dieses Aussprechen dessen, was eigentlich schon lange unter uns bestund, dieses Aussprechen, daß wir uns für immer angehören wollten, gab uns Trost. Doch jammerte Anneli noch lange, es habe seiner Mutter auf dem Todbette versprochen, brav zu sein, und habe es nun vergessen; das bringe keinen Segen, und es möge nun kommen wie es wolle, so komme es nicht gut. Eine trübe Ahnung wollte es nicht verlassen; und wenn es schon meiner Treuherzigkeit sich freute, so überschattete doch die Wolke eines geheimen Schmerzes bald wieder sein liebes Gesicht. Anneli hatte in einer andern Sache auch Recht gehabt. Nun fing man an uns aufzulauern; wir wurden geneckt; ich hatte Prügelten, Anneli zerbrochene Fenster, zerschlagene Thüren; bald hie, bald da schlich sich eine giftige Schlange zu und suchte Zwietracht auszustreuen zwischen

uns. Mir sprach man bald vom Knecht, bald vom Meister, welche Anneli lieber sähen als notwendig wäre; ihm sprach man von des Meisters Töchtern, die mir allenthalben z'weg stünden, und von noch allerlei anderem.

Unterdessen kränkelte Anneli, wurde blässer, wechselte öfters die Farbe, und klagte mir endlich, es glaube sich in andern Umständen. Daran hatte ich nicht gedacht. Ich war anfangs ganz verdutzt, und gab dem armen geängstigten Mädchen Grund zu glauben, ich suche Ausflüchte und möchte es vielleicht im Stiche lassen. Das war aber gar nicht so; sobald ich von meiner Überraschung zu mir selbst kam, entstund eine unbändige Freude in mir. Mir leuchtete plötzlich ein, ich müsse nun Anneli heiraten, Anneli alsobald meine Frau werden; dann brauchten wir uns nicht mehr über einander zu schämen, uns verstohlen zu besuchen, uns necken zu lassen. Anneli war mein und ich sein; wir waren nicht mehr Waisen, sondern Mann und Frau. Das kam mir ganz prächtig vor. Freilich ging es anders, als ich gedacht, aber was machte das? Konnte ich doch gut verdienen, hatte stehenden Lohn; Anneli war geschickt, reinlich, haushälterisch, fromm; da machte mir unser Fortkommen mit keinem Gedanken bange. Anneli war sorgenvoller für die Zukunft, jedoch beruhigt über meine Denkungsart, und konnte sich mit mir herzlich freuen über unsere Vereinigung: „Meiß, es isch mer ke Mönsch so lieb gsi uf der Welt wie du, nit emal mi Muetter, u du bisch mr geng im Sinn gsi, we di scho nume en Augeblick u du zwölf Jahr lang nüt gseh ha; u-n-i ha nit dörfe dra däiche, daß du einisch mi Ma werdisch. Ach, es ist doch e schöni Sach, we me neuerem aghört! I wett gern diene, dArbeit macht mr nüt; aber niemerem sy, niemer ha, der ein lieb het, dem me ufrichtig chlage cha, das isch e herti Sach. Witziger wär's, mr chönnte no zehe Jahr warte; aber mr müesse

üsi Süng büeße u jetz desto böser ha; wenn is der lieb Gott gsung lat, su macht das nüt. Es ist besser hie büeße weder im Himmel obe.“ — Wir hatten so viel zu reden, daß eine Nacht in der Woche nicht mehr genügte. Vor allem aus überschlugen wir unser mutmaßliches Vermögen, und Anneli drang in mich, unverzüglich mit meinem Meister zu rechnen, damit wir wüßten, woran wir wären; dann wollten wir uns alsobald verkünden lassen. Allein mein Meister hatte allerlei Ausflüchte, bald nicht Zeit, bald die Papiere nicht bei der Hand, so daß ich ihm endlich erklären mußte: nächsten Sonntag werde ich mich mit Anneli verkünden lassen, und da müsse dann doch gerechnet sein; ich wolle wissen, woran ich wäre. Da gab es große Augen: „Du wirsch doch nit e Narr si, Meiß“, meinte der Bauer.

Er wollte mir die Sache auf alle Weise ausschwatzen, Anneli verdächtigen, andeuten, ich müßte für einen Andern ausfressen, ich sollte es zum Eid kommen lassen, oder wenn eines sein müsse, nur das Kind nehmen; Anneli sei ume-n-e so-n-e Spinnele, es Wespi, aus dem gebe es nie eine gute Frau. Seine Frau, seine Töchtern wußten nun auf einmal Sachen von meinem Meitschi, daß ich, wenn ich nur den geringsten Anlaß zum Verdacht je hätte haben können, unfehlbar aufgewiesen und von seiner Schlechtigkeit überzeugt worden wäre; nun aber war ihre Mühe umsonst. Eines Freitag abends bei einbrechender Dunkelheit bestellten wir uns hinter des Pfarrers Scheune, gingen beide dann mit klopfendem Herzen an die Thüre zum Pfarrhause zu klopfen. Anneli stund hinter mir, so daß des Pfarrers Magd, so sehr sie mit dem Licht herumfuhr, denn dPfarrersmägde sind gar gwundrig, sie nicht sehen konnte. Die Antwort kam, der Pfarrer studiere jetzt, man dürfe uns ihm nicht anmelden; wenn unsere Sache aber pressiere, so könne es

die Frau vielleicht auch machen. Wir liefen nicht gerne mehrere Male herum, hatten auch nicht wohl Zeit dazu, und ließen uns daher zu der Frau führen. Da erhielt nun die Magd endlich Gelegenheit, uns beide ordentlich zu sehen und, während die Frau Pfarrerin uns fragte, in alles einzureden, uns zu necken, zu thun, als ob sie in diese Stube und zu diesem Geschäft gehöre; so daß meinem Mädchen ganz bang und angst wurde, und es froh war, als die etwas unbehülfliche Frau Pfarrerin endlich zu Ende kam, und die Magd (sie hieß auch Anni und war wüst) uns hinauszündete.

Wir hatten Beide eine kindische Freude, zu denken, was die Leute sagen würden, wenn sie des Sonntags uns von der Kanzel herab trohlen hörten? Wir bildeten uns ein, das werde gar großes Aufsehen machen, und der ganzen Welt zu reden geben. Es ist merkwürdig, welche Wichtigkeit auch der unbedeutendste Mensch zu haben glaubt, wie jener neu angestellte Stallknecht, der glaubte, jeder Engländer werde in England von ihm reden, und jeden zurückkehrenden Kutscher frug, was die Herrschaft über ihn gesagt habe.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie ein Pfarrer einen kann aus dem Himmel fallen lassen.

Wir waren fröhlich und guter Dinge; nur mein Bauer und ich sahen einander scheel an; da hieß es eines Abends, ich solle morgen zum Pfarrer gehen. Ich dachte nichts Böses dabei, sondern meinte, die Frau hätte etwas Unrechtes aufgeschrieben, und er wolle jetzt bessere Auskunft. Nachdem Feierabend gemacht

war, ging ich hin. Als ich in die Nähe des Pfarrhauses kam, sah ich, daß der Herr Pfarrer zwei Herren, wahrscheinlich auch Pfarrer, vom Hause wegbegleitete. Auf dem schmalen Wege ging er voran, achtete sich nicht genug und sah hinter sich, stolperte, stürchlete lang, und fiel endlich zu Boden, Hut und Tabakspfeife hier hin, dort hin rollend. Die hintern Herren wollten sich fast totlachen, aber nur ganz leise, da sie ihn stolpern und fallen sahen; dann eilten sie mit gar bedauerlichen Mienen herbei, halfen ihm auf die Füße, und putzten hinten und vornen an ihm ab, recht rührend.

Ich mußte warten. Endlich kam der Herr, und ich sagte ihm gar schön: „Guten Abend, Herr Kammerer“ (er hatte es ungern und wurde hässig, wenn man ihm nicht Herr Kammerer sagte). Mein Herr Kammerer putzte mir vor allem aus ab, daß wir schon ans Heiraten dächten und kaum unterwiesen seien; aber das sei heutzutage so, die einen seien zu faul zu dienen, die andern dünkten sich zu vornehm dazu; da wolle jeder für sich selbsten sein, und jede Magd sage, das Dienen sei ihr entleidet, und suche einen Mann zu kriegen: sie meine es besser zu machen und mache es zehnmal schlechter und komme in die bitterste Armut. Früher habe sie ungesorgt Brot gehabt; nun müsse sie für einen Haufen Kinder sorgen, die sich mehrten wie die Küngeli, und wüßte nicht, wo nehmen, als am Ende zu stehlen oder zu betteln. Ja, ja, der Herr Pfarrer hatte, so wie er die Sache ansah, ganz recht darin, daß auf diese Weise durch ein unbesonnenes Heiraten eine Menge Menschen Bettler oder Schelmen werden; allein der Herr Pfarrer konnte sich nicht an dieser Leute Platz stellen, und darum mußte sein Urteil über sie ein ungerechtes sein. Stelle man sich aber an Platz eines armen Jungfräuli bei einer bösen Meistersfrau, oder nur bei einer etwas scharfen, wo es hie und da einen Schnauz

erhält, und das Mädchen hat weiter niemand auf der Welt, auf den es sich verlassen kann, der im Fall der Not sich seiner annimmt, und, wenn es am Abend sich zu Bette legt, am Morgen aufsteht, niemand, an den es mit Freuden denken kann, nicht einmal an Gott, weil man ihm denselben nicht in seiner holdseligen Lieblichkeit gezeigt. Und wenn man nun so recht an diesen Platz sich gesetzt, so lege man sein Ohr an des Mädchens Herz, und lausche, was sich da unwillkürlich aus der Tiefe der von dem Schöpfer gebauten Natur zu regen beginnt. Es ist das Gefühl des Verlassenseins, ein Gefühl, das dem des Wanderers gleicht, der in fremder Welt in dunklem Walde bei einbrechender Nacht allein sich sieht. Schaurig wird es ihm zu Mute; wäre nur ein Hund bei ihm, Lieb und Leid zu teilen; ihm würde wohler sein; ein Sehnen nach dem Ende seiner Einsamkeit überwältigt ihn. Ein düster Lichtlein, das ihm durch die Nacht winkt, wird ihm zur Sonne: die gebrechlichste Hütte, die ihn aufnimmt, ein Palast, ein runzlicht Gesicht, das ihn freundlich empfängt, freut ihn besser, als das schönste an einer Kilbi, und schlechtes Brot schmeckt ihm besser, als Küchli und Bratis im Märitgewimmel. So kommt ein Blangen über viele arme Mädchenherzen, dem sie keine Worte geben können, von dem die meisten Menschen keinen Begriff haben, welches sich nicht legt, bis sie ihr Herz an ein anderes gelegt, an welchem sie Schutz und Schirm, Liebe und Trost, in diesem Augenblick den Himmel zu finden hoffen.

Und wer will nun den Stein aufheben und ihn werfen auf das arme Mädchen, in dem von Jugend auf die Schamhaftigkeit erstickt wurde, das in jüngern Jahren bei ältern Mädchen lag, und in alle Geheimnisse des Kiltgangs eingeweiht wurde, das an seines Herrn Tische alle Tage die nütnutzigsten Reden hört, das Kilter zu haben manchmal fast gezwungen

wird; wer will ihn werfen auf das Mädchen, wenn mit diesem Blangen auch die Sinnlichkeit sich paart, die Seele eine Beute böser Lust, der Leib ein Werkzeug der Sünde wird, und Zeugen seiner Schande gebiert? Oder wenn das Mädchen, in reinerer Jugend erwachsen, bei der Gott versuchenden Sitte des Kiltganges, in Liebe und Angst fremder Sinnlichkeit und Bestialität unterliegt, wer will da den ersten Stein werfen, ich frage noch einmal? Bewahret junge Herzen vor dem giftigen Mehltau der Lust, erwecket in jeder Brust das Gefühl der Menschenwürde; verletzet weder Augen noch Ohren der Reinen, behandelt jeden Menschen mit der Bruderliebe, die nicht nur nicht schlägt und beißt, sondern die mitfühlt jede Lage, jede innere Regung, daß unter euch keiner sich verlassen glaubt; machet eure Häuser nicht zu Höhlen, in welcher der Versucher alle Nächte umgeht; und dann, wenn das alles geschehen ist, dann richtet über gefallene Mädchen, wenn ihr nicht vorzieht, Gott das Gericht zu überlassen. Mein Pfarrer nun stund nicht auf diesem Standpunkte, sondern er pülverte tüchtig über die jetzige Jugend, ihren Leichtsinn, und wie sie der Gemeinde Lasten aufbürde, die unerschwinglich seien, und kaum habe die Gemeinde jemand erzogen, und er sei aus den Kosten, so mache er Kinder, welche der Gemeinde wieder auffielen. Gerade so thäten auch wir; aber noch sei die Frage, ob wir heiraten könnten? ich sei der Gemeinde viel schuldig, und das müsse wieder bezahlt sein, ehe er mich ausverkünden könne.

Ja, da war ich wie vom Himmel gefallen, und konnte den Herrn lange nicht begreifen, konnte nicht begreifen, daß ich aparti etwas schuldig sei, und noch weniger, daß ich etwas wiedergeben solle. Daß ich vom achten Jahre weg durch die Gemeinde auferzogen worden sei, daß sie für mich bezahlt habe, das wußte ich wohl; aber daß ich das wiederzugeben hätte,

und wie hoch meine Schuld sich belaufe, das hatte kein Mensch mir gesagt, und so etwas erträumt einem nicht. Hätte man mir was gesagt, mir die Summe genannt, so würde ich ganz sicher für die Abbezahlung der Schuld gesorgt haben. Allein mein Meister wußte wohl, warum er mich nicht aufmerksam machte auf meine Schuld, und auch die Gemeinde that es nicht, denn die besteht eben aus lauter Meistern. Natürlich hätte ich nach Lohn gestrebt; er hätte mir einen bestimmten verheißen, ausbezahlen müssen, oder ich wäre weiter einem sichereren und größeren nachgegangen; darum hütete der alte Schelm sich wohl, mir etwas davon merken zu lassen. Das alles stieg mir zu Kopf, und ich sagte dem Pfarrer etwas grob, das sei doch keine Manier, daß niemand die armen Buben auf diese Schuld aufmerksam mache, bis sie entweder heiraten oder ein unehlich Kind haben müßten, allweg ihr Geld sonst zu brauchen hätten; ich hätte Lust, gar nichts zu zahlen, und zwingen werde man mich kaum können. Ich sagte ihm noch mehr, was mir mein heißes Blut eingab, und polterte besonders über meinen Meister, der es mir hätte sagen können. Der Pfarrer ließ mich aber nicht lange reden. Mein Bauer sei ein braver Mann, hieß es; man hätte viel zu thun, wenn man jedem Hudelbuben mit einer Rechnung nachlaufen wollte, und nützen würde es doch nichts. Art lasse nicht von Art, ans Zahlen dächten die Wenigsten, sondern nur ans Saufen und Huren. Ich werde auch nicht einer der Besten sein; räsonnieren könne ich, werde einen bösen Kopf haben, was er schon lange geglaubt; darum solle ich machen, daß ich fortkomme und bezahle, sonst kriege ich den Verkündschein nicht. Trotzig frug ich noch, ehe ich zahlen könne, müßte ich doch wissen, wie viel ich schuldig sei. Der Pfarrer sagte mir aber, das sei seine Sache nicht; der Gemeindeschreiber werde es mir sagen, wenn ich zahlen wolle.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie ein Bauer und eine Gemeinde mit einem armen Knechtlein rechnen.

In aller Hitze lief ich zu dem Gemeindeschreiber. Derselbe suchte mühselig in manchem Buche herum, fand etwas, wie er sagte, aber nicht alles, unter anderem aber doch den Wollhut, mit dem der Meister als ein Zeichen seiner Freigebigkeit so groß gethan, und da es spät war, hieß er mich am Morgen wiederkommen. Nun wollte ich dem Meister über den Hals, und zuerst mit ihm ausgschirren, dann mit ihm rechnen; der war aber schon zu Bette und gab mir auf mein Rufen keinen Bescheid. Mit der quälenden Ungewißheit im Herzen, was ich zu zahlen, wie viel zu ziehen hätte, mußte ich zu Anneli und lud dort meinen Zorn aus, und sprach den Vorsatz aus, morgen keinen Streich zu arbeiten, bis alles im Reinen sei. Anneli weinte aber und sagte, das komme ganz anders, als ich glaube; Lohn werde ich wenig oder gar keinen heraus erhalten, meine Schuld größer sein, als ich denke, und heiraten würden wir uns nicht können; es müsse ein unehlich Kind haben, die Schande ertragen; das habe es aber verdient an seiner Mutter. Es drücke ihm fast das Herz ab, um seines Kindes willen, das nun die Schuld seiner Mutter mittragen müsse. Das gute Anneli klagte mich nie mit einem Worte an, obgleich ich an allem Schuld war. Ich wollte anfangs gar nicht glauben, daß es also gehen werde; allein es behauptete die Welt besser zu kennen als ich, und schon lange gefürchtet zu haben, was geschehen werde. Auf alle Fälle erklärte ich, nicht von ihm lassen zu wollen; könne ich jetzt auch nicht alles zahlen, das

Geld werde wohl zu leihen sein, meinte ich. Auch das widerlegte mir Anneli. Niemand würde uns trauen, indem es allerdings viele schlechte Leute gebe, die Geliehenes nie wiederzugeben begehren, und dadurch dem Redlichen böses Spiel machen.

Und wenn die ganze Welt uns verlasse, erklärte ich, so wolle ich Anneli doch nicht verlassen, und wenn wir die Heirat jetzt auch nicht zustande brächten, so wolle ich Tag und Nacht arbeiten wie ein Roß, bis ich das nötige herausgeschlagen. Das Bewußtsein gegenseitiger Treue gab uns Trost, und ziemlich gefaßt konnte ich am Morgen meinem Meister sagen, mit mir in sein Stüblein zu kommen; ich hätte mit ihm zu reden. Er wollte erst nicht Zeit dazu machen, sondern Ausflüchte; als er aber hörte, daß ich keinen Streich arbeiten werde, bequemte er sich. Ich warf ihm vor, daß er mich auf meine Schuld nicht aufmerksam gemacht, und wollte wissen, wie viel ich für fünf Jahre Dienst bei ihm zu gut habe. Er wollte mich wieder auftagen, indem er noch nicht alles zusammengetragen; er wollte mich nicht als Knecht verlieren, und wollte mir doch nichts geben. So ein Stockbauer ließe sich eher schinden, als daß er einem Knecht einen ordentlichen Lohn geben würde; er hat lieber das schlechteste Gesindel; denn ein solcher Stockbauer kennt nur den Unterschied zwischen zehn und zwanzig Kronen, aber nicht den Unterschied zwischen Menschen und Menschen, und wenn er schon die bessere Arbeit des bessern Knechtes gerne hätte, so bringt er es doch nicht über seine hundshärige Natur, sie zu bezahlen. Endlich sagte er, wenn ich es zwängen wolle, so werde die Rechnung wohl bald gemacht sein. Die ersten vier Jahre sei ich noch ein Bube gewesen, der nicht viel anders verdient als Kleider und Speise; er aber habe mir noch viel Geld zwischendurch gegeben, einmal drei Neuthaler für eine Sackuhr auf einmal; er habe mir alle Trinkgelder zukommen lassen,

welche eigentlich seinen Kindern gehört; somit glaube er, für diese vier Jahre habe ich nur zu viel erhalten; übrigens könne er mir alles zeigen, er habe es aufgeschrieben. Was half mir aber das, konnte ich es doch nicht lesen! Was das letzte Jahr anbetreffe, da habe ich mich gut gestellt, und er wolle mir für dasselbe achtzehn Kronen geben; daran habe ich nun bereits zwölf Kronen empfangen, so daß er mir noch sechs Kronen schuldig sei; die könne ich haben, wann ich wolle, ich werde aber nicht weit damit springen.

So hatte ich mir die Sache denn doch nicht gedacht, mir nicht vorgestellt, daß er mich so scham- und herzlos behandeln würde. Ich begehrte auf, erinnerte ihn an meine Dienste, an seine Worte. Und der Bauer verleugnete den Fuchs nicht, sondern gab mir gute Worte, erinnerte an sein Brandunglück, an die übliche Sitte, daß Güterbuben noch einige Jahre auf den Höfen blieben, auf denen sie erzogen worden, versprach für die Zukunft viel; nur solle ich das Mensch fahren lassen, das habe mir einen bösen Kopf gemacht, mich hineingesprengt, und sei nichts wert und verderbe noch mich.

Er hatte aber das unrechte Trom ergriffen; denn in bitterstem Zorn loderte ich auf. Er und seine Frau, die dazu kam, mußten Dinge hören, wie sie mir in den Mund kamen, und wenig fehlte, ich hätte mich damals an ihm vergriffen oder an seinem schäumenden Weibe, das auch nicht ungerne seine Nägel an mir versucht hätte. Ich packte auf der Stelle meine Kleider zusammen und ging hinüber zu Annelis Meister, noch zitternd und kochend in aufgeregter Wut. Derselbe hörte mit Schadenfreude meine Erzählung. Er wußte mir eine Menge Ähnliches zu erzählen, von der Verdrehtheit des saubern Gerichtssäßen, und hieß mich da essen. Nach dem Essen sagte er mir alsobald, nun solle ich um einen Platz aus; er könne und wolle

mich nicht behalten; mein alter Meister würde es an ihm sonst zürnen, und er möchte es nicht mit ihm verderben; er sei sein nächster Nachbar, und er möchte nicht, daß er etwas gegen ihn zu zürnen hätte. So geht es: um eines Knechtleins willen, das Unrecht leidet, verderbt ein Bauer es nicht gerne mit dem andern, es sei denn, er hätte seinen baren Nutzen davon; und wie die Bauern sind, sind auch viele Herren. Ich ging zum Müller und suchte Platz. Der that nicht mehr halb so nötlich mit mir; entweder meinte er, weil ich diesen Augenblick keinen Meister habe, so müßte ich mich drehen lassen, oder er wollte es mit meinem alten Meister nur in dem Fall verderben, wenn er mich um den halben Lohn haben konnte; so konnte ich nichts mit ihm machen, denn ich wollte großen Lohn haben. Gerade so ging es mir auch bei dem Wirte; es war, wie wenn sie es mit einander abgeredet hätten. Ich wollte nicht anbeißen und wurde böse, holte bei dem Gemeindschreiber noch meine Rechnung, die sich auf sechzig Kronen belief, während andere Kinder in der gleichen Zeit nicht die Hälfte gekostet hatten. Bei meinem ersten Kostmeister mußte man zehn Kronen geben, weil mich sonst niemand wollte. Dieser verleidete mich so, daß man beim gleichen Lohn bleiben mußte. Bei meinem dritten Herrn kostete ich ein Unbedeutendes, nur eine kleine Entschädigung für die ersten mir angeschafften Kleider; hingegen bei dem letzten war die Summe fast so groß wie im Anfang. Er hatte es einzurichten gewußt, daß er für die Nachtmahlskleider Geld bekam. Dann hatte er noch Lohn, und drittens waren Arzneikosten, und zwar ordentlich viel, für mich bezahlt worden. Ich konnte gar nicht begreifen für was; denn ich war nie krank gewesen. Endlich erinnerte ich mich, daß, wenn eins von der Familie einen Trank trinken mußte, ich den Rest davon bekam oder den zweiten Aufguß, es mochte nun eine Purgaz oder eine La=

xierig, ich gesund oder krank sein; aber man wußte mir dieses Schlucken so schön vorzustellen, daß ich mich gern dazu verstehen ließ; denn ich erhielt zugleich immer Birnenschnitze oder dürre Kirschen dazu. Wahrscheinlich gingen alle diese Tränker auf meine Rechnung, und damit man doch behaupten konnte, ich hätte sie genommen, kriegte ich den Rest. Der Doktor, dem dieses hätte auffallen sollen, indem er mich immer kerngesund sah, fragte diesem wenig nach, sobald er nur etwas brauen konnte; und wer weiß, ob er's nicht auch gewußt; er wäre gewissenlos genug gewesen, solche Streiche zu Gunsten eines reichen Bauern auf Kosten eines armen Kindes zu machen.

Man kann sich denken, mit welcher Erbitterung ich den Gemeindschreiber verließ. Ich wußte nicht, ging ich über die Bäume oder unter dem Boden weg. Ich hatte geglaubt, wenigstens fünfzig Kronen ausstehenden Lohn zu besitzen, und nun war mein Glaube ein Traum; dagegen wies man mir eine Schuld von sechzig Kronen, von welchen ich nichts gewußt, und diese Schuld war kein Traum. Sollte ich sie ganz bezahlen und noch dazu Anneli mit einem Kinde erhalten, so konnte es Jahre gehen, ehe wir zwei Eheleute wurden. Da wallte es wieder in mir auf, wie aus einer siedenden Quelle ein heißer Brunnen; ich sah nichts mehr als den, der mich um fünf Jahre meines Lebens betrogen hatte, und meine Hände griffen aus, als wollten sie seine Gurgel packen, und wahrscheinlich sprach ich noch laut dazu. Da redete mich eine bekannte liebliche Stimme an: „Meiß, was isch dr, chennst mi nümme? Herr Jeses wie gsehsch us, und was wosch ga mache?" Ich brauchte lange, bis ich wußte, wo ich war, und wer vor mir stand. Endlich erkannte ich Mareili, die mir so lieb gewesene Schwiegertochter auf jenem Hofe, mit welcher ich seither nie geredet, wohl aber sie in der Kirche gesehen hatte.

Sie drang in mich, zu sagen, was es sei, das mich so aus dem Hüsli herausbringe, daß ich thue, als wolle ich jemand ermorden. Ehe sie mich erkannt, hätte sie geglaubt, es gelte ihr; nun wisse sie wohl, werde ich ihr nichts thun, obgleich ich ihr früher auch nicht geborget hätte; aber sie habe mich anreden müssen, weil sie fürchte, ich mache ein Unglück, und wolle jetzt wissen, was ich habe. Ich schnauzte sie an, wenn sie noch glaube und glauben könne, daß ich jenen Streich begangen, so brauche sie auch nicht zu wissen, was ich habe. Sie wäre mir vor allen lieb gewesen, und das habe mich am meisten gedauert, daß auch sie mir ihn zugetrauet; das sei nicht recht von ihr gewesen; sie hätte doch sehen sollen, daß ich ihr alles gethan, was ich ihr an den Augen abgesehen.

Auf mehrere Hin- und Herreden versicherte sie, mich für unschuldig zu halten; aber ich solle jetzt reden, sie könnte nicht den ganzen Abend bei mir stehen. Ich erzählte ihr den ganzen Hergang der Geschichte, und erweckte wirklich ihr ganzes Mitleiden, und sie sagte mir: „Meiß, chumm morn zue-n-is, u säg ne de, du heigisch äys nit gmacht, u häb em Großvater a, er müeß dr helfe." — „Ne nadisch, Mareili, zue-n-ech chum i nit, u dm Großvater häb i nit a; i wott nit no einisch ga ane chneue; wer weiß, ob's öppis hulf, u si mi nit notti sur aluegti. Es meents niemere guet mit mir, als Anneli und villicht du; susch isch alles unger eir Dechi, und eis D . . . Pack: der Pfarrer, dVorgsetzte u die angere Bure, und ke Schelm verchlagt der anger, u ke Chräye chratzet der angere dAuge-n-us." — Mareili bat vergebens, sagte endlich, ich habe noch immer den gleichen bösen Kopf, wie vorhin; der werde mich nicht weit bringen; hätte sie Zeit, so wollte sie noch mit Anneli reden, die müßte mich anders brichten, aber mit dem Großvater wolle sie doch reden, daß mir geschenket werde; und wenn ich einen

guten Platz wolle, so solle ich nur zu ihres Vaters Bruder nach Y. gehen und sagen, sie hätte mich geschickt, und wenn ich dann eine Gotte mangle, so solle ich nur zu ihr kommen, sie sage es mir nicht ab, wenn ich nämlich nicht zu hochmütig dazu sei.

Mareilis Güte hatte mich gerührt und erweicht. Also einen guten Menschen hatte ich doch noch auf der Welt! Diese Botschaft versüßte auch Anneli das Bittere des andern. Anneli war nicht ganz mit mir zufrieden, daß ich Mareilis Einladung ausgeschlagen; sie meinte, das sei noch lange nicht ane gchneuet, wenn man den Sachverhalt erzähle; einmal seien die Menschen da, um einander zu helfen, und wenn man eines Menschen Hülfe in rechten Dingen nötig habe, so müsse man ihn dafür ansprechen; das sei der Weltbrauch, und heiße noch lange nicht betteln. Die Menschen seien gar selten, welche Freundschaftsdienste aufrichtig anerbieten, wie Mareili es gethan. Nun, Anneli hatte recht; aber überzeugen ließ ich mich doch nicht. Möglich, daß der wackere Alte sich für mich verbürget hätte oder mir Geld vorgeschossen, wenn ich meine Sache ordentlich vorgebracht; aber das, was ich eigentlich wünschte, hätte er nicht gethan. Er hätte meinem Meister seine Schlechtigkeit nicht vorgehalten, hätte der Gemeinde ihr eigen Unrecht nicht dargestellt, und das Übertriebene der Rechnung. Man sieht das Unrecht wohl ein; aber wenn es von einem angesehenen Menschen gegen einen unangesehenen begangen wird, so muckelt man davon im Stillen und im Rücken; aber öffentlich ins Gesicht und am rechten Orte rügt es selten einer. Ihr Herren und Bauern, solche Muckelmeister sind zu Stadt und Land; aber schämt euch dessen und bessert euch. Wohl gibt es hie und da einen Menschen, der eure Schande nicht teilen, kein Muckelmeister sein will, sondern am rechten Orte, auf den grünen oder hölzernen Bänken,

seine Sache vorbringt, der dem Unrecht Unrecht sagt, wo er es findet im engen oder weitern Kreise, bei den von der Gemeinde Besteuerten oder den die Gemeinde Regierenden. Aber es steht dieser Mensch allein; es verläßt ihn die Feigheit; es finden ihn lästig die Männchen mit den breiten Rücken voll Rücksichten; es belächelt ihn spießbürgerlich die Spießbürgerlichkeit, es verfolgt ihn die schlechtgenannte Schlechtigkeit. Er steht allein — und die ihm gegenüberstehende Masse drückt dem Verlassenen das Herz ab!

Auch begehrte ich, nachdem ich einmal wußte, daß die Auferziehungskosten erstattet werden müßten, gar nicht, daß mit mir eine Ausnahme gemacht werde; aber das drückte mich ganz besonders, daß mich niemand auf meine Schuld aufmerksam gemacht, niemand mich zur rechten Zeit an das Abzahlen gemahnt. Auch finde ich es an sich nicht unrecht, daß denen, die aus ihren Säcken zur Erziehung eines fremden Kindes Geld zusammen legen, dieses Geld zurückerstattet werde, wenn es möglich wird.

Aber unrecht finde ich es hingegen, wenn in Städten wie Bern, Burgdorf, Büren, Biel ein aus Armengütern erzogenes armes Kind das Empfangene zurückerstatten soll, während die Erwachsenen, Arme und Reiche, aus dem Stadtgut alle Jahre einseckeln. Da ist die Gewalt Meister und nicht das Recht. In einigen dieser Städte fängt die Verpflichtung zur Rückgabe freilich erst nach der Admission an, aber doch noch ehe das Kind etwas gelernt hat.

Aber wo die Gemeinde aus ihrem Sack fremde Kinder erhält, mit dem Rechte, die Schuld einst zurückzufordern, da sollte denn doch Gewissenhaftigkeit bei ihr wohnen; sie sollte bedenken, daß sie einem Kinde eine Schuld entstehen läßt, von welcher es nichts weiß, daß sie also die doppelte Pflicht habe,

jeden Kreuzer, um den sie dessen Schuld vergrößert, auf das Gewissenhafteste zu verwenden, so anzulegen, daß er dem Kinde Zinsen trägt, mit welchen es die Schuld leicht zu bezahlen imstande ist, und keinen Kreuzer auf Rechnung zu bringen, bei welchem nicht genau untersucht worden, ob er hieher gehöre, und keinen leichtfertig auszugeben. Und der Staat sollte das Recht haben, jede Anforderung einer Gemeinde niederzuschlagen, wenn die Erziehung eines Kindes körperlich oder geistig vernachläßigt worden; wenn erweislich wäre, daß man nur Kostgelder erkennt, ausgerichtet, aufgeschrieben hätte, ohne um das Kind sich weiter zu bekümmern. Das würde mancher Gemeinde Verstand machen, die bis dahin keinen hat, wenigstens gegen arme Kinder nicht.

Obgleich ich nun nicht hinaufgehen wollte, hielt doch Mareili Wort, und ich vernahm, daß auf ihres Schwähers Verwendung mir ein Dritteil geschenkt worden sei. Freilich war dieses das Gewöhnliche, welches denen, die darum baten, geschenkt wurde; allein darum war es viel für mich, weil mich niemand dazu gebracht hätte, die Gemeinde darum zu bitten. Was auch besser war; denn einige Witzbeutel, vielleicht gar mein alter Meister, hätten sich nicht enthalten können, mir Lehren, Ermahnungen, Stichwörter zu geben; da wäre sicherlich ein Wetter ausgebrochen, das vielleicht mit zerschlagenen Köpfen geendet, und es wäre nicht das erstemal gewesen, daß man sich an einer Gemeinde geprügelt.



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich und Anneli rechnen.

Anneli und ich faßten frischen Trost; wir sahen das Ende unserer Trennung näher, als wir anfangs gefürchtet, und bekamen dadurch frischen Mut, sie zu ertragen. Wir legten unser Geld zusammen; ich besaß acht, es zwölf Kronen, zusammen also zwanzig Kronen. Es konnte sein Jahr noch gut ausmachen, vielleicht noch länger dienen; denn wir hatten nicht gewartet, die Hochzeit anzugeben bis Anneli seine Füße nicht mehr sehen konnte, und sein Jahrlohn machte auch achtzehn Kronen. Ich hoffte durch Mareilis Verwendung auch etwas zu verdienen und bequeme Zeit zu finden, mich nach einem guten Platze umzusehen. Freilich brauchte die Kindbette wieder Geld. Wir rechneten, Anneli brauche, um sich ein Vierteljahr lang zu verdingen mit dem Kinde, wohl zwölf Kronen; einige Anschaffungen, Windeln und dergleichen, berechneten wir auf drei Kronen, das Kindbettimahl auf sechzig Batzen wenigstens. Was ich Anneli über die Kindbetti kramen wollte an Brot, Wein, Fleisch, Lebkuchen, rechnete ich nicht, sondern gedachte es aus meinem Verdienste anzuschaffen, so daß wir bei zwanzig Kronen übrig zu behalten hofften zum ersten Jahreslohn für das Kind. Im Laufe desselben Jahres glaubten Anneli und ich von unsern Löhnen, wenn wir beide gesund blieben, so viel entübrigen zu können, um die Gemeinde zu befriedigen. Dann wollten wir glücklich sein, wenn wir schon nichts hätten als uns, und zwischen uns unser Kind. Und in Gedanken an die Zukunft waren wir bereits glücklich. Die geschlagenen Wunden schmerzten weniger; vor uns schwebte eine neue glückliche Zeit; sie fesselte

nicht unsere Gedanken nur, sondern beherrschte auch unsere Empfindung.

Ich suchte den mir angewiesenen Platz und fand dort eine vorbereitete Aufnahme, fand viel Arbeit, aber einen schönen Lohn von zweiunddreißig Kronen, fand gute, billige Meisterleute, die mir mit Zutrauen entgegen kamen. Darum arbeitete ich auch mit Lust, schaffte für zwei, und mein neuer Meister, ein Greis, hatte seine kindliche Freude daran, wie in kurzer Zeit Pferde und Kühe spiegelhell und glatt wurden, einige wie Hündchen mir nachliefen, und die Ställe sauberer waren als manche Bauernstube.

Die ganze Woche wartete ich treulich meines Dienstes, bei aller Längizyti; aber des Sonntags hätte mich niemand halten können, weder Wetter noch Meister, die zwei Stunden zu Anneli zu machen. Es wurde alle Tage runder, und man sah ihm deutlich an, daß das Gehen ihm Beschwerde mache; allein es überwand sich, that nicht nur seinen Dienst wie sonst, sondern des Abends spät, des Morgens früh und des Sonntags arbeitete es für die Zukunft.

Ich machte ihm oft Vorwürfe darüber und wünschte, daß es den Dienst verlassen, wenigstens nicht so viel nebenbei machen möchte. Allein es rühmte seine Meistersfrau gar sehr, die ihm borge, wie sie könne, und machte mir Vorwürfe, daß ich es nur wünschen könne, weil dadurch die Zeit unserer Vereinigung verzögert würde. Es hatte eine recht kindliche Freude daran, als es mir eines Sonntags drei kleine Kinderkäppli zeigen konnte, die es aus einer alten Scheuben gemacht, und wie sie so gut geförmt seien, und sicher dem Kleinen gut stehen müßten. Wie aber eine häßliche, neidische Näherin, welche es um ein Muster gebeten, es hätte anführen wollen, erzählte es mir auch, wie diese ihm ein alt schlecht Muster gegeben, welches aber

glücklicherweise die Meistersfrau gesehen und ihm ein besseres verschafft. Kann wohl etwas trauriger sein als solcher Neid, besonders wenn man mit demselben einer werdenden Mutter ihre arme Freude verderbt?

Ein anderesmal führte es mich geheimnisvoll in sein Kämmerlein, schloß sein Schäftchen auf, zeigte mir ein Bygleín weißes Zeug und sagte: „Meiß, weisch was das isch?“ Aber Meiß wußte es nicht. Es waren acht Windeln, deren Anneli gar sehr sich freute; sie waren aus einem alten Lylachen und einigen alten Hemden gemacht, welche die Meistersfrau ihr geschenkt. Ein altes Tschöpli zeigte es mir noch, das sollte zwei Nachtärmeli geben; dann habe es alles, was nötig sei, mehr als manche Bäuerin, die nur vier Windeln besitze. Ein großer Teil der drei Kronen war also erspart. Wir betrachteten mit einer ganz eigen sich regenden Freude unsern kleinen Schatz, und gewiß manche Mutter, die ganze Schubladen voll Sachen hat von Seide, und lauter ganze Sachen, nicht aus alten Lylachen und Scheuben gemachte, hatte nicht so innige Freude dabei als wir. Ach ihr reichen Leute, ihr seid wohl reicher an Geld, aber deswegen nicht reicher an Freuden! Reich zu sein an Freuden hängt nicht von Reichtum, nicht von Armut ab, sondern von einem genügsamen, zufriedenen Herzen erstlich, und zweitens freuen Sachen, die man mit saurer Mühe sich errungen, die man gleichsam aus den Steinen herausgeschlagen, auf alle Fälle mehr als die, zu welchen man mit Geld auf die leichteste Weise gekommen ist.

Und ein andermal kam Anneli mir weit entgegen, hatte sehnlichst mich erwartet, mochte nicht erwarten, bis es mich im Kämmerlein hatte, und da lagen auf dem Tische schön ausgebreitet, wieder Windeln, wieder Käppeli, wieder Tschöpeli, aber viel schöner als Anneli sie bereitet hatte. Anneli gab mir ein

Stück nach dem andern in die Hand, und rühmte Stück für Stück, und auf seinem Gesichte glänzte die innigste Freude, und in seinem ganzen Wesen sprach sich das Bewußtsein aus, reich zu sein, viel zu besitzen, das reinste Gefühl der Befriedigung. Jetzt wachte doch der Gwunder in mir auf, zu wissen, woher das alles gekommen sei. Anneli gegen seine gewohnte Weise, neckte mich erst large; ich sollte raten; gab mir falsche Geber an, bis es endlich mit den Andeutungen näher und näher rückte, daß ich Mareili raten müßte. Mareili war selbst da gewesen und hatte die Sachen gebracht. Sie hätte gedacht, sagte sie, wir würden dafür Geld ausgeben, was wir so nötig hätten; dergleichen Dinge besäße sie aber im Überfluß, und sie verschlügen ihr nur Platz, darum sie recht froh wäre, ihrer auf so gute Weise los zu werden. Mareili hatte aber auch Anneli examiniert, und war, wie es schien, recht zufrieden mit ihr fortgegangen, indem sie alle Hilfe für die Zukunft versprochen. Mareili hatte nicht gewartet um zu geben, bis man bettelte, sondern mit Nachdenken und Umsicht gegeben, hatte den Weg nicht gescheut; ist das nicht eine so seltene Sache, daß viele glauben werden, ich lüge? Anneli war wider seine Gewohnheit recht mutwillig, schraubte mich mit Mareili, ließ sich merken, daß es gar allerlei von mir vernommen, stellte sich dann wieder, als ob es auf Mareili schalus sei. Als ich dann eine Halbe Wein herauszog, die ich gekramt, schmollte Anneli wieder, daß ich so unnütz Geld ausgebe, dankte mir aber bald für meine Liebe, ward nach und nach mutwilliger, und wir verbrachten in fröhlicher Traulichkeit den schönsten Nachmittag, dessen Andenken mir noch immer Wasser zieht in den Augen, und Heimweh nach Anneli im Herzen.

Annelis Stunde nahte. Wir hatten Platz für sie gesucht bei einer braven Witfrau, die etwas näher bei mir wohnte,

doch immer noch über anderthalb Stunden. Anneli verließ den Dienst, richtete sich in dem kleinen Häuschen ein, machte seine Kleider zurecht, bereitete einen Korb, füllte ihn mit einem Spreuersäcklein — das kleine Deckbett lieh ihr die Witwe — und erwartete so getrost, was der Herr über sie verhängen werde.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie Gott mir Anneli nimmt.

Spät kam ich einmal aus dem Walde heim und fand die Botschaft vor, sobald als möglich zu Anneli zu gehen. Natürlich eilte ich so sehr ich konnte, mußte vorerst aber noch ausschirren, füttern 2c. Als ich hinkam, fand ich es in gar schweren Leiden; doch mein Kommen freute es, und es meinte, alles werde nun schon gut gehen. Aber die Frau schüttelte den Kopf und sagte, das währe schon gar zu lang; das sei nicht alles gut; es wäre am besten, wenn man so geschwind als möglich den Doktor holen würde. Ich wollte gehen, aber Anneli sagte: „Blyb bi mr, Meiß, i lah di nit furt; es isch mr e Trost, we di nume cha aluege; mir cheu ja dä Bueb schicke, wo dr's isch cho säge". Der lief, und wie wir auf ihn und den Doktor blangten, kann ich niemand sagen; o so ein Warten ist eine der erschrecklichsten Sachen im Leben! Endlich kam der Bube zurück, aber ohne Doktor; der ließ sagen: er komme nicht, er wisse nicht, wer ihn da zahlen würde; wir werden es wohl machen können ohne ihn. Es war der gleiche Arzt, welcher, als man ihn zu einem in einen Weiher gefallenen Knaben

rufen wollte, weil er der nächste war, sagen ließ, das sei nicht sein Haus, sie sollen jetzt auch den rufen, den sie gewöhnlich brauchen. Der Knabe, der nur wenige Minuten im Wasser gelegen, blieb tot. In meiner Seelenangst wurde ich nicht einmal zornig, sondern dachte nur daran, den Doktor zu versichern, daß er bezahlt werden solle. Ich verließ Anneli, das mir gar wehmütig nachsah in seinen Schmerzen, fand den Doktor, sprach gut; und als er mir endlich glaubte, daß ich zahlen könne und wolle, begleitete er mich, lief mir aber zu langsam und sagte alle Augenblicke: „He, das wird öppe nit sövli pressiere".

Über das, was jetzt kam, muß ich schweigen. Endlich sah ich die Stücke meines Kindes, endlich sank Anneli verblutet zurück; seine Hand hatte die meine krampfhaft noch gefaßt, und seines brechenden Auges letzter Strahl leuchtete in unaussprechlicher Liebe in mein Auge. Einige Worte wollte es noch sagen; aber sie wurden nur zu seines Leibes letztem Hauche, auf dem seine reine Seele sich emporschwang, dahin wo die reinen Geister wohnen, und seinen Mund umzog ein Lächeln, als ob der ihm nun erscheine, der gesagt hat: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid". Versunken in Jammer und Elend stund ich zu seinen Häupten, glaubte nicht an sein Sterben, rief: „Anneli, Anneli!" Aber Anneli antwortete nicht mehr. Annelis Mund blieb stumm. Da sagte der Doktor: „Was witt doch? Das isch jetzt tot; es isch ihm wohl gange u dir o, u we dr Gschicktisch vo Bärn cho wär, er hätt ihm nit chönne helfe, da isch alles ine-n-angere-n-iche verlyret gsi. Aber i wott furt; we d' mi jetzt zahle witt, su chast; i will dr nume e Dublone heusche, e-n-angere müeßt sechs Neuthaler gä". Ich weiß nicht, ob es Sitte ist, daß man die Schinder noch im Angesicht ihrer Henkerarbeit zahlt; ich wenigstens konnte es nicht; aber

ich wurde nicht in Ruhe gelassen, bis ich das Versprechen mehr als einmal abgelegt, sobald ich zum Pfarrer gang, 's ga agä, das Geld zu bringen. Ach ich kann nicht beschreiben, wie es mir zu Mute war, daß ich Anneli nicht mehr haben, daß ich wieder alleine auf Erden, daß ich wieder niemerem sein sollte. Alle meine Pläne, alle meine Träume über die Zukunft, alle meine gehofften Freuden sanken mit Anneli ins Grab; es war der Mittelpunkt von allem gewesen; es war hinausgerissen, mit ihm alles zerstört. Es war mir, als ob ein weiter schwarzer unergründlicher Abgrund sich vor mir öffne, in den ich mich durchaus stürzen müßte; es war mir, als locke und ziehe es mich aus diesem Leben hinein in den bodenlosen Todesschlund.

Ich erfuhr es da, wie der Mensch nicht in der Gegenwart lebt, oder, um es besser zu sagen, wie das Leben in der Gegenwart ihm eigentlich nur Nebensache, das Leben, das er in Zukunft hofft, die Hauptsache ist. Nun baut ein jeglicher Mensch sich ein Leben in die blaue Zukunft hinaus auf luftigem Gerüste, und immer weiter und weiter hinaus, je jünger er ist. Und was ihm im Leben das Liebste ist, das wird ihm zum Hauptpfeiler dieses Gerüstes, zum Mittelpunkte dieses Lebens; an das und um das reiht alles andere sich. Wenn nun schon nach und nach, aber in rastlosem Fluge, ein Tag um den andern anders kommt, als man ihn erwartet, so merkt man es entweder nicht, oder hofft auf den folgenden, und gewöhnlich erst, wenn unsere Augen vor sich in Zukunft kein Leben mehr sehen können, sondern nur den Tod, wenn sie, um Leben zu sehen, rückwärts schauen müssen auf das Vergangene, erst dann sehen wir, daß unsere Träume eitel waren, und das Leben freilich auch ein Traum, aber ein ganz anderer, als wir geträumt. Aber das ermattete Herz schickt sich hinein mit einem Seufzer, schließt die Augen und wirft sich, wieder hoffend, in die Arme

dessen, der jenseits des Todes ewiges Leben geben soll. Aber wie anders wird es einem, wenn eine höhere Gewalt den Hauptpfeiler unseres zukünftigen irdischen Lebens zertrümmert, wenn mit ihm das ganze geträumte Leben auf einmal zertrümmert zusammensinkt, die ganze von Träumen angebaute Zukunft vor unsern Augen bis dicht zu unsern Füßen verschlungen wird? Dann geht uns ein Leben unter und wir leben doch; aber dieses Leben ist dann nichts anderes als das Bewußtsein, daß unser eigentliches Leben dahin sei. Als schwarzer, schauerlicher Abgrund gähnt die Zukunft uns an, den mit fortdauerndem Bewußtsein zu betreten unser ganzes Wesen sich empört. Wohl uns, wenn der Rest unserer Kraft noch so groß ist, die eigene Hand zu hemmen, die so gerne in solchen Augenblicken auch das Bewußtsein zerstört, und diesem Schlunde nur seinen Leichnam hinwirft! Wohl uns, wenn wir es vermögen! Der Schlund wird allmählich das Schauerliche verlieren; aus ihm taucht wieder auf ein neues Feld; vielleicht wachsen auch auf diesem einige Blümlein; aber die alte Kraft, die dieses Feld bebaute, ist dahin, und die erste Frische und Schönheit erhält es nimmer. Nun tröstet ihr guten Leute mit allem eurem geistlichen und leiblichen Troste; so lange ihr keine blühende, dem Gemüte befreundete Zukunft heraufzaubern könnet, ist all euer Tröster eitel.

Wohl aber dem, der seinem Leben einen Hauptpfeiler setzet, den keine Gewalt zertrümmern, kein Tod in Staub verwandeln kann.

Ach mein Gott, ich hatte mich oft bedauert, wenn ich als Knecht nie Zeit hatte, krank zu sein; wenn ich mit einem fürchterlichen Husten beim Rönnle sein oder gar die Rytiere ziehen, im Fieberfrost in tiefem Schnee Holz führen und in dünnen Zwilchhosen vom Byslust mich durchziehen lassen mußte; hatte

oft gedacht, wie schön es wäre, zu Hause zu bleiben, auf dem warmen Ofen, im weichen Bette, um sich döselen zu können.

An meines Annelis Leiche saß ich, hielt seine Hand, sah auf sein Auge, hoffend, es werde noch einmal sich öffnen; mein Herz siedete mir Ströme heißer Thränen, die nur in einzelnen Tropfen den verfallenen Weg zu meinem Auge fanden. So hätte ich bleiben mögen, hätte mich dann mit Anneli mögen hinaustragen lassen, im dunkeln Hause, ins dunkle Grab; aber nur nicht von Anneli weg, nur nicht unter Menschen, die nicht mit mir um Anneli weinten. Aber da mahnte mich die Witwe, ich müsse zum Tischmacher, zum Schulmeister, zum Pfarrer; da kamen Boten vom Meister, ich möchte doch heimkommen; da kamen gwundrige Weiber, die wissen wollten, wie es zugegangen, wo jede eine eigene Meinung hatte, wie es hätte gehen sollen, jede einen Trost, der mir fast das Herz abdrückte, wenn ich zufällig darauf hörte. Man störte mich bei Anneli, man trieb mich von ihm fort; was war Schnee, Byslust bei Fieberfrost gegen diese Marter?

Der Tischmacher fragte mich, wer ihn bezahle. Der Schulmeister meinte, es sei nur ein unehelich Kind weniger. Der Pfarrer las mir ein Kapitel über die zeitlichen Strafen der Sünde. Niemand begriff meinen Schmerz, niemand teilte ihn, ein jeder vergrößerte ihn mit tölpischer Hand. O ich litt schwer, um so schwerer, da das tiefe Leid sich noch nicht auf meine starre Oberfläche herausringen, da verdünsten konnte, sondern in mir verschlossen wühlte und kochte. Ich litt schwer, aber noch schwerer ward mir, als zum ersten Gefühl des Verlustes sich allmählich auch das Gefühl meiner Schuld gesellte; als ich mich erinnerte des Vergangenen, wie oft Anneli in düsterer Ahnung ein trauriges Ende vorausgesehen, wie oft es sich, aber nie mich, angeklagt, der doch allein die Schuld trug. Und als die Anklage

meines Gewissens so recht deutlich vor mir stund: du hast Anneli getötet, da hätte ich sagen mögen: ihr Berge fallet über mich zusammen, ihr Hügel decket mich; da wachten Skorpionen und Schlangen in mir auf, und wie glühende Feuerbrände brannte es mir im Herzen, und über mir hätten zusammengeschlagen die Fluten der Verzweiflung, wäre mir nicht in meinen Augen haften geblieben Annelis scheidender Liebesblick. In ihm lag Vergebung, in ihm mein Trost, in ihm die Kraft, nicht dahin fahren zu wollen, von wo aus keine Brücke zu Anneli führt. Ich schwankte umher, wie eine Pappel von heftigem Winde bewegt, ich hatte nirgends Ruhe, als an Annelis Seite meinen Kopf auf seinem Kissen. Als aber der Totenbaum kam, Anneli darein gelegt wurde, der Deckel mir seinen Anblick nahm, Nägel hart den Sarg verschlossen: da ward mir schwarz vor den Augen, und was der Schulmeister in seiner kurzen Leichenpredigt (es waren zu wenig Leute da, um sich zu einer langen die Mühe zu geben) sagte, und wie ich auf den Kirchhof kam, das wußte ich nicht.

Aber als der Sarg dumpf am Boden widerstieß, als die Erde niederrasselte auf den widerhallenden Deckel, als nun die Zwischenwand sich erhob zwischen der besseren Hälfte meiner selbst und mir, die Zwischenwand, die nur Gottes Hand nach dem Tode einzureißen vermag, da durchschauerte es meinen ganzen Körper, und die Wellen meines Schmerzes erhoben sich, schlugen über das Ufer und ergossen sich in Fluten über mein Gesicht. Da erst begriffen die wenigen Menschen, die sich die Mühe genommen, ein armes Mägdlein zur Kirche zu begleiten, daß dasselbe mir so recht lieb gewesen; denn das Plären ist das Barometer, nach welchem man an Leichenzügen die begleitende Liebe mißt. Eine knochigte Frau meinte: „Er isch doch e brave Bursch und het Anni lieb gha, meh weder menge si

Frau; emol Mine pläreti nit halb e so, we-n-er mi scho hüt ungere thue müeßt“. Es war mir, als ob ich nicht vom Kirchhof könnte, und als ob ich, wenn ich einmal ginge, dann für immer von Anneli getrennt sein würde. Und doch mußte ich gehen. Ich mußte den Begleitenden noch einige Halbe Wein zahlen, mußte dem Doktor seine Dublone bringen, dem Tischmacher seinen Lohn, mußte noch manchem dummen Fragenden Rede stehen. Endlich konnte ich mich bergen in meine Kammer, konnte meinen Schmerz ungesehen und ungestört strömen lassen. Aber damit besserte es mir doch nicht; ich hatte es nicht wie viele Weiber, denen eine tüchtige Plärete viel besser thut, als eine Purgierig, und sollte sie selbst vom Seppli sein. Versunken war der Liebesgarten, den Annelis Liebe in meinem Herzen hervorgelockt, erhalten hatte; er war erdrückt vom Gewichte des Schmerzes; verschwunden war er mit seiner Schöpferin. Nachdem ich sattsam mich selbst angeklagt, da fing eine Stimme in mir an zu fragen: „Ist denn an dem allem niemand schuld als du?“ An Gott freoelte ich nicht; aber ich vermochte doch auch nicht zu denken, daß ohne seine Hand kein Haar von unserm Haupte falle; daß denen, die ihn lieben, alle Dinge zur Seligkeit gereichen müßten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich an den Menschen mich zu rächen suche.

Aber Menschen suchte ich auf, auf sie einen Teil dieser Schuld zu wälzen. Ich fand den Arzt zunächst, der nicht dem Rufe alsobald gefolgt war, der sich dann gebärdet hatte wie

ein Metzger und nicht wie ein Arzt. Dann glaubte ich wieder den Bauer an allem schuld; hätte er mich nicht um meinen verdienten Lohn betrogen, so würden wir Eheleute gewesen sein, und ich wäre sicher näher bei der Hand gewesen. Und wieder warf ich der Gemeinde die Schuld zu, die mich an meine Schuld nicht gemahnt, die da auf Kosten eines armen Kindes habe aufmachen lassen, was jedem gefallen. Und am Ende dachte ich noch an die Regierung, warum die so schlechte Ärzte nicht nur dulde, sondern sogar bestelle, die einen um Geld und Leben brächten, und warum sie die Gemeinden also es treiben ließen? Und eine unendliche Bitterkeit quoll in mir auf, und eine Rachsucht glühte in meinen Adern, die mir keine Ruhe ließ. Hatte ich den Arzt im Auge, so wollte ich ihm einmal alle Knochen entzwei schlagen und ihm mit seiner Zange auch abreißen an seinem Leibe, was lassen wollte. Dem Bauer, der nun wirklich Statthalter geworden, wollte ich öffentlich vorhalten, welch Duckenmäuser und Schelm er sei, ihm das Haus abbrennen, ihm Hanf und Flachs abmähen. Der Gemeinde wollte ich anthun was ich konnte, sann darüber nach, wie ich mich aufzuführen hätte, daß ich sie in viele Schande und Kosten brächte; namentlich schien mir recht gut, wenn ich ihr eine Menge unehlicher Kinder aufladen würde, die sie dann zu erhalten hätte. Der Regierung wollte ich nicht gehorsam sein; aber ich sann umsonst über Streiche, die ich ihr spielen könnte; der wußte ich nicht recht beizukommen. Solche Gedanken brütend, strich ich umher des Nachts, und ohne daß ich daran dachte, führten mich alle Wege auf Annelis Grab. Dort lag ich Stunden lang in Liebe und Zorn, und allgemein ging das Gerücht, es sei wieder unghürig auf dem Kirchhof, und niemand hätte ihn nach zehn Uhr betreten, auch nicht der Pfarrer, nicht einmal nach einem kräftigen Gebet, wie der Pfarrer zu W. den Kirchturm.

Als Knecht war ich immer weniger wert. Nicht mein Dienst nahm nun meine Seele ein, sondern mein Schmerz und meine Rache; und das ist ein himmelweiter Unterschied, ob man bei etwas nur mit dem Leibe, oder auch mit der Seele ist. Da liegt der Grund der Überzahl schlechter Arbeiter, der Welt voll Pfuscharbeit, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, von der vollbrüstigen Kühmagd bis zum ordentlichen Professor, oder gar bis zum erblichen König (man wird diese Zusammenstellung unhöflich finden, aber in Bezug auf das „Melken" ist sie eine sehr natürliche); von einem Gartenbeet, einer Kochete Sauerkabis, einem Paar Schuhe bis zu einem Chuchbüchli, einem Polizeiministerium, oder gar einer Zeitungsredaktion. Wären die Leute mehr mit ihrem Geiste bei der Arbeit, so wäre auch mehr Geist in der Arbeit, und mehr Leben, denn im Geiste ist das Leben. Freilich haben viele Menschen wenig Geist; nur aus überflüssigen Abschnitzeln anderer besteht er; aber wenn sie noch den brauchten, den sie hätten, so wäre es besser als gar keinen. Darum lehret von Jugend auf die Menschen, mit ganzer Seele und von ganzem Gemüte bei dem sein, was sie machen; dann kriegt ihr ganz andere Menschen: andere Wäscherweiber, andere Professoren, andere Kindermädchen und andere Stallknechte, andere Zeitungsredaktoren und andere Pädagöglein. Eine gute Pfeife Tabak biete ich dem, der hier den Vergleichungspunkt zwischen den verschiedenen Gliedern findet. Wohlverstanden, von Baumeistern, Forstmeistern und andern Meistern, die weder mit dem Leibe noch mit der Seele bei ihrer Arbeit sind, rede ich gar nicht. Aber wer also lehren will, muß eben Geist haben, und dann mit dem Geist bei seiner Lehre sein.

Ich vergaß mein Vorhaben unter den Händen, ließ manche Arbeit halb gemacht liegen, lief davon weg; sah nicht mehr, was zu machen war, sah kein Werkholz mehr, das am Wetter

lag, hörte nicht, wenn man mich rief; ich schien den ganzen Tag zu wachen, und machte doch nur halb so viel als sonst. Mein Meister hatte Geduld mit mir und Erbarmen, und wenn ich bei dem leisesten Vorwurf auffuhr, so schwieg er. Immer mehr brütete ich über meine Rache, sie wurde mir zum festen Vorsatze; immer wilder sah es aus in meinem Gemüte, und immer zorniger sahen meine Augen auf alle Menschen.

Es ist merkwürdig, wie viel Unglück, wie viele Übelthaten der liebe Gott verhütet. Die Menschen jammern über viele Unglücksfälle, über viele böse Thaten; sie wissen nicht, was sie thun; sie wissen nicht (sie würden erstaunen, wenn sie es wüßten), wie viele böse Folgen menschlicher Leichtsinn haben könnte, wenn Gott sie nicht verhütete. Wenn alle verleichtsinnigten Häuser abbrennen würden, die Sturmglocken würden nie schweigen; Strohhütten hätten wir bald keine mehr im Lande; und der Statthalter X., der herumgeht oder herumliegt, wie ein brüllender Löwe, der seine Besoldung zieht, den Eid geschworen hat, und doch mit Aufruhr droht, wenn das Gesetz über die Dachungen auch auf seine Verwandten soll ausgedehnt werden, würde die Pfeife einziehen. Wenn sie wüßten, wie viele Vorsätze keimen in der Menschenbrust, die nie zur That werden, wie viele böse Anschläge böser Menschen gegen Leben und Eigentum ihrer Brüder nie zur Ausführung kommen, weil der sie verhütet, der nie schläft, sie würden des Morgens inbrünstiger beten und mehr Vertrauen zu dem lieben Vater im Himmel haben.

Diese Wahrheit gibt sich mir kund, wenn ich nachdenke, wie viele böse Vorsätze ich in jener traurigen Zeit faßte, sie aber nie zur Ausführung bringen konnte. Wenn ich dem Doktor auflauerte, Wut und Rache voll, und ihn nicht geschont hätte, so kam er nicht des Weges, oder jemand anders war bei ihm;

und wenn ich ein andermal ihm begegnete, so schickte es sich mir nicht, oder meine Seele hatte in diesem Augenblicke nicht die gehörige Spannung, die That zu vollbringen.

Wenn ich dem Bauer zu schaden ging, so wurde ich entweder nicht einig in mir, auf welche Weise es geschehen solle, oder ich sah Licht im Hause, oder ich wollte warten das Haus abzubrennen, bis es mit Früchten angefüllt sei, den Flachs schöner werden lassen, um die Kränkung zu verstärken; so war immer etwas, das mir im Wege stund, gerade wie man von Gespenstern faselt, die Reitern, welche ihrem Unglück entgegen reiten, mitten auf ihren Weg sich stellen, und sie nicht durchlassen wollen. Und wenn ich ausging, die Gemeinde zu kränken; wenn ich Mädchen verführen, unschuldige Kinder in die Welt bringen wollte, damit sie als Plagegeister, verwünscht von der Geburt an, der Gemeinde auf dem Halse lägen; wenn ich damit das furchtbarste Verbrechen begehen wollte, das der Mensch gegen den Menschen vollbringen kann; so trug mein Fuß mich nie zu einer Gadenthüre: auf Annelis Grab fand ich mich wieder; von dort trieben die Geister des Morgens mich nach Hause. Auch ins Wirtshaus ging ich, um da Bekanntschaft zu machen und am Tage anzubahnen oder zu vollbringen, was ich des Nachts nicht vermochte. Aber wie viele der Mädchen auch waren, wie lockend sie nach mir hinsahen, wie nahe sie an mir vorbeistrichen, wie holdselig sie mir untere guckten und liebliche Reden führten mit zärtlichen Augen in deutlicher Manier, wie anzüglich ich ihnen auch antworten wollte — es war etwas im Halse, das mir die Stimme brach und die Worte verhauchte. Und wenn ich schon nach ihnen die Hand ausstrecken wollte, zwischen mir und ihnen war etwas, durch das ich nicht kommen konnte; und dann fing es mir an zu grauen, von den Mädchen floh ich weg, floh, wenn die Wehmut Meister

wurde, weit weg, wo Menschen mich nicht störten. Wallte aber die Bitterkeit oben auf, dann konnte ich die Menschen nicht verlassen, denen ich böses mit bösem vergelten wollte. Hinter eine Flasche Wein pflanzte ich mich und sah mit giftigen Augen ins Menschengewühl, sehnte mich nach einer Gelegenheit, den innern Groll loszulassen von seinen Fesseln, Lärm und Unglück anzustellen, Köpfe zu zerschlagen. Wo mir dann nur ein uneben Wort fiel, mich einer nur ansah, daß es mir nicht gefiel, da hatte ich Streit und Kampf. Weil ich nun keine Kameradschaft hatte, hingegen nach und nach viel Feindschaft, so stund ich gewöhnlich einzig, und wenn ich auch nur mit einem anfing, so hatte der gleich viele, die ihm halfen. So gab es richtig eine Schlägerei, besonders wenn ein gewisser Landjäger da war, der solche an allen Orten einzurichten wußte, um klagen, Buße ziehen zu können. Sobald Schläge fielen, war's mir weit ums Herz und wohl; geprügelt wurde ich allemal tüchtig, blutete immer, wurde aber doch nie besiegt, räumte oft in der ganzen Stube auf. Als bekannter Händelmacher hatten mich die Landjäger nicht besonders auf der Mugge; ich wurde daher von ihnen nie so verklagt, daß ich entfernt worden wäre; und weil ich meist gegen einen ganzen Haufen stritt, so schämten sich meine Gegner, mich zu verklagen; und wenn sie auch klagten, so hatte ich mehr Wunden aufzuweisen, als ein einzelner von ihnen, erschien somit als die unterliegende Partei und kam meist vor dem Richter fast ungeschlagen durch, schlief aber nie wohler, als mit einem halben Dutzend Löcher im Kopfe, wie ein Vollblütiger nach einem Aderlasse.

Mein Meister hatte zum Teil Freude daran, einen so starken Knecht zu haben, aber doch Erfahrung genug, zu wissen, daß das nicht immer so ablaufen werde. Er warnte mich öfters, doch umsonst. Er reisete Mareili, als es einmal z'Dorf kam,

hinter mich, und Mareili war so teilnehmend und freundlich: wäre ich bei ihnen gewesen, es hätte mich geheilt; allein trotz mehreren Anerbieten, trotzdem daß es mich hinzog, zog doch der Trotz vor, und ich ging nicht. Es war, als fürchtete ich ordentlich, aus meinem heillosen Zustande gezogen zu werden, als wären Haß, Bitterkeit, Gram, Rache, Zorn lauter wohlthätige Gefühle, ein wahres Seelenglück. Wenn sie auch abnehmen wollten, so steifte ich sie aufs neue wieder.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Rache und ihre Folgen.

An einem Schnittersonntag war es, als ich wieder auf solche Weise hinter meiner Flasche saß, heiß von Wein und Wut. Durch die Nebenthüre sah ich die Tanzenden, und unter ihnen auch meines alten Meisters, des Statthalters, Töchter, wie sie gar schön aufgeputzt daher rauschten, und, wenn sie keine vornehmen Tänzer fanden, auch mit andern vorlieb nahmen. Männer hätten sie wohl schon haben können; allein die einen waren ihnen nicht reich oder vornehm genug, und den andern wollte der Statthalter zu wenig Ehesteuer geben, so daß sie des Märtens nicht einig wurden. Natürlich richtete sich mein Groll nun auf einen bestimmten Gegenstand, und ich konnte den Augenblick nicht erwarten, bis ihre Tänzer sie zum Weine brächten, um erst mit den Töchtern einen Wortwechsel anzufangen, und dann mit ihren Burschen eine Prügelte. Sobald sie da waren, fing ich an zu fragen, wie manchem Knecht ihr Alter seither den Lohn abgeleugnet hätte? So einer gehörte an

einen andern Ort als ins Chor, und verdiente nicht einen Mantel, sondern eine apartige Kutte; es sei aber auch eine Regierung, zu welcher ein solcher Statthalter sich gar wohl schicke. Ich hielt ihnen vor, ihre französischen Bettstatten hätten ihnen auch nicht viel genützt, und wie manche Halbe Bätziwasser sie gebraucht hätten, ohne noch einen Mann zu bekommen. Dann frug ich, wie man jetzt das Fleisch bei ihnen koche und auf den Tisch gebe? und ich wolle wetten, wenn einist ihre Mutter gestorben sei, so werde es unghürig im Hause; die müsse alle Nächte wieder kommen, um Fleisch zu kochen und anzurichten. Da sollen sie machen, daß sie vorher Männer kriegten, ehe ihre Mutter stürbe; man habe sich vor ihr bei lebendigem Leibe gefürchtet, und wenn sie dann gar ein Gspenst sei, so käme kein Kilter mehr, nicht einmal solche Mooskälber, wie da zwei neben ihnen sitzen. Die Töchter hatten mir lange die Stange gehalten, die ganze Stube uns zugehört und das Feuer immer frisch angeblasen, ihre Begleiter auch darein geredet und gedroht, waren aber doch hübsch sitzen geblieben. Auf das letzte hin fing eine der Töchter zu weinen an; die Leute lachten laut auf, und die Bursche konnten nichts machen, als die gesuchten Händel anfangen. Ich schlug sie tüchtig ab, wobei des Statthalters Töchter auch noch einige blaue Mosen bekamen, prügelte noch manch andern dazu, erhielt auch meine wackern wieder, sang im heimgehen ein lustig Lied, wie seit langem nie, und schlief so fest und wohl, daß der Meister mich wecken mußte. Bald nach ihm erschien ein Landjäger und beschied mich nach dem Schlosse. Ich frug, welchen Tag ich erscheinen solle? glaubend, es gehe wie andere Male; aber der Landjäger verdeutete mir, ich hätte gleich mit ihm zu kommen. Das verwunderte mich gar sehr, war doch die Prügelte nicht halb so arg gewesen, wie manch früher Mal. Ich wußte damals noch nicht,

daß alle Vergehen wegen irgend etwas, das zur Regierung gehörte, nicht nur doppelt und dreifach, sondern auch von Amtswegen ohne bestimmte Kläger gezüchtigt würden; ich wußte nicht, daß zu diesen Menschen, für die das Gesetz von Rechtswegen, während es für andere nur aus Gnaden da war, nicht nur der Statthalter, sondern auch seine Töchter, und nicht nur diese, sondern auch ihre Kilter gehörten; ich wußte nicht, daß es an den Hals ging, wenn man solche Begünstigte nur mit einem Finger berührte, und der Rücken darhalten müsse, wenn man einem von ihnen nur in seinen Schatten trappe. Aber sobald ich in die Audienzstube trat, sah ich, daß da ander Wetter sei als sonst. Wie gewohnt, saß die Frau Landvögtin mit der Lismete da; aber diesmal lismete sie nicht, sondern hörte mit angestrengter Aufmerksamkeit zu. Der Herr fuhr mich zornig an, kam aber im Reden gar nicht fort; man konnte nicht verstehen, was er meinte. Endlich winkte die Frau dem Landjäger; der führte mich in die Wartstube, bis wieder geklingelt wurde. Der Herr hatte sich gefaßt und fing ein zwar langsames, aber verständliches Verhör an. Die Prügelte war nur die Nebensache, meine Reden die Hauptsache.

Ich sollte Rede stehen, was ich gestern über die Regierung gesagt habe; über die Scheltungen, die ich wieder gegen den Statt halter ausgestoßen. Ich wollte nun erzählen, wie der Statthalter mich behandelt, um meine Reden zu erläutern gegen denselben. Aber die Frau winkte mit dem Finger wieder, und ich wurde abgeführt, bis es klingelte. Nun legte der Herr mir bestimmte Fragen vor: Ob ich nicht gesagt, die Regierung bestehe aus lauter schlechten Leuten, sie verdienten alle apartige Kutten zu tragen u. s. w. Als ich einige beantwortet hatte, aber nicht wie man wollte, so winkte es abermals; aus meinen Worten zog die Frau neue Fragen und diktierte sie dem Herrn;

so bis die Köchin kam und sagte, ds Herr Landvogts chönni cho esse, dSuppe syg uf em Tisch. Ich wurde ins Gefängnis geführt, mit dem Bedeuten, daß ich nachmittags besser die Wahrheit sagen solle, erhielt aber doch ordentlich zu essen. Nachmittags die gleiche Geschichte. Neue Beschuldigungen kamen zum Vorschein, allgemeine, und gegen den Statthalter insbesondere. Lange dauerte diesmal das Verhör, ohne Unterbrechung. Während dem Essen hatte die gestrenge Frau Zeit gehabt, den Herrn Gemahl gehörig zu instruieren. Endlich wurde zwischen den zwei Ehehälften und dem Schreiber eine lange Unterhaltung gepflogen, deren Resultat war, daß man mir ankündigte, man werde am Morgen Zeugen gegen mich aufführen und abhören, und wenn ich dann nicht eingestehen wolle meine Lästerungen gegen die gnädigen Herren und ihre getreuen Beamteten, so habe man Haselstöcke genug im Schloß, um mir das Maul aufzuthun; das sei schlecht von mir, von der Regierung, welcher ich so viele Wohlthaten zu verdanken hätte, so zu reden, und ihr nicht einmal Treu und Wahrheit zu leisten, wie es in der heiligen Schrift geboten sei. Worin die erhaltenen Wohlthaten, die man mir vorhielt, bestanden, sagte man mir nicht, und ich hatte nicht Zeit, darnach zu fragen; der Landjäger, der wahrscheinlich durstig war, pressierte, mich abzuführen. Hätte ich fragen können, so hätte ich wahrscheinlich vernommen, ich sei ein uverschante Kerli, und man werde mir das Räsonnieren schon vertreiben.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie eine gewisse Klasse Berner sich das Wort „Wohlthaten" angewöhnt hat, und es sich noch jetzt nicht abgewöhnen kann, und es jetzt besonders im Zunftwesen gebraucht, aus den Zunftgütern für sich braucht so viel man will, von Rechteswegen, und, was man andern zukommen läßt, Wohlthat heißt. Nichts Lächerlicheres gibt es aber, als wenn ein ehrlicher Zopfbürger, den man in der Stadt zu

etwas gemacht, eben weil er ein Tropf ist, die gleiche Sprache führt wie ein Landesfürst oder ein Erzengel.

Des andern Morgens sah ich eine Menge Leute nach dem Schlosse kommen: des Statthalters Töchter, ihre Kilter, den Wirt, Geprügelte und Ungeprügelte durcheinander; und als ich endlich in die Audienzstube geführt wurde, fand ich dieselbe halb voll sogenannter Zeugen aller Art, die Frau Landvögtin aber nicht darin. In der Nebenstube hinter der Thüre saß sie und lismete, und dort ging der Herr zuweilen Atem oder Rat zu schöpfen, ich weiß nicht welches. Diese Zwischenthüre soll noch heutzutage sehr komod sein. Der Herr begann nun sein Verhör, ohne irgend jemand abtreten zu lassen, und billigermaßen mit den Töchtern, die zu hinterst am Schwanze der Familien hingen, deren Landgut das ganze Land war. Es handelte sich über mein Verbrechen gegen die Regierung und ihre Beamtete, und da sollten nun alle als Zeugen aufgeführt werden, die anwesend gewesen. Die erste Tochter wurde gefragt: was ich denn gegen die gnädigen Herren gesprochen? Sie antwortete: ich hätte ihr die französische Bettstatt vorgeworfen, und noch viele andere wüste Sachen, und am Ende sie noch gar geschlagen; sie hätte noch jetzt große Mosen, und wolle sie dem Junker Landvogt gerne zeigen; er könne daran sehen, was ich für einer sei. Der gute Herr kam in Verlegenheit, seine Frau hinter der Thüre verstund nicht Spaß; da ihm aber in der Verlegenheit das Reden schwer war, so gelang es ihm fast gar nicht, nicht sehen zu müssen, was er nicht sehen sollte, und durchaus nicht, das Mädchen von seinen Mosen auf das andere Kapitel zu bringen. Die andere Tochter merkte, daß das nicht recht sei, wußte aber auch das Rechte nicht zu fassen, sondern meinte: ich hätte gesagt, ihr Vater hätte mich um den Lohn betrogen, und die Regierung verdiene einen solchen Schelmen nicht; ihre Mutter sei eine

Hexe, und werde einist ein Gespenst, weil sie niemerem Fleisch gönni; aber das wisse doch die Frau Junker Landvögtin wohl, daß das nicht wahr sei, und auch der Schreiber könne es sagen, daß sie andern Leuten etwas gönnten; sie hätte ihm erst gestern so gute Nidle gebracht, die er so gerne schlecke.

Da hustete es sehr laut in der Nebenstube und ich vernahm, daß die Junker Landvögtin ihrem Herrn, der nicht ganz leicht hörte, sagte: „Das chunt nüt nutz, du muesst eis na'm andere näh!“ Das geschah nun; aber das Verhör ging verzweifelt lang, wurde unterbrochen durch die Köchin und fortgesetzt, ohne daß der Herr auf dem Ohr gewesen wäre. Am Abend endlich ging der letzte Zeuge fort; ich wurde hineingerufen. Der Herr Landvogt wollte mir nun das Verhör ablesen und das meinige beginnen; allein der Schreiber bemerkte, es sei dazu doch wohl spät; man solle mir nur zu bedenken geben, daß ich morgen bei jeder Frage, die ich nicht bejahe, Prügel erhalten würde; denn alles sei bewiesen. Das sollte also ein noch weit bequemeres Verhör geben, als das jenes Junkers, dem sein Schreiber (nicht die Frau) ein Verhör aufgesetzt, mit der Bemerkung unter jeder Frage: Antwortet Delinquent das, so wird so gefragt; antwortet er aber so, das. Der Junker las nun ohne Unterbrechung die ganze Geschichte, Frage und Antwort, dem armen Sünder ab, und wollte es von ihm bestätigt wissen; dieser weigerte sich; da sagte der gestrenge Tropf: „Da gseht dr, Herr Amtsschriber, wie das eine-n-isch; Landjäger! thue mr dä Säubueb hingere.“

In meinem Gefängnisse überlegte ich das Verhör und die Prügel; was ich nicht gesagt, wollte ich nicht eingestehen, Prügel wollte ich auch nicht. Ich merkte wohl, daß der Statthalter, der Fuchs, meiner gern los sein wollte und, um dieses desto leichter zu bewerkstelligen, mich als einen unzufriedenen, auf-

rührerischen Kopf recht schwarz angemalt, und daß eine solche Geschichte für den Junker Landvogt ein seltenes Herrenfressen sei, an dem er sich selbst erlaben und höhern Orts mit Hilfe seiner Frau wichtig und berühmt machen wolle. Ich gedachte, es sei schon mancher aus seinem Gefängnis entronnen, und zum Glück sei ich nicht im B..g.....r Schloß, wo man seit Menschengedenken keinen habe entrinnen lassen; auch sei kein H.....wyler, die berühmt sind in solchen Diensten, Kerkermeister. Ich brauchte List und Kraft, und obgleich ich kein Z...er war, die im Entwischen eine besondere Gewandtheit besitzen sollen auch kein Maurer von Profession, befand ich mich doch in wenig Stunden im Freien und lachte über die langen Nasen, die man morgen im Schlosse haben werde.



Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich Rekrut werde und allerlei Betrachtungen mache. Mein Aufenthalt in französischen Diensten.

Nur daran hatte ich gedacht, den Prügeln zu entkommen, einen weitern Plan nicht entworfen. So viel war mir klar, daß man mich zuerst bei meinem Meister suchen, diesen zur Rede stellen werde: wo ich sei und wohin ich mich gewendet? Ich schlug daher den entgegengesetzten Weg ein, ohne zu bedenken, wohin er führe. Es ward Tag; ich mäßigte meinen Schritt, zog meine Gedanken ab von meiner Schadenfreude: wie sie luegen werden, wenn sie das Nest leer fänden? und begann mich umzusehen, wohin mein Weg mich bringen und

was ich vorzunehmen hätte. Da trat aus einem Wirtshause am Wege ein Mann heraus, gesellte sich zu mir und betrachtete mich von oben bis unten.

Das kam mir verdächtig vor; zudem hatte er etwas in Postur und Kleidung, das einem verkleideten Landjäger ähnelte. Auf seine üblichen Fragen, woher und wohin, gab ich daher ausweichenden Bescheid oder gar keinen; denn im Ersinnen von Lügen war ich nicht bewandert. Der Mann, welcher in der Welt herumgekommen, merkte bald, daß bei mir etwas nicht richtig war, daß ich etwas zu verhehlen hatte, was aber doch nicht gar zu arg sein müsse, da ich am hellen Tage auf der Landstraße mich zeigte. Gerade diese Gemütsstimmung war ihm die rechte, um meines Körpers sich zu bemächtigen, den er immer sehr wohlgefällig betrachtete.

Er gab sich als Werber in französischen Diensten zu erkennen, erzählte von dem Wohlsein der Soldaten und wie sie in Paris ein lustiges Leben hätten, und wie man dort von dummen Bauern nicht mehr geplagt werde um einen elenden Lohn. Da könne man leben wie ein Herr, sein Glück machen, ja Oberst werden; sie hätten einen bei ihrem Regimente, der sei auch nur als gemeiner Soldat eingetreten, und jetzt sei er Oberst und habe einen Schnauz, den er unter dem Kinn knüpfen könne. Ich fing an zu hören; es öffnete sich da eine Aussicht, an die ich gar nicht gedacht. So mit einem Schnauz und einem großen Dreizink zurückkehren und dann in einem andern Ton mit den Leuten sprechen zu können, das schien mir gar zu prächtig. Ich frug nach Mehrerem, zeigte immer mehr Interesse; der Werber merkte, daß ich angebissen, und wie ein guter Angler zog er nicht plötzlich an, sondern so nach und nach, daß ich nicht weiß, wer eigentlich mit klaren Worten zuerst hervorrückte.

Er sagte mir nun, wir gingen jetzt gerade auf Bern ins Werbbureau; dort werde meine Kapitulation ausgefertigt und das Handgeld mir ausbezahlt werden. Das hatte ich gar nicht gedacht, sondern geglaubt, wir Beide marschierten jetzt fußwarm nach Frankreich hin. Ich trug ihm meine Geschichte vor, und meinte, gar nicht nach Bern gehen zu dürfen, weil mein Landvogt mich der Polizei übergeben und diese mich in Bern am geschwindesten finden werde, da dort so viele Landjäger sein sollen als Abweissteine. Lieber, erklärte ich, als daß ich nach Bern gehe, gebe ich den Handel mit ihm auf; er solle seiner Wege gehen, und ich wolle schon einen Ort finden, wo der Landvogt nicht hin schmöcke.

Da sagte er lachend, ich sei auch so ein dummer Bauernkerl, der gar nicht wisse, wie es in der Welt zugehe. Ein Landvogt sei ein Herrgott in seinem Amte, da könne er regieren und kujonieren, so viel die Bauern erleiden möchten; aber in Bern, da habe er gar nichts zu befehlen; da sei ein Schreiber und ein Lieutenant in der Stadt mehr als ein Landvogt auf dem Lande; und wenn einer von ihnen in die Stadt komme, der auf seinem Nest keinem für einen Gruß danke, so ziehe er den Hut ab und bücke sich vor jedem Sekretär und thue mit eines jeden Ratsherren Jean wie ein alter Bekannter. Sobald wir nach Bern kämen, wollten wir zu seinem Lieutenant; dessen Vater sei Seckelmeister, und wenn der Landvogt nur ein Wort sage, so kriege er einen tüchtigen Abputzer für die ganze dumme Geschichte. Es komme da immer darauf an, wer den ersten Bericht mache und wer einer Sache sich annehme. Überhaupt sei man ein ganz anderer Mensch, wenn man in Städten wohne, statt auf dem Lande. Man fühle das auch gleich, und man sei kaum ein Jahr in einer Stadt, sei man nun wer man wolle, Junker oder Burger, Schreiber oder Pfarrer, Stallknecht

oder Stubenmagd, Laufbub oder Kirchenrat, so begreife man erst recht, wer man eigentlich sei, und müsse alle Andern für nicht viel besser als Esel, Kälber und Kühe ansehen, man möge wollen oder nicht. Das kam mir damals unbegreiflich vor; ich hatte aber bald Gelegenheit, die Wahrheit eines Teils dieser Behauptung zu erfahren; und die Wahrheit des letzten Teils: daß, wer in die Stadt ziehe, in Jahresfrist seine frühern Kameraden mit ganz andern Augen ansehe und ein ganz anderer sei, und daß, wenn man von ihm wolle angesehen werden, man eine ganz besondere Ehrerbietung an den Tag legen müsse, was denn auch viele nicht ermangeln, und daß, wer dieses nicht thue, mit entfernender Kälte behandelt oder als böser Kopf, ehedem als Liberaler, jetzt als Aristokrat oder von dem einen so, dem andern anders, kurz, als ein dummer Mensch, der weder fassen noch urteilen könne, vermalestiert und abgefertigt werde —: wer hat ehedem und dermalen das nicht erfahren? Ja, man behauptet, diese Verwandlung komme auch an Leute, welche nur einen kleinen Teil des Jahres in der Hauptstadt seien, und Regierungsstatthalter und Gerichtspräsidenten, denen dieses Glück zu Teil werde, redeten in ganz anderem Tone als früher, und in einem ganz andern Tone zu Menschen, die das ganze Jahr über oder teilweise oder nur einige Tage in der Hauptstadt seien. Ja man behauptet, es gebe Menschen, welche ein besonderes vorahnendes Jucken in sich fühlten, alle Menschen für Esel anzusehen außer sich, und diese böten alle Mittel auf, wie die Juden beim Schachern, um in die Hauptstadt zu kommen, und je mehr sie sich zu erheben gedächten, desto mehr erniedrigten sie sich auf die gemeinste Weise und mit Verleumdung und allerlei großen Worten. So sagt man; ob es wahr ist, weiß ich nicht. Indessen ging es gerade so, wie mein Werber gesagt hatte. Der Herr Lieutenant nahm mich in Gnaden an,

hatte unbändige Freude an dem Prachtkerl, versprach vollkommenen Schutz und lachte über den Landvogt nicht wenig. Ich hatte damals meine sehr große Freude daran, daß so ein französischer Lieutenant in Bern mehr zu bedeuten habe als ein Landvogt; ich wußte damals auch noch nicht, daß es doch noch darauf ankomme, von welcher Familie der Lieutenant oder der Landvogt sei, oder wer mehr Freunde oder Verwandte im Rat hatte.

Nun war ich also schweizerischer Soldat in Diensten der französischen Majestät. Es kann nicht meine Absicht sein, alles zu erzählen, was mir während meiner langen Dienstzeit begegnet ist. Ich merke bereits, daß es mir gegangen ist, wie es ungelehrten Leuten gewöhnlich geschieht: je seltener sie zum Tampen Zeit haben, desto weniger können sie aufhören, wenn sie einmal sich warm geschwatzt haben. Wenn ich alle meine Erfahrungen erzählen wollte, so gäbe es ein dickes Buch wie die Bibel, und da würde es diesem Buche (mit Respekt nicht zusammengezählt!) auch gehen wie der Bibel: selten jemand würde es lesen; und doch schreibe ich es gerade deswegen, daß die Leute es lesen möchten; denn es soll ein Spiegel für viele sein. Meine Absicht ist, aufzuschreiben, was im Vaterlande mir begegnete, damit dabei etwas lernen könne, wer dieses liest. Von meinem Soldatenleben will ich nur erzählen, was jeder Schweizer davon wissen sollte, und was zur Erklärung meiner Person und meines endlichen Schicksals durchaus notwendig ist.

Eine neue Zeit sollte nun wieder in Frankreich beginnen und fünfundzwanzig vergangene Jahre der Vergessenheit übergeben, ausgekratzt werden die Züge, welche sie der Erde und den Menschen eingegraben. Wie Krähen bei einer Metzgeten, flatterten von allen Seiten Leute herbei, die nichts gelernt, nichts vergessen hatten. Von den alten, im Feuer und Wasser

Erprobten behielt man nur so viele bei, als notwendig waren, die Maschine gehen zu machen, oder die, welche sich zu stellen vermochten, als hätten sie sich bis dahin verstellt, und wären eigentlich immer gewesen Leute von sogenannter guter Gesinnung, also gutgesinnte Leute, das heißt Leute, welche von Grund ihres Herzens überzeugt seien: es gebe zweierlei Menschen, die einen mit Sporen an den Füßen geboren, die andern mit Sätteln und Rücken, die einen vom Schöpfer zum Reiten und die andern, um geritten zu werden, ausstaffiert. Und wie es jetzt in allen Ämtern geschah, also geschah es auch in den Schweizerregimentern. Die alten Helden an der Beresina und die wackern Helden auf dem Marsfelde wurden, wenn die Gnade groß war, in Linienregimenter gesteckt, sehr viele aber, besonders die, welche zu vornehmen Schlechtigkeiten nicht schweigen wollten, mit Kopfnicken zur Ruhe gesetzt; und, wie Mäuse aus ihren Löchern, so krochen und hüpften, nachdem der Pulverdampf sich verzogen hatte, eine Menge Jünkerlein, die höchstens einmal einen Feuerteufel gerochen oder auf dem väterlichen Misthaufen einen Spatz geschossen hatten, herbei und füllten die Garderegimenter. O das war ein ganz eigener Anblick, ein Regiment zusammengesetzt aus den Männern der Kaiserzeit und den Leutchen der alten oder neuen Zeit, wie man will. Wie sie vor der Fronte stunden, die gebräunten Männer mit dem sichern Blick, dem eisernen Tritt, verschwistert Säbel und Arm, das Bewußtsein der Beresina in jedem Wort, jeder Bewegung; und unter ihnen dann die blanken Gesichter mit den dummen hochmütigen Augen, das Kinn hinaufgeschraubt zu höchst möglicher Keckheit, mit dem stolpernden Hahnenschritt, dem verlegenen Säbel, den verlegenen Händen, der schillernden Stimme und dem suchenden Blick, der etwas finden wollte und doch nichts sah — wer erinnert sich nicht dieses Anblicks? Und wie

sich die Leute Augen machten, wie die einen glühten im kaiserlichen Zorn und Verachtung, und wie die andern starrten in aristokratischem Hohn und Übermut, und wie diese so oft vornehm auf die Seite und manches mit hoher Nase übersahen, was nicht nur den Säbel, sondern auch das Herz in Verlegenheit gesetzt hätte — wer erinnert sich nicht noch dessen? Aber es ändern sich die Zeiten, und mit ihnen die Menschen.

Von oben herab wehte scharf der Wind und immer schärfer gegen jede kaiserliche Erinnerung. Die gebräunten Männer wurden immer seltener vor der Fronte; und an einem schönen Morgen sah man Marschälle und Obersten, deren Schwerter auf hundert Schlachtfeldern im Siege gefunkelt, deren Adleraugen ebenso oft im Siege geblitzt hatten, mit Wachskerzen in den Händen, gesenkten Hauptes, schleppenden Schrittes durch die Straßen ziehen; da senkte sich manches andere Haupt, und seinem Auge entquoll eine Thräne schmerzlicher Erinnerung. Die alten Soldaten sahen mit einem eigenen Gefühl die neuen Offiziere; ihnen waren alle Träume von Epauletten mit Offiziers-, Hauptmanns-, Obersten-Zeichen verschwunden; sie mußten sich von Menschen befehlen lassen, die weniger wußten als sie, mußten sich oft der Unkunde ihrer Offiziere wegen von ihren Kameraden auslachen lassen. Sie mußten sich nun auf einmal das Benehmen der Offiziere in Friedenszeiten verbunden mit der junkerlichen Kühle und Schroffheit gefallen lassen. Im Felde, wo man zum Leben und Tode gesellt ist, wo das Leben der Offiziere in der Soldaten Händen ist, wo im Gewühle der Schlacht der Schuß eines Kujonierten unbemerkt töten, der Schluck aus einer Feldflasche retten kann, da schließt unwillkürlich der Offizier dem Soldaten sich an, und bei aller Disciplin bildet sich ein kameradschaftliches Leben; aus einem Kessel ißt man, an einem Feuer liegt man. Von diesem Leben wußten

aber die, welche nur auf dem Depot ihre Lorbeeren erworben hatten, oder die, welche ihre Stiefel noch frisch gewichst aus Berns Lauben brachten, nichts. Ohnedem entfremdet der Garnisonsdienst, wo das Leben so scharf sich trennt, kein Lieb und Leid zu teilen ist, fast unwillkürlich Soldaten und ihre Obern, und dem besten Offizier wird es ordentlich schwer, sich im rechten Verhältnisse zu bewahren. Und wenn so ein aufgeschraubter, frisch gewichster Lieutenant oder Hauptmann einen ansah, so kam einem unwillkürlich ein foutue bête zwischen die Zähne. Dies that besonders den alten Unteroffiziers weh, und ihnen geschah am meisten, daß sie zuweilen gegen solche Puppen den schuldigen Respekt vergaßen, obschon sie eingewohnt waren in die eiserne kaiserliche Disciplin. Es waren meist nur kleine Verstöße, im Unmute entfahren, die aber doch gewöhnlich das Verlieren der Schnüre zur Folge hatten.

Nach und nach verschwanden bei der Garde auch mehr und mehr die alten Unteroffiziers, und die, welche blieben, fügten sich in die neuen Menschen, wurden schmiegsam, warteten auf und rapportierten so viel sie konnten, und entluden einen großen Teil der Herrleins aller fernern Sorge um ihre Leute, damit sie Zeit übrig behielten für ihre Figur und andere Figuren auf Kanapees und Spielkarten. Dort waren ihre Schlachtfelder, dort holten sie ihre Wunden; und es war allemal ein Regimentsspektakel, wenn einer zum erstenmal hinkend oder mit dem weiten Geleise nebenbei lief und verschämt that, oder drein schaute wie ein Bullenbeißer. Später zogen dann die Herren auf, so gelassen, als ob so etwas sich von selbst verstünde, und Pauken und Trompeten eben nichts anderes wären, als vornehme Gügerlein, also etwas ganz Ordinäres.

So etwas wirkte natürlich nicht am besten auf die Soldaten ein, die keine Kriegsehre im Leibe hatten, sondern nur

den Kamaschendienst vor sich; auf alle Fälle verlor sich Scham und Scheu vor etwas, dessen man sich im Vaterlande auf das höchste schämt. Aber etwas Anderes wirkte noch viel verderblicher, das war die Geringschätzung der Offiziere gegen unsern Gottesdienst. Sie legten es deutlich an den Tag, daß Feldprediger, Religion, Gottesdienst sie eigentlich nichts angingen, sondern nur für uns da seien, damit wir sogenannte Habersackpredigten zu hören bekämen und im Gehorsam gehalten werden könnten. Von ihnen kam nur, wer mußte, während wir hineingetrieben wurden; wer von ihnen kam, schlief, oder hörte sonst nichts, oder that nichts als aufpassen, wer sich etwa rege, warf sich in die nachlässigste Stellung, je nach der persönlichen Eigentümlichkeit; und am Ende äußerte er sich vielleicht noch: das wäre aber eine Predigt gewesen, welche keine Sau gefressen hätte. Was mußten da wohl für Gedanken und Gefühle bei uns erwachen? Wenigstens keine religiösen.

Wenn wir dann Spaliere bildeten bei königlichen Prozessionen, oder die Begleitung bei königlichen Messen, da sahen wir unsere Offiziere alle, sahen sie in größter Aufmerksamkeit, ja Andacht, sahen sie der größten Ehrerbietung sich befleißen, sahen sie also ganz anders in fremdem Gottesdienst, als im eigenen. Was meint man wohl, was wirkte das, und dazu auf Menschen, die mehr oder minder roh waren, und daher in keiner Meinung, in keinem Glauben selbständig, ohne inneres Gegengewicht gegen die Sinnlichkeit, die so gerne alle Schranken durchbricht! So wurden wir unwillkürlich der Herrschaft unseres großen Herrgottes entzogen; aber dem frugen unsere kleinen Herrlein wenig nach. Vielleicht sahen einige es gar nicht einmal ungerne; teilt doch so ein kleines restauriertes Menschlein seine erhaltene Macht nicht gerne mit jemand, am wenigsten mit dem großen Gott, könnte ihm da ja gar nichts übrig bleiben!

Und doch fühlten sie nicht Kraft genug in ihren wattierten Herzen und den selbstgemachten Gesetzen, uns ohne Gott in Reih und Glied zu behalten. Daß unser einer auch eine Seele hätte, daran hatten viele ihrer Väter schon mehrere hundert Jahre lang kaum mehr gedacht; warum sollte es gerade jetzt den dummen Enkeln beifallen? Was aus uns würde, was wir heim brächten ins Vaterland, haben das die je bedacht, welche Schweizerblut verkauften, Sold für die eigene verfallene Haushaltung, Brot für die verwahrlosten Söhne suchten? Gerade dieses Reislaufen unter obrigkeitlichem Schutz und Garantie brach den echten Schweizersinn; da wurden die Freien dressiert, bis sie Knechte wurden, bis sie schmeicheln, Stellen nachjagen konnten; da wurden sie entnervt durch fremdes Geld und fremde Laster, die einen reich, die andern desto ärmer. Aus den stehenden Heeren trug sich allmählich die Ordnung über in alle Verhältnisse des Vaterlandes, und wer unberufen das Maul aufthat, kriegte Stockschläge, wie der Soldat in Reih und Glied, der räsonnierte.

Und in den reformierten Kantonen wirkte es aus oben angeführten Gründen noch viel schädlicher als in den katholischen.

Ich bin weit entfernt zu tadeln, daß die Schweizer, wenn sie keine eigenen Kriege hatten, sich schlugen in den Kriegen Anderer; lag es doch einerseits in den Sitten der Zeit, und haben die Schweizer ein eigenes kampflustiges Gemüt und eine eigene Hand, in die nicht nur der Pflug, sondern auch das Schwert paßt. Aber das verdamme ich, daß das angewohnte Reislaufen, welches die Obrigkeit, wenn es am gefährlichsten war, nie zu hemmen vermochte (höchstens die kleinen Diebe hängte sie, die großen ließ sie immer laufen), gedreht und förmlich organisiert wurde, daß es ward ein Brotkorb gewisser Fa=

milien, eine Pflanzschule von Herren und Knechten, ein Grab vaterländischer Tugend, ein fruchtbarer Schoß fremder Laster, eine Werkstätte ruchloser Gemüter, die nichts Heiliges mehr kannten. Das verdamme ich, daß an diesen organisierten fremden Dienst das Pensionswesen sich knüpfte, das unter verschiedenen Gestalten fortdauerte bis auf die neueste Zeit; daß um eine Lieutenants- oder Hauptmannsstelle beeidigte Väter des Landes in den vaterländischen Ratssälen ihre Stimmen und des Vaterlandes Söhne verkauften. Ist dies nicht, so ist fremder Kriegsdienst den Schweizern heilsam; sie müssen auswandern, haben im engen Lande nicht Platz und für böses Blut ist Kriegsdienst die kräftigste Badekur. So hatten wir beim Regiment nichts anders als das Vorspiel des aristokratischen Lebens zu Hause, auch eine Art Äußern Stand, nur mit dem Unterschiede, daß man bei uns weder Sinn noch Sitten zu bemänteln nötig zu haben glaubte. Von den Herren selbst hatten wir direkt wenig zu leiden; die meisten bekümmerten sich nicht um uns; einige sogenannte Regimentsbüffel (man nannte sie so, weil die meisten derselben kurze Hälse hatten) ausgenommen. Die schnurrten jeden an, und brachten etwas vor, um sich wichtig zu machen. Um die Offiziere aber stunden in dreifacher Kette die Reihe der Unteroffiziers und Instruktoren als Brillen und Eselsbrücken. Um die her in weiterm Kreise ihre Günstlinge, Nachwuchs in ihre Reihen, dann die tributpflichtige, zu hudelnde Menge der Unbedeutenden, auf die man nicht viel Rücksicht nahm, die aber viele Rücksicht zu nehmen hatten. Aus ihr taucht hie und da einer auf, der sich nicht alles will gefallen lassen, der räsonniert, klagt u. s. w. Aber es ist gewöhnlich nur hie und da einer (das Zusammentreten mehrerer wäre als Aufruhr angesehen worden); von seinen Kameraden

wird er, wenn es allfällig zum Reden kömmt, nicht unterstützt; er erhält seine Nüsse vor den Kopf, richtet nichts aus, wird auf die Mugge genommen, bis er zahm wird oder sich entfernt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie ich aus einem Rekrut zu einem Mann werde.

In ein solches Regiment trat ich ein. O so ein Rekrut ist ein armselig Ding! So lang man auf dem Wege zum Depot ist, geht es, wenn man etwas Geld hat und sich nicht mit der magern Kost, bei welcher zu Gunsten der Obern der Brotkorb hoch gehängt ist, begnügen muß. Sobald man aber unter die Hände der Instruktoren fällt, geht der Tanz an. Alle möglichen Ehrentitel, unter denen Bauernlümmel der reputierlichste ist, muß man hören vom Morgen bis an den Abend; und wer vorher nicht exerzieren konnte, der wird herumgestoßen, das Gewehr ihm in den Armen herumgerissen, daß er ringer seine zwanzig auf den H...... nehmen würde. Ist er mit dem Exerzieren fertig, so fallen die über ihn her, welche früher als er da waren und einen Teil der Schule durchgemacht haben; wer nur eine Woche früher eingerückt ist, glaubt schon das Recht zu haben, auf den Ankömmling mit Stolz herabzusehen, sich seiner zu seinem Vorteil zu bedienen. Auf das Rupfen ist es natürlich abgesehen bei allen, und wer mit den Instruktoren und Kameraden in Wein und Schnaps sich abfinden kann und will, der kauft sich von mancher Plage los.

Das wollte ich nun aber nicht. Gleich am ersten Tage erbitterten mich die Schimpfwörter, das Stoßen der Befehlenden,

das Betragen der Kameraden; jemanden, der mich böse gemacht, dem zahlte ich keinen Wein, das wäre mir durchaus unmöglich gewesen; ich hätte mich eher zu Kraut und Rüben verhacken lassen. Am folgenden Morgen ging es noch ärger, und ich wurde noch böser, wurde auch in der Erbitterung ungeschickter, was das Übel nur vermehrte. Ich räsonnierte; man hieß mich einen bösen Kopf, une mauvaise tête, den man ringgeln müsse; ich verging mich, wurde gestraft, konnte längere Zeit nicht in die Kompanie treten, und als ich es endlich konnte, ward ich dort tüchtig empfohlen auf der einen Seite, und zweitens wirklich störrisch im höchsten Grade auf meiner Seite, so daß es nicht anders als böse gehen konnte. Beim Exerzieren bekam ich immer Tadel oder Strafe. Ich war groß und fiel daher in die Augen, auch wenn man kein besonderes Auge auf mich gehabt hätte. Niemand machte mich mit den kleinen Vorteilen beim Putzen der Montur und Armatur bekannt; alle hatten ihre Freude daran, wenn ich am meisten dabei schwitzte, am längsten daran machte, und doch am Ende alles am schlechtesten hatte. Auf dem Fechtboden stieß und schlug der Fechtmeister mich tüchtig, lehrte mich nichts, stellte mich immer heraus als einen, mit dem nichts anzufangen sei, weil ich ihm weder eine Flasche zahlte, noch einen Franken in die Hand drückte; und doch wurde ich nun auch vor die Klinge genommen. Ich wollte gegen einen Neckenden einst meine Faust brauchen; da bedeutete man mir, es sei hier eine andere Mode, ich müßte heraus. Mein Gegner war kein geübter Fechter, auch nicht stark, glaubte aber sich sicher und mir weit überlegen. Mir klopfte das Herz vor dem blanken Eisen doch ein wenig; als ich es aber einmal in der Hand hatte, da schien ein eigener Geist in dasselbe zu fahren; es war, als würde es lebendig in meiner Faust; die Erbitterung trug das Ihrige dazu bei; ungewohnte Hiebe und Stöße,

ein eiserner Arm, der jede Parade durchgehauen hätte, wenn die Streiche nicht meist flach gefallen wären, brachten meinen Gegner außer Fassung, und bald hatte er eins über den Arm erhalten, an dem er einstweilen genug hatte. Nun wurde ich froh und stolz und meinte, beim Regiment die gleichen Siege zu erfechten mit der Klinge, wie zu Hause mit der Faust; aber ich täuschte mich. Man ließ mir nicht lange Zeit zum Stolz; bessere Fechter verbanden sich, den Bauernlümmel zu züchtigen; ich mußte wieder aufs Terrain, erhielt eine Schlappe, und dann wieder eine, und wieder eine. So führte ich ein wahres Höllenleben, und fühlte auch eine wahre Hölle in mir; denn ich mußte regelmäßig den Kürzern ziehen. Mit kaum vernarbten Wunden auf der Brust beging ich einen Insubordinationsfehler gegen einen Unteroffizier im Dienst; ich wurde krumm geschlossen. Hätte ich den Zustand meiner Brust gezeigt, es wäre kaum geschehen; allein man hätte mir eher die Zunge ausreißen können, ehe ich mit einem Wort je einen Grund zum Nachlaß von Strafen vorgebracht hätte. In dieser Stellung brachen meine Wunden auf, entzündeten sich, und eines Morgens fand der Wärter mich im heftigsten Fieber. Man schloß mich auf, fand bald die Ursache des Übels und brachte mich ins Spital. Lange lag ich dort zwischen Tod und Leben; endlich kam ich wieder zum Bewußtsein, aber lange nicht zur Kraft. In meinen Träumen hatte ich oft eine große Gestalt an meinem Lager gesehen und sie herausgefordert, oder mich herausgefordert geglaubt; ihr Erscheinen machte mich allemal unruhiger. Nun beim Bewußtsein sah ich sie wieder vor mir stehen, mit großen, ernsten Augen, einem grauenden Schnurrbart, einem Munde, der nur Patronen beißen zu können schien, einen Mann mit einem wahren Schlachtengesicht, und einer Haltung, als ob er vor seinem Kaiser präsentiere.

„Nun, Kamerad,“ sagte er, „diesmal kömmt es noch nicht an dich; es hat geheißen: Rund vorbei! Aber sage mir, was hat dich so wild gemacht in deinen Träumereien; was hast du da immer zu schlagen und zu fluchen gehabt?“ Es ging lange, bis er ordentlich Antwort bekam; aber meine Krankheit hatte mich weich gemacht, und zudem sah aus dem schwarzbraunen Gesichte eine solche Gutmütigkeit mich an; sie war mir so seltsam und that mir so wohl, daß ich nicht widerstehen konnte. Ich erzählte ihm nach und nach meine Lage, so weit ich sie übersah. Als ich fertig war, brach er aus: „Tonnerre de Dieu, ja, das sind ganz die Lumpenkerls, die Pflastertreter, die noch nie Lunte gerochen; ehemals ging es anders: Foudre, du wärest Korporal, Gotthelf, wenn ein anderer noch besöhle; aber du bist auch ein Lümmel, hast ihnen das Heft in die Hand gegeben, kannst scheints nichts, hast nichts gelernt?“ Ich entschuldigte mich, daß mich niemand etwas gelehrt, niemand mich hätte brichten wollen. „Bist doch ein Lümmel,“ sagte er, „hast du jemand bestochen, daß er dich brichte?“ Auf mein Nein sagte er: „Da siehst du den dummen Kerl; beim Regiment, so wie es jetzt ist, muß man sich einkaufen, erst mit Geld, dann, wenn es sein muß, mit der Klinge. Ehemals da kaufte man sich vor einer Zwölf-pfünder-Batterie ein, oder in einem Schanzgraben, mais aujourd'hui! In jedem Regiment sind ein paar, die davon leben, Anfänger für ihr Geld einzureiten; für ein paar Francs wärest du dem allem los gewesen. Mais diable, ich hätte es auch so gemacht und die Fuchsschwänze nicht mit Geld geschmiert, ces misérables! Aber ich will dich brichten ohne Geld, und du mußt ein ganzer Bickel werden; du gefällst mir; gerade so einer war ich auch. Attendez seulement. Dafür mußt du alles besser wissen und besser können als sie alle, und das alles kann dich niemand besser lehren, als der alte Bonjour, der im Lager

von Boulogne dem Kaiser das Pferd hielt, und bei der Beresina lange von ihm angesehen wurde. Ja, wir kannten uns, ich und er!“

Auch er war im Spital an aufgebrochenen Wunden, die ihn jedoch nicht im Bette hielten und an keiner Bewegung hinderten; ich sah, daß man allenthalben mit einer Art Respekt ihn behandelte oder ihm aus dem Wege ging, daß er ungescheut redete, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Sobald ich nur in etwas mich erholt hatte, fing er seinen Unterricht bei mir an theoretisch und praktisch; den letztern begann er beim Knöpfeputzen. In wenigen Tagen wußte ich mehr, als ich während drei Jahren, die ich beim Regiment gewesen, gelernt hatte. Bald konnte ich in seiner Begleitung an die frische Luft. Ich konnte mich nicht satt hören, wenn er zu erzählen anfing von allen den Feldzügen, denen er beigewohnt, von allem ausgestandenen Wunderbaren, von großen und kleinen Kugeln, die wie Spreu sie umflogen, von Sonnenglut, in der sie zerschmolzen, von des Winters Kälte, in der sie erstarrt; alles das ausgemalt in die Einzelheiten hinein, wie nur ein Augenzeuge sie auffaßt. Und über alles sprach er, nicht nur wie einer der dabei gewesen, sondern auch wie einer, der darüber zu Rate gesessen; er konnte alle Warum lösen, und zeichnete in den Sand alles so lebendig ab, was sein Mund erzählte, daß ich glaubte, selbst dabei zu sein. Er sprach von Dingen, von denen ich nie etwas gehört, von Ländern und ihrer Lage, von denen ich nichts geahnt; er sprach von Längen- und Breitegraden, nach welchen man die Stelle der Länder auf der Weltkugel bestimmt, und erklärte mir das so faßlich, daß ich darüber erstaunte und alle Tage wißbegieriger wurde, und mehr lernte, als alle Tage meines Lebens vorher, und der Alte hatte immer größere Freude an mir, und verdoppelte seine Anstrengung. So wie meine

Gesundheit es erlaubte, begann er den Fechtunterricht mit hölzernen Säbeln; er erstaunte über meine natürliche Fertigkeit dazu, trotz meiner gegenwärtigen Schwäche, und konnte nicht warten, bis sie an mir den alten Bonjour fühlen würden. Er war unstreitig der beste Fechter im ganzen Regiment und behauptete immer, nur einer, der seiner Waffe Meister sei, sei ein rechter Soldat; alle andern seien nur Lückenbüßer und Pulverfutter; und nur der, welcher auf den Säbel in seiner Faust trauen könne, habe Mut und verdiene befördert zu werden; und wenn auch das nicht geschehe, so hänge doch davon der Respekt ab, den jeder genieße. Ein Offizier, der nicht fechten könne, mahne ihn gerade an eine Frau, die nicht kochen, ein Mädchen das nicht tanzen könne. Um so verwunderter war ich, als er einmal an einem stürmischen Tag, nachdem er vernommen hatte, daß ich nicht schreiben und rechnen könne, mit Schreibzeug heranrückte und mich dahinter pflanzen wollte. Ich weigerte mich, behauptete, ich sei zu alt dazu, werde es mein Lebtag nicht brauchen, und wolle bei der Klinge bleiben. Aber mein Alter wurde böse und meinte: Zu etwas Gutem sei es nie zu spät; er wäre noch älter gewesen, als er es gelernt, und wenn ich es im Dienste wohin bringen wolle, so müßte ich schreiben und rechnen können. Ich machte wieder Einwendungen und meinte es im Dienste nicht weiter bringen zu können und zu wollen, als bis ich die Hiebe wieder ausgeteilt, die ich empfangen, und das könne füglich in den Monaten noch geschehen, die ich laut Kapitulation noch zu dienen hätte. Was ich noch werden könne und würde, das wisse er nicht, sagte er, aber das sei des Mannes Pflicht, sich tauglich zu machen zu allem Nützlichen, damit, wenn er nichts werde, nie er selbst, sondern nur unser Herrgott schuld sei daran. Ich käme ihm wie ein schlechter Kerl vor, wenn ich den Dienst verlassen wollte, in dem ich nur der

Lümmel gewesen, jetzt, nachdem er mich zu etwas Rechtem gemacht; wenn ich schon nicht avanciere, so würde ich jetzt ganz andere Zeiten haben als früher, und wo er mir helfen könne, da sei er da; übrigens wisse keiner, was es noch geben könne. Sobald ein schöner Nachmittag sei, wollten wir ins Freie, und er werde mir dann etwas erzählen, nach welchem ich nicht Lust haben werde auszutreten, und ein Lümmel zu bleiben mein Leben lang.

Er wurde wieder heiter, und wir setzten uns ins Freie hinter eine Flasche. Recht bequem hatte es sich der Alte gemacht, und nachdem er alles hatte, was er bedurfte, und so gestellt, wie es ihm am besten zur Hand war, begann er mir zu erzählen, was ich nur in aller Kürze wiedergeben will. „Ich war ein wilder gottloser Bube, war aber auch gottlos erzogen und gottlos geprügelt worden. Sobald ich zu Kräften kam, prügelte ich wieder, und als einst meine Stiefmutter halb tot am Boden lag, da lief ich fort; ich glaubte sie tot. Ich konnte weder lesen noch schreiben, wußte lange nicht was anfangen, war ein Strolch, und als ich vor Hunger fast darauf ging, und zum Stehlen zu dumm war, da lief ich endlich der Trommel nach und ward Soldat. Ich war wild und stettig wie du; allein wir lagen nicht in Garnison sondern im Felde, da geht es ganz anders. Ich war verwegen, voran bei jedem kühnen Streich, aber auch bei jedem schlechten. Brennen und rauben, und noch anderes, was ich nicht sagen mag, war meine Burgerlust; je größer das Wehegeschrei um mich her, desto mehr lachte mir das Herz im Leibe; hatte ich doch auch oft so geschrien und rings um mich alle gelacht. Zudem war unser Regiment durch einige hinterlistige Mordthaten erbittert, und überhaupt ist der Schweizer, wenn er einmal losgelassen ist, ein unghürigs Tier. So trieb ich es lange, und stund bei den Kameraden in ge-

wissem Ansehen; denn in der Not konnte jeder auf mich zählen; einigen schien vor mir zu grauen, aber ich spottete ihrer.

„In Kalabrien war es, daß wir einmal ein Städtchen, und mit demselben einige Nonnen- und andere Klöster, mit dem Säbel in der Hand, einnahmen. Wir thaten wie gewohnt, und ein herzzerreißendes Geschrei erschütterte in einem Nonnenkloster die Mauern, wo wir eben unsere Teufelslust hatten. Auf einmal schlug eine gewaltige Stimme scheltend auf uns ein; es war unser Hauptmann, der vor nicht langem zu uns versetzt worden, und von seinem Mute uns heute die erste Probe abgelegt hatte. Wir waren des Abwehrens nicht gewohnt, achteten nicht auf ihn. Er gebot noch einmal; wir gehorchten nicht; nun schlug er auf uns ein mit flacher Klinge, daß mir noch jetzt die Ohren surren. Ich wollte mich wehren; da traf er mich über dem Handgelenk, daß ich glaubte, mit dem Säbel entfalle mir auch die Hand, und in wenig Augenblicken war die stille Behausung von uns Unholden geräumt. Während wir so schnöden Mutwillen trieben und uns zerstreut hatten, kehrte der Feind mit Verstärkung zurück, überraschte uns. Nun natürlich ein Gewirre, das nur der begreift, der es erlebt. Der Feind war mitten in der Stadt, ehe man ihn bemerkt hatte, in allen Häusern unsere Soldaten vereinzelt, nirgends ein kompakter Widerstand. Voll Schrecken ergriffen viele die Flucht, andere mit sich fortreißend, den Glauben an die Möglichkeit eines Widerstandes verlierend; und wo der aufgegeben ist, ist alles verloren. Da erschien mein Hauptmann wieder und stemmte der Flucht sich entgegen, doch umsonst; er war noch nicht eine bekannte Erscheinung unter uns, die im Felde fast unwillkürlich wirkt. Da schritt er durch die Flüchtlinge dem Feinde entgegen, hieb dem vordersten der Feinde eine Wunde quer durchs Gesicht, und mit einer aufgegriffenen Flinte wehrte er sich gegen die

Nachdringer. Flüchtlinge eilten an ihm vorbei; da kam auch ich, eine kostbare Monstranz in den Händen, und wollte dem andern Thore zu. Als ich den Kämpfenden sah, fiel mir auf einmal ein, man könnte sich doch also noch wehren, noch sei nicht alles verloren; ich sprang ihm bei, das Vorige ganz vergessend; mir folgten andere, das Gleiche denkend. Wir hielten den Feind auf; die Überraschung verflog, die Flucht stand; die Flüchtlinge erhielten wieder Besonnenheit, mit dieser ihre alte Überlegenheit; bald war die Stadt wieder unser. Das ist, was der alte Krieger vor dem jungen voraus hat, nicht den Mut, nicht das Feuer, nicht die Einfälle, sondern die unerschütterliche Fassung, die nicht vergißt, was noch möglich ist.

„Als wir uns am Abend auf dem Markte zum Appell aufstellten, kam der Hauptmann die Fronte hinunter und sagte laut zu mir: „„Bonjour, heute hast du ein braves Stückli gemacht; es ist aber auch das erste von dir, das ich gesehen habe; komm nachher zu mir, ich habe mit dir zu reden."" Mit Worten, die schärfer waren als sein Säbel, sagte er, wie ihm alles mißfallen, was er bisher von mir gesehen, wie ich ihm als ein grundschlechter, gottloser Bursche vorgekommen; daß ich ihm aber nach erhaltener Züchtigung zu Hülfe gekommen, das sei ein Zeichen, daß ich besser sei als ich scheine, daß sich noch etwas aus mir machen lasse. Er sei mir Dank schuldig, und wenn ich glaube gehorchen zu können, so wolle er versuchen, mich zu einem rechten Menschen und wahren Soldaten zu machen; bis dahin sei ich nur ein Räuber und Mordbrenner gewesen. Es regte sich in mir gar seltsam und wunderlich; so hatte noch niemand zu mir gesprochen, und ein unbekanntes Etwas in mir machte mir eng und heiß. Der Hauptmann sah, daß der Brand in meinem Gesichte erglühe aus tiefer Scham, und nahm mich zu seinem Burschen an.

„Mein Hauptmann war ein eigener Mann. Von der Pike auf hatte er gedient; eine Heldenthat unter den Augen der Kommandierenden hatte ihn zum Offizier gemacht; später war er zum Hauptmann aufgerückt. Als er meine Unwissenheit, meine Gottlosigkeit merkte, kam er auch einmal, als wir ruhig lagen, mit Tintenfaß und Feder angerückt, samt einem Buche; ich machte es wie du. Da kapitelte er mir tüchtig ab, und meinte, das sei eben die niederträchtigste Geschichte in der Welt, daß die wenigsten Menschen dafür sorgten, tüchtig zu sein für das, wozu sie nicht bloß berufen würden, sondern wozu sie sich drängten, oder was sie doch wenigstens wünschten. Jeder lebe seiner Bequemlichkeit, Lust, Trägheit, und werde er etwas und könne nichts, so schäme er sich nicht einmal, schiebe erst die Schuld und dann die Arbeit auf andere und nehme getrost Ehre und Geld für sich; und wenn einer etwas nicht werden könne, weil er nicht das Nötigste wisse (was aber glücklicherweise für die meisten selten untersucht werde), so fange er ein Zettergeschrei an über Unrecht, das von Anfang der Welt an an ihm begangen worden. Unteroffizier werde ich doch zu werden wünschen, und vielleicht noch mehr; denn das sei kein braver Soldat, der nicht ein höheres Ziel im Auge habe; aber nie könnte ich mit Ehren etwas werden, ohne etwas zu können. Viel leichter würde ich in solchem Zustande Offizier als Unteroffizier, so wie man unwissend durch und durch zu Hause auch eher Landvogt werde als Schreiber, eher Ratsherr als Weibel. Allerdings gebe es manchen Hauptmann im Regiment, der keine Kompanie-Rechnung machen, sie auch nicht prüfen, von dem man nichts wisse, als daß er seinen Namen schreiben könne. Er selbst hätte bei seinem Avancement seinen Namen auch nicht schreiben können, sich aber da gar bitter geschämt und tief gefühlt, was ihm alles fehle. Sein Stolz sei erwacht; er hätte

nicht mit seinen Eltern, den schlechten Schulen sich entschuldigen mögen; denn das hätte in seinen Augen ihn nie entschuldigt, eine Stelle zu bekleiden, für die er unfähig gewesen, und ein rechter Offizier müsse mehr können als Gewehr beim Fuß kommandieren und im Notfall den eigenen Degen brauchen; auch hätte er es nicht ertragen können, daß man ihn ausgelacht oder bemitleidet. Da hätte er in seinem Geiste sich aufgemacht und an manchem stillen Abend, in mancher stillen Nacht, wenn die Kameraden schliefen oder schwärmten, und mitten im Feldlager, das Versäumte nachgeholt.

„Da frug ich ihn, wenn er alles nachgeholt, warum er dann noch immer so fleißig studiere und zeichne? „„Bonjour,““ sagte er, „„ich werde wohl nie General; aber wenn ich es werden sollte, so will ich vorher tüchtig dazu sein; ich könnte nn vielleicht weder Zeit noch Kraft mehr haben, es nachzuholen: sorgt man in der Zeit, so hat man in der Not.““ Das brachte mich zur Arbeit, und in Kurzem weiter, als ich je gedacht, und seither habe ich oft gedacht, wie schade es sei, daß mein Hauptmann dieses nur mir, und nicht auch andern gesagt. Aber nicht nur meine Unwissenheit, sondern auch meine Gottlosigkeit ärgerte ihn. „„Höre, Bonjour,““ sagte er, „„ein Soldat ohne Religion ist ein wildes Tier und ein unglückliches Tier. Ich war auch nicht viel besser als du,““ erzählte er mir dann; „„ich meinte, das point d'honneur sei des Soldaten Religion. Nicht lange war ich Offizier, als wir eine heiße Schlacht schlugen in weitem Felde, an dessen Grenzen Graben und Hecken sich hinzogen. Ich stund auf dem rechten Flügel, unter den Voltigeurs. Wir hatten harten Stand, besonders gegen Artillerie und Reiterei, die uns in die Flanke nehmen wollten. Wir stunden wie Schweizer. Da drang das Centrum vor, durchbrach das feindliche; wir wollten auch vorwärts, wollten den siegenden Freunden nach.

Die Massen drangen vor, die Jäger schwärmten aus; da geriet ich zwei Husaren unter die Klinge und sank mit vier schweren Wunden bewußtlos hin. Nacht war's, als das Bewußtsein mir nach und nach wieder aufdämmerte. Ich fühlte zuerst das peinlichste Gefühl einer unendlichen Schwäche, dann den Brand einer glühenden Zunge, nun erst das Brennen der Wunden. Ich wußte nicht, wo ich war. Es ächzte, stöhnte um mich her; Seufzer, gewaltig erschütternd, schauerlich, weithin tönend, zu gewaltig für Menschenbrust, drangen klagend durch die Nacht. Ich rang um die entschwundene Erinnerung; aber die Nacht, die Schwäche, das beginnende Fieber lähmten die Anstrengung. Da blitzte es durch die Nacht, und in des Blitzes langem Scheine sah ich um mich ein Schlachtfeld, sah die winselnden Menschen, die stöhnenden Pferde, sah weit hin unter den Leichen und Sterbenden Gestalten sich bewegen. Ich hoffte Rettung. Da sah ich sie Leichen und Sterbende ausziehen ohne Erbarmen, sah sie des Himmels Blitz als Licht zu ihrem Werke brauchen, sah sie immer zahlreicher auf dem verlassenen Schlachtfeld, sie, die Schakals und Hyänen Europas, sie, die mit den Flüchen und dem Blute der Sterbenden, denen sie lebendig ihre letzte Hülle, ihr letztes Kleinod genommen, beladenen Marodeurs. Und näher schwärmten sie zu mir heran, und deutlicher sah ich ihr ruchlos Treiben; über sie rollte gewaltig Gottes Donnerwagen, aber sie hörten ihn nicht. Aber auf mich sank das furchtbarste Entsetzen. Meine Zunge, meine Wunden brannten immer fürchterlicher. Menschen vor mir, aber nicht Retter; die Zunge wollte rufen, todesängstlich sah das Auge die nahenden Gestalten, und hemmte den Ruf. Rettung wünschte ich, nur von Menschen hoffte ich sie; aber die Einzigen, die ich sah, brachten den Tod. Zwischen den Donnerschlägen hörte ich schon das Flehen der Gequälten, Hohngelächter der Unmenschen, sah im Blitze bittende Hände emporgehoben, sah diese Hände

verstümmeln um des blinkenden Geldes willen. Dem Tode hatte ich oft ohne Bangen entgegengesehen, aber nie in dieser Gestalt mir ihn gedacht. Die entsetzlichste Angst klemmte mir das Herz zusammen; sie hinderte eine wohlthätige Ohnmacht, die Angst wurde immer tötender; seufzen durfte ich nicht, beten konnte ich nicht. Doch diese Tiger kamen nicht zu mir; sie kamen heran, bis das Blut mir in den Adern stockte; dann schien ein gewisses Etwas zwischen mir und ihnen zu sein, und weiter ins tiefe Feld hinein verloren sie sich. Es hatte des Herrn Hand zwischen mir und ihnen einen tiefen Graben gezogen. So ist des Herrn Hand oft rettend zwischen dem Menschen und seinem Verderben, und der Mensch sieht seinen Retter nicht. Und einsam war ich wieder, aber nun traten die Schrecken der öden Einsamkeit, die Qualen des Verschmachtens ein. O sie sind furchtbar, diese Qualen, und zu Jahrhunderten werden die Minuten! Grauenvoll war das Leuchten der Blitze über die Toten hin, und vernichtend die Stimme des Himmels durch das irdische Gewimmer. Da rauschte es über mir, neben mir; kühle schwere Tropfen fielen auf die heiße Stirn, ein schöner Gewitterregen brauste über das Leichenfeld. Gott hatte meine Leiden gesehen; er netzte seinen Finger und kühlte die brennende Zunge mir. Eine unbegreifliche Erquickung durchschauerte mich. Es war nicht bloß der Leib, der in süßer Kühlung neues Leben fand; es waren nicht bloß die Bande des Schreckens, des Entsetzens, die sprangen und frei die Seele gaben, nein: in meinem Herzen, das bis dahin nur Irdisches empfunden, empfand ich nun Gott, empfand sein Dasein, sein Erbarmen, seine Liebe. Das waren unbeschreibliche Augenblicke; das Herz sprang mir auf und legte sich offen vor Gottes Angesicht, und Gott wandte sich seither nicht wieder von ihm ab. Ich wurde ein anderer Mann, und auch ein besserer Soldat; denn der rechten Christenkraft, in Liebe, Vertrauen und Geduld, ist keine andere gleich.““

„So sprach mein Hauptmann. Sein Wort, sein Beispiel machten mich in Bälde ebenfalls zum Christen, und Gottlob, ich bin es geblieben. Das Christentum allein hat mich aushalten lassen, was ich ausgestanden. Ich schloß an meinen Hauptmann mich immer inniger an; er ward mir alles auf Erden; für ihn zitterte ich im Kugelregen, im Getümmel des Gefechtes, nie für mich; seinen Federbusch hielt ich immer im Auge, es war meine Fahne. Mehrere Male verwundet kamen wir doch glücklich aus Spanien, und ich als Unteroffizier. Es ging nach Rußland hin. Wir glaubten uns glücklich, der Glut, dem Gifte, den Dolchen Spaniens entronnen zu sein; wir gedachten der Schrecknisse nicht, die unser warteten. Sie brachen über uns ein wie Zorngerichte Gottes: die fürchterliche Kälte, der fürchterliche Hunger, die fürchterlichen Bauernsensen, die fürchterlichen Kosakenlanzen. An der Beresina standen wir im Feuer zweier Armeen, verloren alles dort und viele Tote; aber die Schweizerehre brachten wir gerettet und neu bewährt über den mordenden Fluß. In unsäglichem Jammer schleppten wir uns Wilna zu.

„Fürchterlich getäuscht mußten wir dort, ohne uns nur ordentlich erwärmt zu haben, weiter. Mein Hauptmann hatte alles für die Seinigen gethan, für sie gewacht, gearbeitet in unerschütterlicher Fassung; aber er wurde immer schwächer; alle meine Kräfte reichten kaum hin, ihn zu unterstützen. Er wollte mich fortsenden, wollte, daß ich mich rette; aber lieber das Leben ließ ich als den Hauptmann. Endlich brachte ich ihn halbtot nach Königsberg, doch nur, damit er ruhig in einem Bette sterben könnte, vom Fieber ergriffen. Mich setzte er zum Erben seines kleinen Vermögens ein; aber im Schmerz über seinen Verlust fühlte ich diese Wohlthat nicht. Ich fand mich wieder ein beim Regiment, sah den Kaiser untergehen, sah ihn wieder kommen, sah ihn zum zweiten Mal, verließ den Dienst

nicht; ich wollte dem Hauptmann Ehre machen, als sein würdiger Zögling, und nach Hause zog mich nichts. Ich kam in die Garde, verlor dort die Schnüre wegen Mangel an Respekt vor einem Blancbec, und verließ doch den Dienst nicht; denn ich weiß, was ich weiß."

Ich sah den Alten fragend an; da beugte er sich zu mir über und fuhr leise fort: „Ich will noch Kapitän werden und du sollst mein Sergeant werden; denn ich weiß, was ich weiß. Ich weiß, daß der Kleine wieder kommt; er ist zweimal gekommen, das dritte Mal darf er nicht fehlen. Er ist nicht tot, er hat sich nur verborgen, weil die Engländer ihn vergiften wollten; aber er wird kommen, wenn die rechte Stunde schlägt. Und wenn er wieder kommt, muß ich auch da sein; da wird er zu mir sagen: Bonjour, Kapitän Bonjour. Und da werden die großen Tage wieder kommen von Marengo und Austerlitz, und wer weiß, ob ich nicht an einem derselben an der Spitze des Regimentes sterbe? Und dann wird er sagen: Es ist schade um den Oberst Bonjour, ich hätte ihn zum General gemacht. Siehe, darum bleibe ich und habe alles ertragen, habe fort und fort gelernt, was ich nur konnte in den wenig ruhigen Stunden, die wir haben, damit ich auf dem Platze sei, wenn er kommt, damit ich der Rechte sei, wenn er mich brauchen will. Siehe, darum mußt auch du bleiben, mußt auch du etwas lernen, damit du zu Schanden machen kannst, die dich hassen, damit du in dir selber das Gefühl hast, mehr zu sein, als man dich gelten läßt, und daß, wenn die rechte Zeit kommt, du bereitet bist. Was der Hauptmann an mir gethan, das will ich an dir auch thun, will dich zu einem Kerl machen, wie im ganzen Regiment keiner mehr ist, und dann wird der Kleine sagen: Colonel Bonjour, das hast du brav gemacht."

So plauderte der Alte noch lange fort, erzählte immer geheimnisvoller von den besondern Träumen, die er gehabt, von Ahnungen und Erscheinungen, und redete immer begeisterter von den kommenden Herrlichkeiten, die er sich für ihn und mich versprach, wenn all das Lumpenpack zum Teufel gejagt sei. Mich riß er fort auf den Schwingen seiner Träume; ich glaubte an ihre Erfüllung, ich versprach Fleiß und Gehorsam und habe das Versprechen gehalten. Er hatte mir eine Aussicht eröffnet, an der ich mich labte, die mir Kraft gab, vieles zu erlernen, was man sonst in meinem Alter unmöglich glaubt. Die Träume blieben Träume; aber doch haben sie mich zu einem Mann gemacht, der seinem Schöpfer keine Schande macht. Darum träumt nur, liebe Leute; aber ob dem Träumen verträumt das Leben nicht, sondern ob dem Träumen lernet ringen nach einem hohen, schönen Ziele, nach der Vervollkommnung eurer selbst.

Nach einem Vierteljahr kam ich aus dem Lazarett, ein ganz anderer Mensch. Mut und Selbstbewußtsein hatte ich wieder erhalten, eine sichere Haltung, ein gemessenes Betragen gewonnen. Meine Hässer fanden die alten Blößen nicht. Im Dienst war ich ohne Tadel; außer dem Dienst fand man aber doch die alten Gelegenheiten, mich zu necken; aber ich war eben nicht mehr der Alte, sondern teilte nun aus, was ich empfangen hatte, und mein Alter hatte Mühe, zu verhüten, daß ich nicht ein Händelsucher wurde. Er sagte mir oft, es sei niemand verächtlicher, als der, sich seiner Überlegenheit bewußt, Schwächere quälen wolle; solche hätte sein Hauptmann nicht in der Compagnie gelitten. Der Soldat müsse sich vor keiner blanken Waffe fürchten, aber auch nie dieselbe ohne Not gegen Kameraden ziehen. Des Schwächern sich anzunehmen sei Pflicht, und das das schönste Vorrecht für einen guten Fechter, wenn er andere

schirmen könne; das erwerbe auch den schönsten Respekt. Es geschah, daß ich mehrere Male mit Franzosen mich schlug, meist mit den langen, gewaltigen Grenadieren zu Pferde, mit denen wir lebten wie Hund und Katze. Es war eine Freude zu sehen, den Schweizer mit dem kurzen Briquet dem Franzosen mit der langen Latte (so nannte man ihre langen Säbel) gegenüber, wie rasch die Sache gewöhnlich sich ausmachte und wie lang hin der Franzose fiel, oft auf den Tod verwundet; denn die Streite zwischen Franzosen und Schweizer waren meist giftiger Natur. Es war eine Freude, mit dem kurzen Säbel, in welchem die ganze Kraft des Armes bis an dessen Spitze lag, zu fechten gegen so lange Ungetüme, welche auch der stärkste Arm nicht sicher und schnell genug regieren kann. Die langen Säbel scheinen großen Vorteil zu versprechen, scheinen den Körper zu schirmen und hinter diesem Schirm um so sicherer weit hinaus Wunden schlagen zu können. Aber der Schweizer hat einen eigenen Instinkt, auf den Leib dem Feinde zu rücken, an ihn anzubringen; ist einmal der erste Aushieb ausgehalten mit Kaltblütigkeit, was hilft dann der lange Säbel gegen den kurzen, der auf den Leib will?

So zogen die Franzosen gegen die Schweizer gewöhnlich den kürzern und werden ihn immer ziehen, wenn man den Schweizer auf den Leib rücken läßt, wohin es ihn treibt. Es trugen auch die Schweizer ihre Briquets mit einer Keckheit durch die Straßen von Paris und vor den Barrieren herum, die nur aus dem Bewußtsein, seiner Waffe Meister zu sein, entspringen kann. Ein Regiment Soldaten, zusammengesetzt aus lauter Einzelnen, von denen jeder seiner Waffe vertrauen darf, jeder Einzelne ein ganzer Mann für sich ist, ein solches Regiment ist unüberwindlich. Das machte die alten Schweizer unüberwindlich! Warum vernachlässigt man diesen Satz aber, und besonders in

der Schweiz, übt die Soldaten meist nur als Teile des großen Ganzen; warum, frage ich, wirkt man nicht mit allen Mitteln, namentlich durch Musterungen dahin, daß auch der Einzelne als Mann selbstständig gebildet wird, für sich allein stehen, allein hervortreten kann im Notfalle? Warum wirkt man nicht dahin, daß er Freude hat an seiner Waffe, daß sie sich ihm zu jeglichem Dienste in die Hand schickt und im Augenblicke der Gefahr ein zuverlässiger, treuer Freund bleibt? Aber dafür müssen auch die Offiziere etwas anders mit ihren Degen anzufangen wissen, als sie mit der einen Hand am Griff, mit der andern an der Spitze zu halten, mit krummen Ellbogen und krummen Knieen vor ihren Zügen her stolpernd.

Der Alte hatte alle Tage größere Freude an mir und schloß sich an mich, wie der Vater an den Sohn. Durch mancherlei Künste brachte er es dahin, daß ich bei meiner erneuerten Kapitulation in seine Compagnie kam. Weil wir hier zu gleicher Zeit Dienst zu thun und zu ruhen hatten, so wurden wir um so unzertrennlicher, unsere Zeit um so besser angewendet. Er wurde an mir zum förmlichen Schulmeister. Schreiben, Rechnen wurden allmählich absolviert, da ich so viel konnte als er selbst; dann teilte er mir mit, was er von der Mathematik, Geographie, Geschichte verstund; wir lasen Bücher zusammen, die er irgendwo aufgetrieben hatte, oft das wunderlichste Zeug. Am liebsten war es mir, wenn er in stillen Stunden, manchmal auf der Wache, wenn alle schliefen, oder an einem Sonntag nachmittags irgendwo im Freien sein Herz aufschloß und mich zu Gott hinführte, den er kindlich verehrte, nicht mit der Zunge, sondern von ganzem Herzen und ganzem Gemüte. Wie er dann beredt wurde, wenn er sich all der wunderbaren Führungen und Bewahrungen Gottes erinnerte, erinnerte, wie manches Menschen er sich um Gottes willen erbarmet, wie oft nur das

Vertrauen auf Gott ihn mutig und gefaßt erhalten, und wie ganz anders die Welt und all ihr Treiben in ihm sich abspiegle, seit sein Hauptmann ihn zu einem Christen gemacht, wie ganz anders, als da er noch mit sinnlichen Augen aus einer heidnischen Seele schaute. Aber am merkwürdigsten war, wie er seinen irdischen Gott und seinen himmlischen, den Allvater und den großen Kaiser, in Verbindung brachte, beide Hand in Hand schlagen ließ, von dem einen sein irdisch, von dem andern sein ewig Heil erwartete. Das waren glückliche Stunden für mich, die ein neues Leben in mir schufen, fortführten, was Anneli angefangen, und mir wieder eine Aussicht zeigten hier und dort. Um dieses Aneinanderschließens, unserer einsamen Gänge und der Gespräche wegen, die niemand begriff, wurden wir mit mißtrauischen Augen angesehen. Man wollte wittern, wir brüteten ob geheimen Plänen, gehörten einer geheimen Gesellschaft an; da man aber trotz allem Spähen auf nichts kommen konnte, so begnügte man sich, uns genau zu beobachten. Vielleicht hätte man uns verabschiedet, aber wir beide waren die Zierde unserer Compagnie und ohne Tadel in unserer Aufführung. Mancher französische Stabsoffizier stund vor uns still und sagte: Bougre, quels beaux soldats! Bei den Kameraden stunden wir in einer Art scheuen Achtung. Mancher Ankömmling hatte uns Ruhe zu verdanken, wenn wir, bei Quälereien gegen ihn, stille stunden und ernst darein schauten; sie wußten, in solchen Dingen verstund ich keinen Spaß, und die besten Fechtmeister scheuten mein Briquet und den Arm, der es führte. Und wenn unsere Suppe zuweilen zu schlecht wurde, so brauchte ich nur zu sagen, ich werde, wenn das nächste Mal sie nicht besser sei, selbst eine einschneiden, so wurde es besser.



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie man uns die Träume vertreibt und den Abschied gibt.

So verstrichen uns Jahre nicht unangenehm und mir sehr nützlich; denn je mehr ich lernte, desto durstiger wurde ich nach mehrerem; wo mein Alter nicht aushelfen konnte, da half ich mir selbst weiter. In unerschütterlichem Glauben warteten wir Jahr um Jahr, wie die Juden auf den Messias, auf den großen Toten von St. Helena.

So gut wir konnten, spähten wir aus, was in der hohen Welt vorging, und setzten die erhaltenen Nachrichten nach unserer Art zusammen, und glaubten bald hier bald dort die sichtbar werdende Hand des Erscheinenden wahrzunehmen. Doch immer wurden wir getäuscht, aber nimmer müde, von vornen anzufangen. Da war es eines morgens, als wäre ganz Paris, von einem elektrischen Schlag getroffen, aus dem Bett gefahren und zwirble noch sturm und betäubt herum. Es schrie alles auf den Straßen; vor den Kaffeehäusern drängten sich Massen; um die Anschlagszettel stund, Kopf an Kopf gepreßt, eine undurchdringliche Menge. Aber sprechen hörte man wenig; nur die Augen brannten dunkler, und jeder sah dem andern in seine tiefer hinein, als ob er durch diese wunderlichen Fenster hindurchschauen wollte in des andern Seele hinab. Wir wußten nicht, was es zu bedeuten hätte, kamen endlich zum Lesen dessen, was alle lesen wollten; es waren die berüchtigten Ordonnanzen von Karl X. Blätter flogen durch die Menge; die Aufregung nahm zu, drohende Worte fielen, und Patrouillen fingen an, durch die Straßen zu ziehen, doch ohne irgend Widerstand zu finden. Wir gingen in unsere Kasernen. Niemand dachte etwas Weiteres;

keine Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, keine Truppen zusammengezogen, und nicht einmal die anwesenden bereit gehalten. Aber der Lärm nahm zu von Stunde zu Stunde; ein Volksmeer wogte durch die Straßen, unbewaffnet, wenn man die Blitze nicht rechnet, welche ihre Augen auf die aufgestellten Truppen schleuderten. Uns fing das Herz an zu klopfen, wir ahneten eine große Stunde; und wer anders konnte in dieser großen Stunde erscheinen, als unser große Kaiser? „Gotthelf," sagte mein Alter, „laß uns unsere Pflicht thun, wie wir geschworen haben; es wird sich schon machen, daß alles gut kommt."

Den 27. Juli 1830, mittags, rückten wir aus. Ganz eigen schlug mein Herz; aber an die Gefahren, die einbrechen würden, dachte niemand. Unsere Offiziere waren noch ganz guten Mutes; sie sahen nur eine Volkshetze in der Geschichte, und munter ließen sie uns die Menge mit den Kolben aus dem Palais Royal jagen. Den Kolben wurden zuerst Steine und Stöcke entgegengesetzt; es gab leicht Verwundete. Dies reizte die Menge. Studenten, Bürger erschienen bewaffnet in der Masse. Diese brach ein bei Waffenschmieden, und wo sie Waffen zu finden hoffte; ihr Widerstand wurde heftiger; zur Schutzwehr rissen sie das Pflaster auf, machten aus demselben und allem was ihnen in die Hände fiel, quer über die Straßen, eine Art von Schanzen, Barrikaden genannt. Noch blieben die Soldaten Meister, ihr Feuer streckte ganze Reihen nieder; der Kampf war nicht zu Ende; aber doch konnten wir gegen Mitternacht wieder in unsere Kaserne ziehen, hoffend, die Linie werde bis am Morgen fertig machen. Doch vergebliche Hoffnung! am Morgen mußten wir wieder hinaus. Paris schien zum Schlachtfeld geworden; ganz andere Menschen, ganz anders bewaffnet, traten uns gegenüber; ganz andere Schutz- und Trutzmittel besaßen sie. Die Straßen waren verrammelt, die Häuser besetzt;

Steine und Kugeln regneten von ihnen in die Straßen herab. Eine eigene Schlachtenfreudigkeit, die dem Schweizer eigen ist, hatte anfangs die meisten Gesichter überzogen; nur einige Offiziere waren bleich geworden, und ein Hauptmann besonders, der durch das Spiel seiner Achseln und Ellbogen berühmt war, durch nichts sonst, suchte mit der erdenklichsten Sorgfalt sich immer in Sicherheit zu bringen. Aber es wurde ein immer furchtbareres, ein immer endloseres Fechten; wir erstürmten Barrikaden um Barrikaden, aber immer neue stunden vor uns; wir drangen von Straße zu Straße, aber in jeder neuen fanden wir größern, nachhaltendern Widerstand.

Eingekeilt in enge Straßen, konnte man nicht vorwärts, konnte sich kaum rühren, konnte dem aus tausendfachem Hinterhalt fechtenden Feinde nicht auf den Leib. Es war ein traurig Fechten gegen Knaben und Mädchen, schmählich für den alten Soldaten, wenn seine Kugel, die einem wütenden Volksführer galt, in die Brust eines Weibes schlug. Ein gewisser Instinkt, daß wir nicht für die rechte Sache stritten, sondern um eines Eides willen, lähmte uns mehr und mehr; die Kampfesfreudigkeit wich von uns; wir thaten nur noch unsere Pflicht, und die richtet in solchem Streite nichts aus. Wir fühlten uns verwaist; wir fühlten kein Auge, das über uns wachte, keinen Geist, der über Paris schwebte und das Ganze überschaute, lenkte; nichts nimmt dem Soldaten so sehr die Zuversicht, als der Glaube, es sei kein Führer da, der die Resultate des Kampfes zu verbinden, zu benutzen verstehe. Zudem quälte uns Hunger und Durst, und ein Mann mit leerem Magen ist nur ein halber Mann: während wir hungerten, sahen wir Scharen Weiber mitten im Feuer Hunger und Durst ihrer Männer und Kinder stillen. Anderthalb Tage wogte der Kampf auf und ab; Generale sahen wir durch unsere dünner werdenden Reihen eilen,

sahen den alten Marmont, der der Kopf des Ganzen sein sollte und den eigenen verloren hatte, sahen, daß wenige wußten, was sie sagten, noch weniger, was vorzukehren sei. Auf der andern Seite sah man keine Generale, kein besterntes Oberhaupt; Knaben, unbärtige Jugend, warfen sich an die Spitze der einzelnen Volkssäulen vor, und doch schien alles von einem Geiste geleitet zu sein, ein Geist die wilde Masse zu vereinigen, zu beleben, zu lenken. Diesen Geist sahen wir nicht; aber Bonjour sah mich manchmal durch den Pulverdampf bedeutend an, als wollte er sagen: Er ist da, der Kleine, dessen Geist eine halbe Million erfüllen, begeistern, wie einen Körper bewegen konnte. Wir kannten den Volksgeist nicht, der in gewissen Stunden über Millionen kommen kann; darum erkannten wir hier sein Walten nicht.

Die Linie wankte, legte die Waffen nieder. Noch schlug sich die Garde unwillig aber fest im Louvre, in den Tuilerieen. Am ersten Orte erhielt ich einen Schuß durch den linken Arm, der mich kampfunfähig machte, doch nicht bewußtlos. Bonjour verband mich flüchtig, gebot mir, mich an ihn zu halten und nicht zurückzubleiben; wir wußten nicht, ob an uns wieder geschehen sollte, was vor bald vierzig Jahren an der alten Garde des sechzehnten Ludwigs. Die beiden Schlösser wurden gegen Mittag des 29. genommen; den kleinen Teufeln von Studenten mußten wir weichen, und zogen uns entkräftet St. Cloud zu.

Wir waren besiegt. Wer hat dieses Gefühl lebendig je empfunden? Von wem? das wußten wir eben nicht. Es schien uns nach und nach immer deutlicher, daß ein unsichtbarer Feind unser Sieger sei. Die Sorge für die Waffen, für den Widerstand verschwand mehr und mehr; die Obern stunden zusammen, bekümmerten sich wenig um die Ordnung der Soldaten, um eine feste gedeckte Stellung gar nicht. Die Ersten der Armee zeigten

sich nicht. Die Couriere, hohe und niedere, gingen nicht nach den Sammelplätzen der Truppen, sondern nach Schlössern und erleuchteten Sälen. Bonjour wurde, trotz allem Ärger, daß wir vor einer so ordnungslosen Masse gewichen, immer fröhlicher. Er behauptete, da sei etwas Großes im Werke; gerade so sei es gegangen, als der Kleine das erste Mal abgedankt; nun komme die Reihe an einen andern. Er reinigte sich von Blut und Staub, wichste den Schnurrbart frisch, bürstete so weit er kommen konnte, und sorgte zugleich für mich wie ein Vater. Bei jedem Geräusch fuhr er auf, und meinte, nun komme der schöne Schimmel, und auf dem schönen Schimmel der kleine Hut, und unter dem kleinen Hut der große unsichtbare Geist, der uns geschlagen. Da ritt es endlich an uns heran; aber der Schimmel und der Hut waren nicht dabei, auch nicht der Geist. Wir vernahmen, daß Karl abgesetzt sei, daß das Volk Louis Philipp zum König erwählet, daß die Franzosen den Eid der Treue zu schwören, wir aber die Waffen zu strecken und nach Hause zurückzukehren hätten. Von Napoleon kein Wort.

Wir streckten die Waffen, wir zogen die grauen Kaputröcke an und empfingen von der ganzen Nation, von Station zu Station, Blicke stolzer Verachtung, demütigenden Mitleids. Traurig ist's, Kriegsgefangener zu sein, von einem Mächtigern besiegt, wandern zu müssen in fremdes Land, vielleicht in enge Haft, begrüßt vom Haß der Bewohner. Doch der Kriegsgefangene tröstet sich mit dem wechselnden Geschick, mit dem Gefühl, daß er für sein Land, seinen angebornen Herrn es geworden. Aber wer beschreibt die entsetzliche Empfindung für brave Soldatenherzen, wenn sie im Blute besiegelter Treue, wie Bettler, von Schub zu Schub in die Heimat abgeliefert werden, wenn sie heimgetrieben werden, wie vermietetes Vieh; nichts gilt, was sie gethan, nur Vorwürfe sie treffen, was sie genossen? Wer

beschreibt die entsetzliche Empfindung, wenn in der Heimat die gleichen Blicke sie empfangen, die gleiche Geltung ihnen wird? Wenn der Glaube offen an den Tag gelegt wird, nun seien sie neu zu vermietendes Vieh; und wenn die sogenannten Landesväter dieses Vieh nun selbst mieten wollen, um es gegen seine Väter und Brüder zu gebrauchen, Bruderblut zu vergießen, Väter dem Henker zu überliefern? Wer will die Empfindung des Einzelnen beschreiben, wenn er sieht, daß die Menge der Kameraden in langer Gewohnheit alles vergessen haben, nur nicht die Gewohnheit, Mietlinge zu sein, wenn er sie erkaufen sieht um einen halben Guldem täglich nicht nur zu schlechten Streichen, sondern zu Vater- und Brudermord? Wer will seinen Schmerz beschreiben, wenn er teilen muß die Verachtung, die mit Recht die Unglücklichen trifft, das nie aufhörende Mißtrauen, das die durch ihr Leben begleitet, welche die rote Kutte getragen, und ganz besonders die, welche die wenigste Schuld tragen, die Gemeinen meine ich!

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Meine Heimkunft.

Ich hatte die trübselige Kolonne nicht verlassen, freilich nicht zum Vorteil meiner ernsthafter gewordenen Wunde. Ich war auf einem requirierten Wägelein nachgeführt worden, hatte aber öfter Maroden Platz gemacht, und so mich über Vermögen angestrengt. Zu diesem kam noch eine unglückliche Gemütsstimmung. Unsere Träume, was waren sie? Schaum. Von Napoleon nirgends die Rede. Von Nachtlager zu Nachtlager

hofften wir auf Nachrichten, aber umsonst. Anfangs glaubten wir, er sei etwas zu weit weg gewesen, um erscheinen zu können; aber da hätten doch seine Anhänger für ihn geredet, für ihn sich gesammelt; und davon keine Spur.

Wie wir uns drehen und winden mochten, den Glauben an sein Leben, sein Wiederkommen mußten wir nach und nach fahren lassen, und mit ihm all unser Hoffen. So war wieder mein Traumbild für die Zukunft mir zerfallen; eine schwere Gegenwart drückte mich, eine öde Zukunft gähnte mich an. Mein armer Alter litt noch mehr als ich; seine ganze Kraft schien ihn zu verlassen; schwere Seufzer waren Zeugen seiner traurigen Gefühle, und manche Thräne sah man stecken in den Furchen seiner dunkeln Backen.

So lange wir in Frankreich waren, hatten wir nichts über unsere Zukunft gesprochen, immer noch Hoffnung hegend. Als wir aber unsere Grenzen überschritten hatten, da mußten wir ausmachen, was nun geschehen solle. Wir beschlossen, jeder solle nach seiner Heimat ziehen, nachzusehen, ob sich dort nicht irgendwo eine Anstellung für ihn finde, welche es möglich mache, daß der andere zu ihm ziehen könnte. Bonjour hatte sein kleines Vermögen, das zum Teil in seiner Heimat angelegt war, zu ordnen; zudem mußte jeder zu Schriften kommen, um allenthalben sich aufhalten zu können. Noch hing es von dem Zustand meiner Wunde ab, ob ich in Bern in den Spital müsse oder heimgehen könne. In Bern, nach einigen Tagen Rast, fand der Wundarzt dieselbe nicht bedenklich, und bei Befolgung seiner Anordnungen glaubte er sie bald geheilt, ohne Lähmung oder merkliche Schwäche. Es war ein traurig Scheiden von Bonjour, ob es gleich kein langes sein sollte. Wir waren jahrelang zusammen gewesen, er mein Vater, ich sein Sohn geworden, hatten in der Gegenwart zusammengehalten und eine gemeinsame

Zukunft uns auferbaut; darum that das Scheiden uns so weh. So oft schon getäuscht, war es, als ob wir es ahneten, daß die Hoffnung baldigen Wiedersehens auch eine Täuschung sein sollte.

An einem schönen Herbsttage, am wolkenleeren Himmel die milde Sonne, auf den Weiden die läutenden Kühe, wanderte ich langsam meiner Heimat zu. Mir war weich, aber wohl ums Herz; die liebliche Luft, das unaussprechliche Heimelige, das aus jedem Zaune, aus jedem Hügel mich anlächelte, gossen einen stillen Frieden über mich aus; eine vertraungsvolle Ruhe erfüllte mich.

Ich trug freilich nicht Epauletten, keine Ehrenzeichen; aber ich war doch nicht mehr der Gleiche, der die Heimat verließ. Ich war nicht mehr der unwissende, rohe Bursche, der nicht wußte, wie das Land heiße, in welchem er wohnte, der weder seinen Namen schreiben, noch sagen konnte, wie viel 7 mal 7 sei. Ich war mir bewußt, über den meisten in meiner Gemeinde zu stehen und mehr zu wissen, als alle Schullehrer, die mich unterrichtet hatten. Jahre waren über mich gegangen; ich war nicht mehr der brausende, sprudelnde Jüngling; ich war ein Mann geworden. So hoffte ich durch mich selbst, nicht durch Orden, langen Säbel und glänzende Uniform, in meiner Heimat Geltung zu finden; träumte, bald meinem zweiten Vater schreiben, ein ruhig Plätzchen, ein lieblich, sonnigwarm Gärtchen zum Ruheplatz seines Alters ihm anbieten zu können. Ich kam auch nicht ohne Geld heim. So wie mein Alter den Grundsatz von seinem Hauptmann hatte, daß man lernen solle, wenn man auch noch nicht wisse, wofür: so hatte er auch einen zweiten: zu sparen, wenn man auch nicht wisse, für was, für wen. Er meinte, zum Offizier brauche es Geld, und so viel als möglich müsse man vermeiden, mit Schulden anzufangen;

erzählte, wie tausend Bursche gedankenlos in der Jugend ein Geld verthäten, mit welchem sie später in der Welt sich hätten forthelfen, etwas anfangen, ein sorgenfreies Alter sich bereiten können. Die meisten derselben gingen später in Not und Elend zu Grunde, und manche lange Nacht müßten sie auf ihrem Strohlager unter ihren Hudeln schlaflos sich wälzen und an die schönen Batzen alle denken, die sie leichtsinnig und üppig verschwendet. Darum mußte ich auch sparen, und wenn wir hie und da eine Flasche tranken, so zahlte er sie.

Einige Bankscheine, die fast aussahen wie Lotteriebillets, ließen mich einige Zeit sorgenfrei. In Gedanken war ich fortgegangen; ergrübeln wollte ich, was für ein Geschick mir endlich werden würde. Ein frischer Luftzug weckte mich; ich sah auf und fand mich auf der Ecke des Berges, wo er ins Thal hinab sich senkt. Vor mir lag meine Heimat, am grünen Abhang das ehrwürdige Kirchlein, vor ihm der alte, immer gleiche Fluß mit seinen guten und bösen Launen, um das Kirchlein her die wohlbekannten Häuser, ob wohl noch mit den wohlbekannten Menschen? Tief unten im Thale glänzte in der abendlichen Sonne die Wetterstange auf meines seligen Großvaters Hause; ich sah das stolze Bauernhaus auf der Thalwand oben mit seinen glitzernden Fenstern, und vor demselben die Elefanten der Schweiz, die stattlichen Kühe auf der Herbstweide. Ich sah gegen zwei der Schulhäuser hin, wo der Schulbub und der Schulmeister bald in heißem, aber vergeblichem Schweiß über einander schwitzten, bald, und das oft nicht umsonst, über einander gähnten. Da fielen meine Augen ins Thal hinauf; dort war das Haus, wo des Herrn Stimme mich aus dem Schlafe geweckt, und das ich neu erbauen half, und daselbst fast versteckt das alternde Haus, wo Anneli wohnte, wo meine Liebe war, meine Sehnsucht mich hinzog, der Stern meines Lebens

auf- und unterging. Ich sah Anneli wieder und die geschwundenen Jahre waren vergessen; ich fühlte neu die alte Liebe, ich erlebte neu die alten Geschichten, mich brannten wieder die alten Leiden, ich begleitete Anneli zum Grabe und es brach wieder auf die verharschte Wunde, die sein Tod mir geschlagen. Meine Augen brachten seinem Andenken wieder das heilige Opfer des trauernden Herzens, die Thränen, alle aus einer Quelle entspringend, und denn doch Kinder der verschiedenartigsten Empfindungen. Eines aber erwachte in mir nicht, nicht der alte Haß gegen die, welche ich schuldig an seinem und meinem Schicksal glaubte; ich ballte nicht die Faust, fluchte ihnen nicht. Mich ergriff ein süßes Sehnen nach dem verlornen Glück, nach dem lieblichen guten Mädchen bei dem guten Vater droben. Mir entwickelte sich das Bewußtsein, daß der Allgütige sein liebes Kind nach kurzem Leiden hinaufgenommen als seine gereinigte Magd, mich aber einen rauhern, längern Weg geführt zu meiner Reinigung, aber auch an Vaterhand. Ich erkannte in mir die Zeichen seiner Vergebung darin, daß seine Schickungen zu meiner Seligkeit gedient. Ich ergab mich ihm aufs neue und sprach: Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst. Wie hätte ich da zürnen, fluchen sollen denen, die mir Uebels gethan, da der mir vergeben hatte, an dem auch ich schwer gesündigt? Ich begriff, daß sie nicht gewußt, was sie an mir gethan, daß ihnen das Gefühl gefehlt für die Wunden, die sie mir schlugen, die Erkenntnis der Sünden, die sie an mir begangen. Ich nahm mir vor, versöhnt ihnen entgegen zu treten und die Hand zum Frieden zu bieten. Mein Herz war weit und offen; alle da unten im heimischen Thale hätten es umfassen mögen, und mir ward, als ob Gott mit Wohlgefallen mir zusehe, als ob er aus seinem sichtbaren Auge, der untergehenden Sonne, mir blicke und nicke. Da machte ich mich auf, und bei jedem Schritte

pochte mir das Herz in ungeduldiger Erwartung, daß ein bekanntes Gesicht sich mir zeigen, eine bekannte Stimme mir großen Dank sagen möchte. Knaben trieben die satten Kühe heim, ich kannte keinen. Von den Feldern mit Kärsten, Karren, Wagen zogen die Erdäpfelgraber heim zu ihrem gewohnten Erdäpfelschmaus bedächtigen Schrittes, manches Scherzwort wechselnd; aber ich kannte Niemand. Junges Volk war es meist, das mich verwundert ansah, mir manchmal bekannt aussah, aber nicht heimgewiesen werden konnte.

Zuweilen war es mir, als ob ich ein alterndes Mütterchen als eine stattliche Frau gekannt hatte, als ob ich einem rundlichten Weibe den Namen zu geben wüßte, wenn es ein schlankes Mädchen gewesen wäre. Ich hatte die entschwundenen Jahre vergessen und ihre Macht über das Menschengeschlecht. Vor den Häusern hin und wieder erkannte ich einen Mann, dessen festere Gestalt dem Wechsel der Jahre widerstanden war. Wie freundlich ich so einem einen guten Abend bot, wie kalt er mir dankte; denn keiner erkannte mich! Endlich trat ich ins Wirtshaus, wo ich so manchen Klapf gegeben, so manchen erhalten hatte. Jedes Stuhlbein heimelete mich an; ein wohlthätiges Gefühl kam über mich, daß jene Zeit, wo ich mit den Stuhlbeinen eine so gute Bekanntschaft hatte, dahin sei; doch schenkte der Mann jenen Zeiten und dem damaligen Jüngling freundlich wehmütige Blicke. Auch der Wirt und seine Frau waren alt geworden und kannten mich nicht, sowie keiner der wenigen Gäste. Ich mußte ihnen erzählen von Paris und dem Kampfe daselbst; andächtig hörten sie zu, bis der Wirt mich endlich fragte, wohin ich wolle und wie ich heiße, weil er es aufschreiben müsse. Mir klopfte das Herz, als ich meinen Namen nannte; es klopfte in banger Erwartung, ob freundliche Gesichter mich willkommen heißen würden. Aber fast erschrocken

sahen mich die Menschen an: An dich habe ich nicht gesinnet, es hat niemand geglaubt, daß du wieder kommest, hieß es von allen Seiten. Einer nach dem andern schlich sich fort, aus Furcht, ich möchte ihn für etwas, vielleicht für ein Nachtlager, ansprechen; jeder schien schon zu berechnen, daß die Gemeinde einen Tagdieb mehr werde zu erhalten haben. Der Wirt war bald mit mir allein; er wies mich nicht fort, fragte mich nicht nach Geld; allein auf seinem Gesichte war die Angst zu lesen, ich möchte ihm einstweilen allein zur Last fallen. Liebe Leute, ihr wißt alle, was das Heimkommen jedem Menschen, der nicht ganz fühllos ist, für eine Bedeutung hat. Wenn ein Hausvater, der Weib und Kind hat, einen einzigen Tag fort ist, was wünscht er zu Hause zu finden, was zieht ihn heim, wenn er weiß, daß er es findet; was zieht ihn Stunden früher heim und beschleunigt seine Schritte mehr und mehr, je näher er dem Hause kommt? Ist's nicht freundlicher Empfang, sind es nicht freundliche Gesichter? Was versüßt ihm Hitze und Mühe und läßt ihn die Ermüdung vergessen? Freundliche Gesichter! Was macht manchen Menschen unglücklich und stürzt ihn auf immer ins Verderben? Unfreundliche Gesichter, Streit und Schelten, wenn er heimkömmt. Nach der Heimat zieht es alle, und je mehr es einen dahin zieht, desto unglücklicher wird man, wenn man es einem dort nicht heimelig, sondern unheimelig macht. Nun war ich Jahre fort, war wieder in der Heimat, deren Anblick mich heute so glücklich gemacht hatte, fand keinen Ätti, fand kein Müetti, keine Frau, kein Kind, kein einzig freundliches Gesicht, kein herzliches Willkommen, sondern allenthalben den Ausdruck, daß ich unwert heimgekommen. Liebe Leute, das that mir weh, das brannte mir tief ins Herz hinein. Als ich auf meinem Lager war, übermannte mich der Schmerz; ich weinte bittere Thränen, daß in der Heimat mir nur Essig und Wermut bereitet sei.

Mir wollte das Herz wieder in Zorn aufwallen, böse Vorsätze wollten aufkeimen in mir, Mißmut mit meinem Los mich übermannen; ich fühlte mich verlassener als je. Da fing leise eine andere Kraft in mir sich zu regen an, die Kraft des Selbstbewußtseins, das Gefühl des eigenen Wertes; das Vertrauen, von Gott nicht verlassen zu sein, vereinigte sich damit. Beide erhoben mich allmählich über meinen Schmerz. Ich verzieh zum Eigennutz erzogenen Menschen eigennützige Gedanken, verzieh den Vielbeladenen ihre durch andere erzeugten Ängsten, begriff, daß ich in der letzten Zeit eben nicht den besten Ruf hinterlassen haben müsse, fing an, mich zu freuen, nun als ein anderer Mensch erscheinen, sie alle beschämen, ihnen nützlich sein zu können. Ich empfahl meine Wege dem, in dessen Wegen ich wandeln wollte und fand endlich Ruhe.

Dreißigstes Kapitel.

Meine Krankheit und dem Spital seine.

Die gestrige Tagreise, die gehabten Gemütsbewegungen, verbunden mit allem Frühern, ließen mich am folgenden Morgen unwohl erwachen. Meine Wunde war wieder entzündeter; es fröstelte mich über und über und heftiges Kopfweh lastete centnerschwer über meinen Augen. Ich stund dennoch auf, glaubend, frische Morgenluft werde mir wohler machen. Zu Annelis Grab wollte ich, wollte es wieder grüßen, wollte es bitten, mein Schutzgeist zu bleiben, bis der gütige Vater uns zusammenführe. Mühsam trugen mich meine Schritte hin auf die mir wohlbekannte Stätte, wo die Kindbetterin besonders ruhte. Dort

sank ich ins feuchte Gras und dachte unserer Scheidestunde, seines letzten Blickes, und immer dunkler wurden mir meine Gedanken; aber immer hellere Bilder drängten sich an meinen Augen vorüber; ich glaubte Anneli zu sehen, mein Kind, Mareili, Bonjour, Napoleon, und noch manche andere Gestalt, und diese alle vereinigten sich, stoben dann wieder auseinander auf die wunderlichste Weise.

Ich konnte die Bilder immer weniger festhalten; sie verflossen immer wilder ineinander, wurden immer dunkler und dunkler, bis endlich schwarze Nacht über mich einbrach und jegliches Bewußtsein mir schwand. Doch stiegen dann zuweilen auch in dieser Nacht Gewitter auf, und mir war's, als sehe ich den ganzen Himmel in einem flammenden Blitze, und diese Blitze entlüden sich alle auf meinem Kopfe und erfüllten ihn mit einem entsetzlich brennenden Feuer. Und wieder war mir, als stünde ich im Gefechte und alle Kugeln schlügen mir in meinen Arm, und obgleich schon hundertfach zersplittert, kamen immer neue Kugeln und fanden immer noch etwas zum Zersplittern. Da kam wieder die Nacht, in der ich nichts sah, nichts fühlte.

Endlich erwachte ich von einem hellen Schein, der mir in die Augen drang. Ich schlug die Augen auf; meine Weckerin war die Morgensonne, die durch enge Fenster hineinguckte auf mein Bett. Ich war nicht mehr auf Annelis Grab und konnte nicht begreifen, wo ich war, wie ich hieher gekommen. Am Fenster saß ein altes Mütterchen, hustete und spann Kuder; in zweien andern Betten berzete und stöhnte es; im dritten lag ich, unendlich matt; nur Augenblicke konnte ich die Augen offen halten, die Stimme fand ich gar nicht, der Kopf war mir so blöde, aus den Gliedern war alle Kraft weg, ich konnte mich nicht rühren, lange, lange nicht. Endlich vermochte ich ein Geräusch zu machen; die Alte brachte mir zu trinken und erschrak

zum Einfallen, als ich, durch den Trunk gestärkt, sie fragte: „Wo bin ich?" Sie glaubte, ein Geist rede aus mir, denn niemand hatte daran gedacht, daß ich wieder zurecht komme. Ich vernahm nun, daß ich im Spital der Gemeinde sei, vom Kirchhof weg hieher gebracht und viele Wochen lang hier im Fieber liege und daß der Doktor gesagt, es sei nichts mit mir zu machen, ich stürbe auf jeden Fall. Doch hätte man mir noch alleweil zu trinken gegeben, wenn ich meine Zunge, fast schwarz vor Brand, herausgestreckt.

Ich hatte Mühe dieses zu fassen. Endlich ordentlich zu mir selbst gekommen, fühlte ich besondern Schmerz im Arm, fühlte seine Vernachläßigung, indem ich ihn nicht mehr bewegen konnte. Ich verlangte nach dem Arzt; die Alte ging, sagte es dem Spitalknecht, und brachte seine Antwort: Das werde nicht halb so pressieren; am Abend müsse jemand ins Dorf, um Salz zu holen, da werde es lange frühe genug sein. Ich wollte mir das nicht gefallen lassen; allein die Alte meinte, da sei nichts zu machen, und nahe an mein Bett tretend flüsterte sie, der Knecht sei gar e wüeste und unerchannte. Wie man mich am Montag in den Spital gebracht, habe er das erst am Mittwoch dem Doktor sagen lassen, und gemeint, um dä wäre es nicht schade, wenn er schon verrecke. Aber ich solle sie um Gotteswillen nicht verraten; wenn er es wieder vernähme, was sie mir gesagt, so ginge es ihr viel zu bös; sie käme gewiß in den Schwingstuhl oder ans Block. An eine solche Ordnung war ich nicht gewohnt aus den französischen Spitälern; ich wußte, was dort die kleinste Vernachläßigung eines Kranken nach sich zieht, und hatte gar keinen Begriff davon, wie weit die Roheit eines Spitalknechtes getrieben werden kann, wie weit eine Kommission den brutalen Grundsatz, daß sie nur da sei zur Unterstützung des Knechtes, und nicht auch zur Sicherstellung und Bewahrung

der Armen, ausdehnen kann; ich hatte keinen Begriff davon, wie hoch man Despotie und Zwang in einem solchen Hause schrauben kann, so weit z. B., daß man den Leuten daselbst das Kirchengehen verbietet, aus Furcht, sie möchten erzählen, wie sie behandelt werden.

Ich schickte sie noch einmal hin: da kam etwas herangepoltert in Holzschuhen (die Holzschuhe und noch andere rasselten oft bis nach Mitternacht in dem hölzernen Hause auf den Köpfen der Kranken herum, daß es mir in meinem angegriffenen Kopfe fast unerträglich wurde) und schnauzte mich an: Ich werde d. D. nicht wollen regieren, er müsse verantwortlich sein, er hätte d. D. viel zu thun, wenn er allemal aparti zum Doktor schicken wollte, wenn es einem in Sinn käme; hätte ich so lange da gelegen, so werde das nicht alles zwänge, wenn ich schon bis am Abend warte. Ich frug nach meinem Habersack, in dem ich mehreres für meinen Arm von unserem Wundarzt hatte; er wollte nichts von ihm wissen. Ich frug nach meinen Kleidern; es hieß, die hingen draußen im Spycher; man hätte nicht daran gedacht, daß ich sie noch einmal brauche. Ich forderte sie; die hätte ich gar nicht nötig, ich werde sie nicht anziehen wollen, und man hätte nicht der Zeit, für mich ume und ane zu springen; ich solle nicht meinen, daß ich hier nur befehlen könne. Ich verlor im Ärger wieder mein Bewußtsein, aus welchem mich der Arzt weckte, der nun, da ich noch nicht sterben wollte, es wieder für thunlich hielt, mit meinem Arm sich zu beschäftigen. Derselbe war fürchterlich vernachlässigt; einige Zeit glaubte man ihn abnehmen zu müssen. Wenn man nicht immer noch gehofft, ich stürbe, so hätte man mich wahrscheinlich nach Bern geführt; so aber fand man es nicht der Mühe wert. Er wurde endlich gerettet; allein er wird mir steif bleiben.

Da die rohe, brutale Behandlung die gleiche blieb, und ich eben glaubte, die Behörde sei für beide Teile da, so begehrte ich einmal, der versammelten Kommission etwas vorzubringen. Ein Mitglied kam, und auch der Knecht. Ich wurde gefragt, was ich wieder zu räsonnieren hätte. Der Knecht meinte, ich solle meine Sachen jetzt nur sagen, was ich wollte, er wollte dann seine Sachen auch sagen. Und ehe ich noch etwas sagte, meinte das Mitglied: Man kenne söllig Kunde wohl; söllige sig niene wohl; wenn sie a-me-n-e rechte Ort hätte chönne si, su wäre si nit unter die Rote gloffe. „Bhüet-is, i chenne di gar wohl, du bisch geng vo de ungattlichste eine gsi, und wirst jetz unger dene Hudle alle e ganze Kerli worde si! Aber du muesch nit meine, du heigisch meh Recht als e n-angere, u de di förchtet me nit; we me e Söllige förchte wett, me wär bös z'weg.“ Nun versuchte ich auch etwas zu sagen, was Manier sei und nicht. Aber da hieß es plötzlich wieder: „Du bisch jetz nit z'Paris, du bisch jetz i üsem Spittel; wärisch dert blibe! Bhüet-is, mir hei di gar nit ume bigert. I gseh jetz scho, wer recht het; du bisch eine vo de Mehbessere; häb dä nume i dr Kur, dä manglet's.“ Das war mein Verhör, das seine Frucht. Ich sah, daß unter solchem Regiment gar nichts zu machen, und Schweigen das Beste sei. Dieses wurde mir am schwersten, wenn ich alte, zitternde Leute mit Worten und Werken mißhandeln sah, oder wenn die Frau des Knechts, die ein Gesicht hatte, wie eine Stande voll Sauerkraut, ihr böses Maul hantieren ließ unter den Leuten. Meine Genesung ging sehr langsam vor sich unter solchen Umständen; man kann es sich denken. Erst als das Frühjahr schon hoch am Himmel stand, konnte ich zum ersten Mal die Stube verlassen und an die Sonne mich setzen. Ich sah erbärmlich aus und fühlte auf der Brust und in allen Gliedern eine unbegreifliche Schwäche. Doch war einmal der

erste Schritt gethan; ich hoffte, bald mehrere zu thun, bald diesen Ort verlassen zu können, weil ich es für unmöglich hielt, mich bei der schlechten Nahrung ordentlich erholen zu können.

Zwei Sachen plagten mich. Erstlich das Habhaftwerden meiner Effekten, über die man mir nicht Auskunft geben konnte oder wollte, und dann die Sehnsucht nach Bonjour. Ich konnte nicht begreifen, warum er nicht geschrieben, und wollte ihm schreiben, sobald es mir möglich war. Endlich glaubte ich den Weg nach dem Dorfe unternehmen zu können, und fragte um Erlaubnis. Ich mußte sagen, was ich unten machen wolle. Nach Briefen sehen, war meine Antwort. Dafür brauchst du nicht hinunter zu gehen, hieß es; es liegen zwei für dich schon lange da. Ich wollte aufbegehren, daß man mir sie nicht übergeben; allein es hieß, man hätte noch an andere Sachen zu sinnen, als an meine Briefe. Dieselben waren offen, wahrscheinlich weil man nicht dachte, daß ich sie je lesen werde, und allerdings von meinem Alten. Derselbe schrieb mir im ersten: Er hätte weder nahe Verwandte noch gute Bekannte angetroffen, scheine auch unwert gekommen zu sein; er wolle nur noch den Leset abwarten und einen Brief von mir, dann werde er wohl zu mir kommen. In einem zweiten beklagte er sich über mein Stillschweigen und über ein angreifendes Unwohlsein, das ihn zwar nicht ins Bett geworfen, aber doch vom Reisen abhalte; deswegen solle ich sobald als möglich ihn besuchen. Der letztere war schon drei Monate alt, französisch geschrieben, und man hatte nicht der Mühe wert gefunden, ihn mir zu übergeben. Man kann sich meinen Unwillen und meine Unruhe denken. Der erstere stieg noch, als der Lümmel mich jetzt nicht ins Dorf lassen wollte, und meinte, ich wollte nur hinuntergehen, um die paar Batzen, die ich noch hätte, zu versaufen und ihn zu verbrüllen. Nun erwachte aber die ganze Überlegenheit des

Mannes in mir. Mit wenig Worten erklärte ich ihm, daß er mich verklagen, aber an meinem Gang nicht hindern könne, und durch das Hinterhalten der Briefe hätte er ein Unglück angestellt, das er vor dem Richter zu verantworten hätte. Der Mann war verblüfft; aber nach Art solcher Lümmels verbarg er seine Verlegenheit hinter desto lauterem Brüllen: ich könne seinethalben laufen wohin ich wolle, aber er wolle sehen, wer Meister sei, ob ich oder er; es werde wohl ein Block da sein für mich, schwer genug, ihn nicht ins Dorf zu schleppen. Doch ließ er mich fort.

Mein erster Gang war ins Wirtshaus, um meine Effekten zu suchen. Glücklicherweise traf ich den Wirt, und gleich die rechte Seite. Ich entschuldigte mich, daß ich so lange sein Schuldner geblieben sei, und frug nach meiner letzten Ürti. Er meinte, das hätte nicht pressiert; aber es sei brav von mir, daß ich zu zahlen begehre. Er fand, daß ich gar leid aussehe, und gab mir eine gute Fleischsuppe, die mir wohlthätig in alle Glieder drang. Ich wollte schon zutraulich werden und zu klagen anfangen über den Spital und dessen Vorstand; da sah er sich um, ob das jemand gehört, und meinte: Man könne es nicht allenthalben haben, wie man wolle; es seien auch gar allerlei Leute in einem solchen Spitale; er hätte schon manches gehört, allein man rede heutzutage gar viel. Übrigens gehe ihn die ganze Sache nichts an, und was ihn nichts angehe, darein mische er sich nicht. So ging es mir später noch an mehreren Orten. Die Leute erschraken ordentlich, wenn ich vom Spital zu reden anfing, sahen sich um, ob auf hundert Schritte jemand in der Nähe sei, und wenn sie keinen Menschen sahen, so redeten sie doch leiser, so leise als möglich, wahrscheinlich aus Furcht, der liebe Gott möchte es hören. Ich stellte mir vor, gerade so hätten es vor der Revolution die Franzosen mit der Bastille gehabt.

Es kam mir aber sehr merkwürdig vor, was man auf dem Lande, und noch dazu in einem freien Lande, mit einer tüchtigen Portion Unverschämtheit, unterstützt von eigennützigen und herrschsüchtigen Menschen für einen Zwang ausüben, die Menschen in Angst und Schrecken jagen kann, auf der einen und auf der andern Seite eine Art Respekt einflößen, in welchem man alles Gethane und Gesprochene recht gut und schön finden zu müssen glaubt. Ich sah das aber später noch viel schöner; ich sah, wie Gemeindsbeamtete, z. B. Gemeindsschreiber, mit diesem unverschämten, hochfahrenden Wesen ganzen Gemeinden imponierten, sie verstummen ließen. Ich sah, wie die ehrsame Bauersame am Kreuzer hängt mit Leib und Seele; ich sah, wie solche Beamtete Geld hinter sich zogen, keine Rechnung gaben, mit dem Gelde wirtschafteten, daß es eine Burgerlust war. Ich sah, wie die ganze Bauersame Stück um Stück insgeheim einem ins Ohr sagte, das komme nicht gut, da werde die Gemeinde einisch e Donnerstäsche use näh! Ich hörte, wie selbst höhere Regierungsbeamtete, die doch auch von Amtes wegen etwas zu thun haben werden, trotz ihren geheimen Instruktionen, mit denen sie sich zuweilen bemänteln, ähnliches meinten; und doch sah ich vor hochgetragener Unverschämtheit alles beben, und keiner durfte das Maul aufthun, um zu sagen, was Recht und Pflicht war, wozu das Gesetz verpflichtete. Es ist aber eben eine merkwürdige Sache um das Menschenherz, und sehr merkwürdig in demselben zu sehen, für den, der Augen dazu hat, wie sich in ihm Eigennutz, Menschenfurcht, Neid, Bosheit, Heuchelei, Schmeichelei zu einem grausen Knäuel geballt herumbalgen, und bald das eine bald das andere Ungetüm obsiegt. Endlich frug ich meinen Wirt nach meinem Habersack; derselbe, meinte er, werde noch oben liegen; er habe nicht gedacht, daß ich einen mitgebracht, und glücklicher Weise fand er sich noch vor.

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie ich zu Geld, einem Erbe, einer Kutte, und fast zu einer Weltsche kam.

In demselben fand ich meine Bankscheine wieder, wußte aber nicht, ob sie noch gültig seien; ich wußte, wie es in der frühern Revolution mit dem Papiergeld gegangen war. Der Wirt konnte mir nichts von dem Zustande Frankreichs sagen; er lese keine Zytig, meinte er, und man hätte schon zu viel an dem, was hier vorgehe, als daß man sich noch darum bekümmern sollte, was dort vorgehe, wo es einen nichts angehe. Ich frug nach jemandem, der mir Auskunft geben könne.

Er wies mich zu einem, der gar e gwundrige und e politische sei, und vier Zytige lese. Ich ging und fand einen langen schwarzhaarigen und -bärtigen Mann, die Hände in den Seitentaschen des pelzkragichten Rockes, mit einer blauen Brille auf der schlanken Nase; der frug gar manierlich, die Achseln hoch hinaufziehend, nach meinem Begehren. Ich trug ihm die Bitte vor; er fragte mich um die Ursache meiner Bitte. Etwas ungern sagte ich ihm, daß ich Scheine einzuwechseln hätte und eine Reise machen möchte zu einem Freund, von dem ich vermute, daß er krank sei, daß ich aber nicht wüßte, wo ich könnte wechseln lassen. Der Mann, ein obrigkeitlicher Fecker, war bekannt mit Geldgeschäften; da er keine Kinder hatte, so hatte er seine Freude an andern Dingen; er erbot sich, das Geschäft für mich zu besorgen, und mißriet mir die Reise gar sehr, bis ich gründlich hergestellt sei.

Er bestellte mich auf einen andern Abend, um sich von einem Augenzeugen die Julitage erzählen zu lassen, und er-

mahnte mich einstweilen, an Bonjour zu schreiben, wenn ich nämlich schreiben könne; sonst wolle er es für mich thun. Ich nahm sein Erbieten an, da ich wohl recht gut schrieb, aber im Spital kaum zum Schreiben gelassen worden wäre.

Mit Vergnügen hörte mir der Fecker zu. Da er wahrscheinlich in mir einen verständigen Mann fand, und er selbst eben so gerne erzählte als zuhörte, so erläuterte auch er mir die Verhältnisse im Vaterlande, die mir durchaus unbekannt waren. Er gehörte zu den sogenannten Liberalen, war der Aristokratie abhold, und wollte aufrichtig das, was er für das Beste hielt. Er machte aber weder die Aristokratie zu lauter Teufeln, noch vergötterte er das Volk, oder vielmehr die größten Schreier desselben. Er gab sich alle Mühe, von jeder Leidenschaftlichkeit sich frei zu halten, und jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; darum sahen ihn auch die Weißen und Schwarzen in seiner Gemeinde mit scheelen Augen an, und keiner traute ihm recht, weil er keinem unbedingt Recht gab, unbedingt sich anschloß. Er beurteilte die allgemeinen Verhältnisse weit sicherer als die meisten; aber die meisten glaubten trotz seiner klugen Urteile, er hätte keinen Verstand.

Der Fecker tröstete sich aber darüber sehr leicht; er sagte: Ehedem hätten die Aristokraten geglaubt, der liebe Gott gebe die Weisheit den Seinigen im Schlafe; nun hätten die Leute gewechselt, aber der Irrtum sei geblieben und das Hochtragen der Köpfe.

Wir brachten mehrere vergnügte Abende bei einander zu, wo wir uns ordentlich verschwatzten. Der Spitalknecht war bitterböse darüber; er meinte, ich lasse eine Klageschrift dort gegen ihn machen, und sagte, ich könne hinunterlaufen so viel ich wolle, es solle mir nichts nützen. Er könnte es mir verbieten, zum Fecker zu gehen; allein er fürchte sich nicht; der schwarze D. hätte ihm

nichts zu befehlen, und wenn der etwas mache, so wolle er es ihm eintreiben. Auch die Frau Feckerin, die mit der Suppe warten mußte, wenn ihr Herr recht im Schwatzen war, hörte ich einmal sagen, als man mich anmeldete: „Was wott dä Dampi o gäng by dr?" Das machte mir Mühe. Als sie mich aber einmal einen Teil meiner Geschichte erzählen hörte, ward sie recht freundlich, und hieß mich oft wiederkommen. Geld hatte ich eingewechselt, aber noch keine Antwort von Bonjour; ich hatte ihm selbst geschrieben, und auch umsonst. Gestärkt durch die freie Luft und manches Glas Wein, das ich aus meinem Gelde trank, rüstete ich mich zu einer Reise nach meinem alten Freunde, den ich nun bald ein Jahr lang nicht gesehen.

Alle Abende ging ich auf die Post, wo ich gewöhnlich den Fecker traf, zeitungs- und briefsbegierig. Zwei Tage vor meiner Abreise fand ich dort einen großen Brief an mich von fremder Hand mit unbekanntem Siegel. Es war eine Ankündigung der Behörde, daß Bonjour gestorben und ich zu seinem Erben eingesetzt sei. Der Schlag traf mich hart; ich hatte einen zweiten Vater verloren, so lange mich nach ihm gesehnt, auf das Wiedersehen mich gefreut, und wieder alles eitel; wieder eine Warnung, daß all mein Hoffen, alle meine Träume eitel seien und bleiben sollten immerdar. Am tiefsten ergriff mich der Gedanke, wie sehr mein guter Wohlthäter nach mir verlangt, sich gehärmt habe, als er keine Antwort erhalten und, durch seine Krankheit gelähmt, nicht nachsehen konnte, was mir fehle. Denn daß mir etwas begegnet sei, das mußte er wohl; er war meiner zu sicher, als daß er hätte glauben können, von mir leichtsinnig vergessen, hintangesetzt worden zu sein. Um so schmerzlicher mußte ihm sein Leiden und die Angst um mich sein, den er mehr als seinen Sohn liebte, der sein Stolz war, den er zu seinem andern Selbst gemacht. Im Briefe ward ich aufgefordert,

selbst zu kommen, mich zu legitimieren und das Erbe zu erheben. Ich konnte nicht alsobald abreisen; der tote Mammon zog mich lange nicht so, wie mich der lebendige Freund gezogen hatte. Die Trauer lag mir wie Blei auf meinen matten Gliedern, und drückte mich nieder. Ich fühlte mich aufs neue verwaiset und verlassen; doch kräftigte mich, ich will es frei gestehen, das Gefühl, Eigentum zu besitzen, und auf diese Weise nicht ganz verlassen, hülflos zu sein. Was ich gespart, war nicht bedeutend; zur Landarbeit war ich jetzt unfähig geworden.

Was ich nun vorzunehmen hätte, daran dachte ich nicht; ich hatte das mit Bonjour ausmachen wollen, auf dessen Einsicht und Klugheit ich mich verließ. Nun war er gestorben; ich wäre der Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit der Menschen preisgegeben gewesen, wenn er nicht an mich gedacht hätte noch vor seinem Tode. Ich bekam ordentlich das kalte Fieber, wenn ich daran dachte, daß es mir so nahe gestanden, bei meiner körperlichen Gebrechlichkeit, von der ich mich vielleicht nie mehr erhole, im Spital zu leben und zu sterben. Es war mir eine Freude, denken zu dürfen, selbständig zu bleiben und mit Bequemlichkeit etwas anfangen zu können, ohne gerade auf den Kreuzer sehen zu müssen. Ob dem Gelde vergaß ich den Verstorbenen nicht; aber ich verachtete seine Gabe nicht, sondern dankte sie ihm noch im Grabe von ganzem Herzen. Dem Fecker teilte ich mein Leid und mein Erbe mit. Von dem letzten riet er mir einstweilen nicht zu reden; ich lerne meine Leute noch besser kennen und bewahre mir am besten die rechte Unbefangenheit. Wir verabredeten mit einander, daß ich erst das Erbe behändigen solle, ehe ich mich zu etwas entscheide. Unterdessen hätte ich Zeit genug, mich ordentlich zu besinnen, und die Vorsehung eröffne mir vielleicht unversehens eine Bahn. Vom Fecker ging ich zum Schneider, um mir einen ordentlichen Rock machen

zu lassen, damit ich mit Ehren erscheinen könne im narrochtigen Welschland. Erst hielt er sich über das Tuch lange auf, das ihm für einen, der im Spital gelegen, gar zu hoffärtig vorkam. Der gute Mann gab wahrscheinlich auch einige Batzen Steuer an die Armen, und da ärgerte es ihn, daß einer, der von seinen Batzen genossen, besser gekleidet sein sollte als er. Darin hatte er nun so unrecht nicht, desto mehr aber im folgenden. Wir Gardesoldaten waren gewohnt, uns gut zu tragen; unsere Uniformen waren nicht so von ungefähr gemacht, hingen nicht um uns wie Säcke, sondern waren mit Sorgfalt gearbeitet und mußten dem Mann passen, seine Gestalt hervorheben, durften weder hinten noch auf den Achseln Falten werfen, oder ein Ärmel anders eingesetzt sein als der andere. Mein Schneider wollte nun erst lange nicht versprechen, den Rock so zu machen, wie ich ihn haben wollte; er behauptete, in Frankreich könne man seinethalben die Röcke machen, wie man wolle; hier aber mache man sie, wie es der Brauch sei. Endlich, als ich weiter wollte, meinte er, wenn ich es zwängen wollte, so könnte er es auch machen, so gut wie ein anderer. Gut, ich gab ihm noch einen Rock zum Muster. Als ich den neuen anprobierte, war er die merkwürdigste Karrikatur von der Welt und hing um mich, wie eine Kapuzinerkutte. Dem Muster war auch nicht die geringste Beachtung geschenkt worden. Auf meine Bemerkungen meinte mein Schneider: „Allweg sei es besser zu weit, als zu eng; wenn man im Winter zwei Mutzen übereinander anlegen wolle, so habe man doch Platz, und wenn man jedem Narren seine Kutte machen sollte, wie er es in seinem Narrengring hätte, so möchte der Teufel Schneider sein!“ Ich wußte am Ende nichts besseres, als dieser Kutte loszukommen wie ich konnte und mochte und mir an einem andern Orte eine andere machen zu lassen. Ich ärgerte mich zuerst

über den Schneider, dann am meisten über mich. Ich hätte es wissen sollen, daß keine Arbeitsleute eigensinniger und einbildischer seien, als die, welche ihr Handwerk gar nicht verstehen und gewohnt sind, ohne Gedanken, als Maschine zu arbeiten, nach dem eingelernten Schlendrian. So ein Handwerker hat nicht den fernsten Gedanken an Vervollkommnung, sondern er meint, nicht nur sei er selbst vollkommen, sondern er mache auch alles vollkommen, verträgt durchaus keinen Tadel, und verpfuscht lieber eine Sache, als daß er sie verbessert. Solche Arbeiter gibt es aber in die Tausende, so wie es Millionen Christen gibt, die als Menschen keinen Fehler eingestehen wollen und an die eigene Vervollkommnung nicht denken.

Ich fand das kleine Vermögen meines Freundes nicht in der besten Ordnung vor, hingegen noch Abschiedsworte, die mich innig rührten, einzeln abgebrochene, aufgezeichnet in lichten Augenblicken, aber einzelne Bilder seiner treuen, biedern Seele, seiner Liebe zu mir und seines verhaltenen Schmerzes, an dem er starb, daß der kleine Korporal, der große Kaiser, nicht kommen wollte, vielmehr nicht kommen konnte. Gerne würde ich sie hieher setzen, wenn ich nicht zum Schluß eilen müßte. Es kostete mir viel mehr Mühe, mein Erbe zusammen zu treiben, als ich anfangs dachte; wenn ich schon etwas im Reinen zu haben glaubte, so stellte sich immer wieder etwas dazwischen und ich konnte lange nicht begreifen, was. Es war wie etwas Unsichtbares, wie ein Geist, der auf nächtlichem Wege die Pferde stettig macht, daß sie nicht vorwärts wollen. Endlich entdeckte ich diesen unsichtbaren Kobold; aber er hatte Fleisch, freilich etwas altes, und Beine, aber einwenig krumme. Es war nämlich meines Wirtes Tochter, die sich immer zwischen mich und meine Abreise stellte, wenn ich dieselbe ohne sie unternehmen wollte. Sie war eine von denen gewesen, die oben hinaus wollen,

ohne Ansprüche dafür zu haben; darüber war sie veraltet; um so verliebter ward sie, um so mehr ward ihr angst, sitzen zu bleiben; jedes Abendläuten schien ihr von dem Glöcklein auf dem Girizimoos her zu kommen, welches die alten Töchter auf der ganzen Welt zum Kaffee zusammenklingelt. Ihre Mutter teilte die Angst mit ihr und vergrößerte sie noch, und sagte ihr alle Abend: „Mais mon Dieu, Susette, encore un jour passé!“ Der Vater hätte ihren Abschied auch nicht ungerne gesehen, weil er an seiner Frau Weibervolk genug im Hause, an ihren Launen genug zu tragen hatte; und eine liebesüchtige, aber übellaunige Tochter ist für manchen Vater ein schweres Kreuz. An mir glaubte sie endlich einen sichern Fang gethan zu haben. Nicht daß ich ihr Anlaß zu diesem Glauben gegeben hätte, allein ich war eine bête allemande, die zum Glück französisch verstund, und ein Welsch glaubt mit einer solchen bête machen zu können, was er will, und besonders, wenn sie auch welsch kann. Trotzdem daß ich eine bête war, gefiel ich ihr, und mein Vermögen auch, und auf alle Fälle fing sie an, sich an den Grundsatz zu halten, daß einer besser sei als keiner. Diese drei nun hatten ein ordentlich Bündnis gegen mich geschlossen. Anfangs suchte man mich durch allerlei touchante Anlässe zu überrumpeln, und da dieses nicht half, so zog man Laufgräben um mich, ließ mich unbewacht keinen Schritt thun, und Susette beschoß mich mit zärtlichen Bomben und eindringlichen Leuchtkugeln aus ihren rotverbändelten Augen. Sie wußten durch tausenderlei Künste alle meine Geschäfte auf die lange Bank zu schieben. Als echte bête allemande merkte ich das ganze Spiel lange nicht und offenherzig gab ich dem Wirte alle Abende Bericht, wie weit ich gekommen, was mir für dieses oder jenes geboten worden, was ein Gläubiger mir versprochen, was ich ferner vorzukehren gedächte; so ward ihnen leicht, mir

unter der Hand alles wieder zu verderben. Endlich fiel ich doch darüber, indem man es mir einige Male gar zu nahe legte. Ich wurde nun schweigsamer, vorsichtiger und kam endlich zum Abschluß, sodaß ich eines Tages meine Abreise ansagen konnte. Über die langen Gesichter, die versuchten und abgeschlagenen Stürme will ich schweigen. Dafür, wie ein ächter Weltscher, hielt mein Wirt durch eine unverschämte Rechnung sich schadlos; als diese richtig bezahlt war, schieden wir als gute Freunde von einander.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Mein Ämtlihunger und wie ich abgespiesen werde.

Nun hatte ich endlich mein kleines Eigentum beisammen, und konnte überschlagen, was damit anzufangen sei. Im Notfalle reichten dessen Zinsen hin, mich zu nähren. Aber ich wollte nicht bloß einen Rücken haben, ich wollte auch etwas sein; es kam nur darauf an, was. Auf meiner ganzen Reise übersann ich dieses, dachte bald an dieses, bald gefiel mir jenes, wählte und verwarf, bis ich endlich bei meiner Heimkunft meinen Fecker mit dem Entschluß überraschte, Schulmeister werden zu wollen. „Aber, Gotthelf," sagte er mir, „wißt Ihr auch, was Ihr wollt? Ich weiß wohl, daß Ihr ein verständiger Mann seid, aber mit dem ist's nicht gemacht; habt Ihr auch die nötigen Kenntnisse? Man fordert jetzt weit mehr als sonst. Wißt Ihr auch, was Ihr mit einer Schule für ein Amt übernehmet? Wisset Ihr, daß, wenn Ihr ein wahrhaft guter Schulmeister sein, d. h. das Böse meistern und austreiben, das Gute zeugen und auferziehen wollt,

Ihr Jahre lang von den Alten werdet verlästert, Eure Arbeit an den Jungen von ihnen werdet geschädiget sehen, und daß Euch dieses noch zehnmal mehr als einem andern geschehen wird, weil Ihr ein Roter und in Frankreich gewesen seid?" Ich gab ihm einige Proben meines Wissens, mit denen er zufrieden schien; auch den andern Einwurf hätte ich wohl überdacht, aber es dünke mich doch gar schön, zu verhüten, daß Kinder nicht mehr so erzogen würden, wie ich. Ich glaube, der liebe Gott habe mir in diesem Entschluß einen besondern Fingerzeig gegeben seines Wohlgefallens, daß ich nun, was an mir gesündigt worden, an vielen andern verhüte. Ob er wohl eine schönere Lebensaufgabe kenne? Übrigens glaube ich mit den Leuten wohl nachzukommen; thäten sie am Ende auch räsonnieren, so könnten sie mich doch nicht kujonieren.

Der Fecker meinte, wenn ich die Sache von dieser Seite nehme, so könne ich es einmal probieren; wenn ich später über meine Täuschung komme, so könne ich immer noch etwas anders wählen; versäumt sei nichts, ich aber an Erfahrungen reicher geworden. Ich eröffnete ihm, daß ich für eine in der Nähe ausgeschriebene Schule mich zu melden gedächte. „Das ist aber doch ein verwegenes Stücklein," meinte der Fecker; „Ihr habt Euer Lebtag kein Schulmeisterexamen gehört und wollt nun so mir nichts dir nichts eins machen." Ich behauptete, nicht mehr so klüpfiger Art zu sein, und was einer wisse, das könne er auch sagen. „Ich will nicht mit Euch disputieren," sagte er; „aber einen guten Rat will ich Euch geben: Geht zum Schulkommissär, der das Examen hält, und meldet Euch bei ihm als Bewerber für die X. Schule und sagt ihm zugleich, Ihr seiet französischer Gardist. Die meisten Schulkommissäre würden freilich den Kopf schütteln, aber nicht weiter eintreten, sondern sagen, es komme auf das Examen an; sie wollten dann sehen, was Ihr könnet.

Der aber nicht also; der examiniert gar zu gerne, und wo er einen zwischen seinen examinierenden Schraubstock kriegen kann, erlabet er sich an den Öl- und Schweißtröpflein, die er hervorpreßt, gar wonniglich. Der wird auch den Kopf schütteln; aber er wird nicht warten mögen bis zum Examen, sondern Euch gleich auf den Zahn fühlen und, ohne daß er es selbst weiß, zu examinieren anfangen. So habt Ihr den doppelten Vorteil, daß Ihr wißt, wie es bei einem Examen zugeht und wie Ihr in einem solchen bestehen würdet." Den Rat fand ich allerdings gut und an einem schönen Morgen befolgte ich ihn. Ich wurde zu einem kleinen Herrn geführt mit schönen glatten, schmalen, langen Backen und schnarrender Stimme. Auf mein Anbringen schüttelte er richtig den Kopf und sagte: „Ihr seid ein Roter, aber wisset Ihr auch, was ein Schulmeister ist?" Auf einige schöne Redensarten von mir sagte er: „Das ist gar schön, aber mit dem ist es noch nicht gemacht; wisset Ihr auch, was Ihr die Kinder lehren sollt?" Ich erwiderte etwas recht Kluges, wie ich meinte; aber er meinte: „Das ist nüt, darauf kommt es gar nicht an; ich frage Euch, ob Ihr die Fächer kennet, die Ihr lehren sollt? Kennt Ihr z. B. die deutsche Sprache?" Ich könne deutsch und französisch, meinte ich. „Ja, ich höre wohl, daß Ihr deutsch redet," sagte er schneidend; „deswegen kennt Ihr die deutsche Sprache doch nicht; könnet Ihr z. B. sagen, aus wie vielen Bestandteilen ein Satz besteht?" Natürlich war ich am Hag. „Ihr kennt doch die Zustands- oder Aussagewörter?" Ich wußte wieder nichts. „Oder saget Ihr ihnen noch Zeitwörter?" Ja, die kannte ich endlich. „Könnet Ihr sie konjugieren?" „Ich liebe, du liebst, er sie es liebt." „Nicht wahr, er, sie, es sind Fürwörter und stehen für Hauptwörter da; sollen sie die Stelle von Hauptwörtern vertreten, so müssen sie auch dekliniert werden

können, nicht wahr?“ Ja, das waren mir nicht nur böhmische, sondern auch spanische Dörfer, und ich schüttelte betrübt den Kopf. „Da seht Ihr, wenn man schon deutsch kann, so kann man doch die Sprache noch nicht kennen und das fordert man heutzutage.“ Da er im Zuge war, so ging es durch mehrere Fächer fort, und in der Religion, wo ich meine Hauptstärke wähnte, bestund ich am schlechtesten. Ich sollte die Wörter Gnade, Barmherzigkeit, Langmut, Güte erklären und die bezeichnenden Unterschiede zwischen ihnen angeben. Ich redete wieder allerlei Schönes, wie ich glaubte; allein das sei nichts, sagte er mir, ich solle jedes besonders definieren mit bestimmten, kurzen Worten. Das konnte ich aber nie recht treffen, so wie er sich das ausgedacht hatte. Auf einmal heimelete die Sache mich; meine Unterweisung kam mir in Sinn; ich dachte, das sei vielleicht ein Sohn des Pfarrers, der mich unterwiesen, und natürlich werde er die Erklärungen seines Vaters wollen. Ich stoppelte nun aus meinem Gedächtnis zusammen, was ich noch wußte; aber o weh, es mußte doch nicht sein Sohn gewesen sein; denn er fuhr mich ordentlich an und nach vielen Wendungen fragte er mich, ob ich nicht selbst einsehen müsse, daß meine Erklärungen durchaus unverständig gewesen seien. Ich sehe aber hoffentlich nun selbst, daß nicht jeder Schulmeister sein könne, der es sich einbilde; er rate mir nicht, das Examen zu machen, sondern vor allem einen Wiederholungskurs zu besuchen.

Ganz zerschlagen und erbittert kam ich zum Fecker, erzählte ihm den Hergang, schimpfte weidlich über den Schulkommissär und behauptete, wenn es nach ihm ginge, müßten die Schulmeister Papageien werden und die Kinder zu solchen erziehen. Als ich ausgetaubelet hatte, sagte er mir, ich solle das Kind nicht mit dem Bade ausschütten und ich verstünde die Sache doch nicht recht. Er wisse wohl, der Kommissär

halte, ohne daß er es wolle, viel zu viel auf dem Eintrichtern, und obgleich er dagegen losziehe, begehe er doch den Fehler in hohem Grade. Er sei auch überzeugt, ich würde die Kinder in der Schule wecken und beleben, aber ihnen vielleicht zu wenig eintrichtern. Denn einmal müsse man den Kindern in der Schule auch etwas beibringen, und dieses müsse in einer bestimmten Ordnung und Form geschehen, und wenn der Lehrer diese Ordnung und Form die Kinder schon nicht auswendig lernen lasse, so müsse er sie doch selbst im Kopfe haben, um die Kinder so leiten zu können, daß sie, wenn auch nicht die willkürlichen Wörter, doch wenigstens die Sachen selbst fänden. Kenne der Lehrer weder Ordnung noch Form, so komme er bei aller Mühe nicht weit, nie zu einem sichern Gang, könne nie das rechte Ziel sich stecken. Da hinke es nun aber allerdings bei mir, und wenn es auch nicht die Hauptsache bei einem Lehrer sei, so sei es doch wenigstens die wichtigste Nebensache. Bei meinem verständigen Sinn und meiner Gewohnheit zu lernen könne ich mir aber das wohl noch erwerben, wenn ich bei meinem Vorhaben bleiben wolle. Dazu hatte ich aber durchaus keine Lust. Das, was ich erlernen sollte, kam mir so kraus und fremd vor, dazu so geistlos und überflüssig, daß ich verzweifelte, je mir dasselbe aneignen zu können. Ich gab also den Traum, Schulmeister werden zu wollen, auf, gab den Glauben auf, daß die Vorsehung mich dazu berufen, und wollte mich auf etwas anderes besinnen.

Was ich nun wieder alles sann und verwarf, will ich nicht alles anführen. An einem Sonntage fiel mir im Amtsblatte die in meinem Amte ausgeschriebene Straßen-Inspektorstelle auf. Plötzlich schien mir ein Licht aufzugehen. Gerade dieser Posten schien wie gemacht für mich, und zwar aus zweien Gründen. Mit Schwellen und Straßen sah ich sehr geschickte,

aber auch zweierlei andere Leute hantieren, und zwar zu großem Schaden des Staates. Erstlich Landeskinder, die wohl ihrer Lebtag hatten gemeinwerchen sehen an Schwellen oder Straßen, aber sonst nichts weiteres, die vielleicht nie darüber nachgedacht hatten, warum man eine Sache so mache und nicht anders. Ich sah wieder Leute, die vielleicht viel Kunst hatten, aber keinen Begriff vom Lande; die einen Fluß dämmen wollen, ohne seine Natur zu kennen, ohne glauben zu wollen, was man ihnen darüber sagte; ja deren Einfalt so weit ging, daß, als sie an einer Brücke vom wilden Fluß an die Jöcher getragenes Holz sahen, sie frugen: „Wer hat denn das gemacht?" Sie glaubten wahrscheinlich, die Bauern hätten expreß Holz in den Fluß und an die Brücke geworfen, um sie zu schirmen, und schienen das sehr klug zu finden. Möglich, daß auch nächstens in einem gelehrten Werke dieses als ein sehr probates Mittel der Schweizerbauern zum Schutze der Brücken angepriesen wird.

So wurden Theorieen aufgestellt, die für das Land nicht passen, und diese Theorieen auf eine Weise ausgeführt, wie sie für die Theorie nicht paßte.

Nun kannte ich das Land, und kannte auch etwas vom Straßen- und Schwellenbau. In Italien und in Frankreich hatte ich von beiden viel gesehen; und italienische Flüsse haben mit den unsrigen weit mehr Ähnlichkeit als z. B. die polnischen. Ich hatte auch manches darüber gelesen; denn Bonjour schleppte Bücher aller Arten für mich zusammen. So hoffte ich die nötigen Kenntnisse zu haben für dieses Amt. Aber eigentlich der zweite Grund trat begeisternd vor mich. Wohin ich blickte, sah ich selten einen Vertreter des eigentlichen Staats- oder Gesamtinteresses, und noch viel seltener einen freundlichen uneigennützigen Vermittler zwischen dem Staats- und Privatinteresse. Freilich habe ich seit der Beresina etwas schwache Augen.

Auf der einen Seite herrscht die Ansicht: Wer Korporationen, besonders den Staat, am besten beschummeln könne, der sei der Gescheuteste; wer sein Maul an's Staatsbüpi hängen könne, werde am schnellsten fett, und je mehr er sauge, desto respektabler werde er. Das gilt vielen Leuten als vollkommen recht und untadelhaft, und man rühmt sich ordentlich dessen. Ja, ein Gemeindsvorstand, der mit seiner Unterschrift ebenfalls den Staat beschummeln wollte, glaubte mit vollem Recht dem ewige Rache drohen zu dürfen, der die Schelmerei ihm ausbrachte. Er brachte sie ihm zwar nicht absichtlich aus, sondern nur, weil er nicht zum Lügner werden wollte; aber es meinte der Gemeindsvorsteher wahrscheinlich, dem Staat gegenüber heiße lügen nicht lügen, stehlen nicht stehlen, sondern ganz anders.

Der, welcher mehr Taggelder verrechnete, als Tage im Jahr waren, scheint der gleichen Meinung gewesen zu sein. Und der, welcher des Tages ins Glas sah, und Nachts bei Laternenschein seine Augenscheine einnahm, scheint in seiner Meinung von den frühern nicht viel zu divergieren.

Ach Gott! wie schön ist's, Coulissen aus zerbröckelten Steinen aufführen zu können, die Steine zu 2 Kr. bezahlen, zu 5 Kr. zu verrechnen, Steine zu Brückendeckeln nur 8″ ausbrechen zu lassen, um 1/8 Fuhrlohn in den Sack zu stecken, mehr Taglohn zu verrechnen, als man Arbeiter bezahlt, unter dem Vorwand, der Abzug werde zu einem Imbiß, daß Gott erbarm. Und abgegrabene Erde steckt man nicht in Sack, wohl aber das Geld dafür, o bene über bene! Ach Gott! welch beseligend Gefühl ist es, die Aussicht zu haben, noch Jahre lang 8 Fr. Taggeld zu beziehen, und am Scherm und Schatten bequemlich 3 Fr. davon zu verzehren, und alle Tage die zur Verdauung notwendige zweistündige Bewegung zwischen zweien

Wirtshäusern hin und her machen zu können für 8 Fr. täglich! Ach! wie wohl muß dem der Schlaf thun, wenn er, sich niederlegend, sagen kann: Gottlob! heute ist wieder nicht viel geschehen, und für diese oder jene Arbeit habe ich die günstigste Zeit verdreht, sie auf die Weise angeordnet, wie sie am langsamsten geht. Wenn man mich machen läßt, so währt mein Schlaraffenleben noch einen Schutz. Ach Gott! wie wohl thut mir der zehnbatzige Wein und alle Tage Voressen! Und wenn der Mann Großrat wäre zufällig, so würde er hinzusetzen: Aber wer wird gegen mich etwas sagen dürfen, gegen mich Großrat? Dem D. wollte ich es zeigen, was er sei und was ein Großrat zu bedeuten hat; und wär's ein Oberst, ich wollte ihm zeigen, was ein Großrat sei! Aber ein Oberst, der nicht Großrat ist, aber auch von Taggeldern lebt, wird sich wohl hüten, mit einem Großrat es zu verderben.

Ach! wer doch für die Regierung straßen könnte! Wie könnte der dann schön bauen für sich, und seinen Sohn getrost beeteln lassen, den Satz zu 3 bis 5 Btz.!

Es schien mir fast, als ob die Begriffe Treue, Ehrlichkeit, Wahrheit gegenüber dem Staate ordentlich gespensterartig würden und spukhaft; die Worte hörte man, sah sie auf dem Papier allenthalben; guckte man aber tiefer hinein, so war es, als ob sie lauteten: Beluxen sei eine Tugend, Hehlen eine Pflicht.

Dann sah man wieder Andere gegenüber den Gemeinden und Privaten barsch auftreten und roh, jede Einwendung verhöhnend, jedes freimütige Ansuchen abschlagen, sah gnädeln, wo Kriecherei ihnen entgegen kam, und auf merkwürdige Weise Sinn ändern, und aus einem ganz anderen Tone reden, wie z. B. eine leere Tasche einen ganz anderen Klang hat als eine, in welche einige Fünfunddreißiger gesteckt worden; sah unbe-

gründet Gemeinden kujonieren, und andere unsinnig begünstigen auf die seltsamste Weise; sah Leute vor die Köpfe stoßen um Kleinigkeiten, und wiederum mit Staatsgeldern umgehen, als ob alle Tannen im Kanton Bern statt Krisnadeln Dublonen trügen, und alle diese Dublonen den Bach ab gejagt werden sollten.

Da schien's mir ganz prächtig, so ein Beamteter zu werden, wie ich mir dachte, daß einer sein sollte, zu walten im angewiesenen Kreise mit Sachkenntnis, als einer, dem man es ansieht, daß er für das Amt da sei, und nicht das Amt für ihn, treu den Staat und das Gesamtinteresse zu vertreten, und jedem freundlich entgegenzutreten, alte Kniffe abzustellen, und neue Handgriffe einzuführen. Ich dachte mir in vielfachem Verkehr tausend Gelegenheiten zu haben, die guten Absichten der Regierung gegen Mißdeutungen zu schützen, und hinwiederum manchen verkannten Biedermann höheren Orts zu vertreten. Kurz, ich träumte gar prächtige Träume, und mochte gar nicht warten, bis ich dem Fecker meinen Entschluß, Amts- oder Straßen-Inspektor zu werden, mitteilen konnte.

Die Stelle war mir ganz nahe gerückt; es war mir fast, als hätte ich sie schon; ich hatte mich überzeugt, daß man sicher tüchtige Leute untüchtigen vorziehen würde, wenn man die ersteren nur hätte. Der Fecker lächelte, als ich meine Hoffnungen so begeistert vor ihm ausschüttete, und meinte, ich solle die Sache nur nicht zu sicher nehmen. Da fuhr ich auf und sagte: Es sei gottlob nicht mehr die alte Zeit, wo man ein Burger von Bern sein mußte, oder der Trabant irgend eines Landvogts, um zu einem Pöstlein zu kommen; jetzt sei man hungrig und durstig nach tüchtigen Leuten, wenn man sie nur hätte; man stelle ja jeden fremden Schminggel an, wenn man nur von weitem hoffe, daß er fünfe zählen könne; um wie

viel eifriger würde man also nach tüchtigen Landeskindern greifen, wenn sie sich fänden. Mein Fecker lächelte je mehr und mehr und meinte endlich, ich sei auf dem besten Wege, ein Brandschwarzer zu werden. Ich konnte nicht begreifen, konnte nicht begreifen, warum er gerade heute an einem Sonntage und dazu noch nach einer Predigt, so besonders zum Spaßen aufgelegt sei und stellte ihn darüber etwas hastig zur Rede.

„Mein lieber Gotthelf“, sagte er, „wenn Ihr mich ruhig anhören wollt, so will ich Euch das erklären. Ihr stellt Euch vor, die Zeit, die erst kommen soll, und weiß Gott wann! die sei schon da; kommt Ihr nun darüber, daß diese Zeit, in der wir leben, der vergangenen ähnlicher ist, als der erwarteten, so werdet Ihr bitterböse über sie, d. h. brandschwarz; Ihr meint, die Zeit habe Euch betrogen, während Ihr doch Euch selbst betrogen habt. So stellt Ihr Euch vor, es solle nun in allen Dingen ganz anders gehen, als es ehedem ging; da irrt Ihr Euch: es geht in vielen Dingen nicht besser, manche sagen schlimmer; aber daran ist die Zeit, die wir haben, nicht schuld, auch nicht die Menschen, sondern es ist der natürliche Lauf der Welt, der es so mit sich bringt, über den man niemandem zürnen kann als allfällig Gott, wer Lust dazu hat. Ich will Euch das gerade an Euerem Posten deutlich zu machen suchen. Ehedem war allerdings der Kanton Bern gerade wie ein Lebkuchen, um den apartige Leute saßen und daran gnagten und sich erlabten. Rings um sie warteten auf den Hinterpfoten eine Menge wunderlicher Tiere mit Menschenaugen, aber einem Hundemagen, auf und apportierten die Brosamen, die von der Herren Tische fielen. Das geschah nun nicht hinter einem Umhang, sondern der Schmaus wurde aufgeführt vor allem Volk an hellem Tage. Nun schienen viele der Sitzenden, nicht alle, freilich nur gar kleine Bissen in den Mund zu stoßen

auf einmal; aber viele kleine Bissen machen am Ende auch einen großen, und die Bissen, welche sie den kleinen Tierchen, welche ihnen auf dem Schoße lagen, in die Schnauze schoben, sollte niemand merken; sie machten freilich saure Gesichter, und wischten sich zuweilen den Schweiß von den Stirnen; allein sie saßen doch alle so behaglich da, und wenn einmal einer auf dem Sessel an dem Lebkuchen saß, so war er nicht wegzubringen. Dem ganzen Spektakel sah man zu, prägte ihn sich tief ein, und wer weiß, ob nicht manchem das Maul wässerte. Wenn Väter es sich wohl sein lassen, und sich nur darum kümmern, daß ihre Kinder nichts von dem erhalten, was sie selbst genießen vor den Augen der Kinder, wer will es den Kindern verargen, wenn sie schwytig werden, an ihrer Väter Stelle zu sein wünschen, und meinen, die Vaterpflichten bestünden in der Verwirklichung des Sprichwortes: Selber fresse macht feiß.

Es gab aber immer Leute, die dieses ärgerte, und die brachten es endlich dahin, daß erkannt wurde, der Kanton Bern solle kein Lebkuchen mehr sein, das Gnagen und Apportieren solle aufhören, aber nicht das Schwitzen und Arbeiten; und wer um den Kanton zu schwitzen und zu arbeiten wisse, der solle ja ordentlich zu essen kriegen, wenn auch nicht Lebkuchen. So wurde es erkannt, so sollte es nun sein, und im Anfang kam gar mancher nicht um des Essens, sondern um des Schwitzens und Arbeitens willen an den Tisch mit dem grünen Tischlaken; auf den Privattischen hat man weiße Tischtücher, weil man auf denselben weniger verzattert. Aber die Menge behielt doch noch den Lebkuchen im Kopf und das Wässern darnach im Munde; aber sie blieb verblüfft und wagte sich nicht zum Tische hin, sich scheuend vor dem ehemals heiligen Bann um denselben. Nur einige Schlauköpfe drängten sich vor, riefen: „Volk, um deinetwillen bis in den Tod!“ und schwangen sich noch an

einige Plätze und nahmen geschwinde einige Schoßhündchen mit sich auf und zwischen die Beine. Da gingen der Menge Maul und Nase auf, daß ihresgleichen ungestraft und behaglich da sitzen konnten, wo ehemals der Lebkuchen war, und sie wurden bitterböse, daß sie die rechte Zeit versäumt, und noch böser, wenn sie sahen, wie einige am Tische Brocken um Brocken über die Achsel denen reichten, welche hinter ihren Stühlen scharwenzelten und apportierten mit ihren Menschengesichtern und Hundemagen. Die, welche schwitzten und arbeiteten, wurden auch böse, daß Kollegen nichts anders thaten, als Brocken austeilen und im Regierungsleist die zu Hause Arbeitenden kritisieren und bespötteln, und noch böser, wenn sie bei ihrer Arbeit von den Pöstli-Lüstlingen, die nicht arbeiten, wohl aber räsonnieren konnten, Mupf um Mupf erhielten, damit sie ihnen Platz machen möchten. Und mancher Ehrenmann wird des Müpfens satt und macht irgend einem hungrigen Menschengesicht Platz. So sieht das Ding aus, und manchmal sieht es fast unverschämt aus, wie an einem Frankfurter Kaisertag, wo man um einen gebratenen Ochsen sich tot schlug, und wer sich am unverschämtesten Platz macht, der schreit doch nicht anders als: „Platz da im Namen des Volkes und für das Volk!“ So ist diesen Augenblick ein wüstes Stoßen und Drängen um Brocken, Stühle und den eingebildeten Lebkuchen, der gar nicht mehr da ist. Das macht nun manchem gar böses Blut; er klagt die Zeit und, weiß Gott, Gott selbst an, und wird brandschwarz. Mein Gott, der gute Mensch war gar einfältig, daß er meinte, die Menge sollte vergessen, was sie gesehen, und den Appetit, den sie durch Anschauen erhalten! Es ist gar einfältig, daß er glaubt, der liebe Gott habe so einen Wäschlumpen in der Hand, mit welchem er alle Eindrücke, welche ein Volk durch Jahrhunderte durch erhalten, in einer halben Stunde durch-

streiche. Das sind Narrheiten! Gerade so mußte es kommen. Aber nur dafür gesorgt, daß der Lebkuchen nicht mehr hergesetzt werde und daß das Volk begreifen lerne, was für ein Unterschied es sei zwischen essen und trinken und schwitzen und arbeiten; dann wird das Müpfen und Stoßen von selbst aufhören, und an den Tischen wird nur gelassen, wer zu schwitzen und zu arbeiten versteht. In dieser Zeit sind wir aber noch nicht, im Gegenteil, gerade jetzt ist der Andrang am heftigsten und scheinbar die Meinung oben auf, daß man nur ein recht grober, gottloser Lümmel zu sein brauche, um recht viel zu werden; allein das wird sich von selbst geben ohne Wunder, sobald man gelassen und ruhig dem Ende des Traumes abwartet und zu seinem Ende beiträgt, was man kann. Aber weil nun gerade die Zeit so ist, werdet ihr die Stelle nicht erhalten. Nach Euern Kenntnissen u. s. w. wird man gar nicht fragen, und nach den Kenntnissen dessen, der sie erhält, noch viel weniger. Ja, wer weiß, ob sie nicht etwa irgend ein Besenbinder oder Kübelimacher erhält, der aufzuwarten versteht, oder irgend jemand an den Tischen hat, der seine Stimme kennt, dem er verwandt ist auf irgend eine Weise; denn es gibt nicht nur verschiedene Grade von Verwandtschaft, sondern auch verschiedene Arten."

Mit stummem Erstaunen hatte ich zugehört, aber nicht mit sonderlicher Erbauung, und sagte endlich dem Fecker, es scheine doch, die Leute hätten Recht, welche sagen, er hielte es nicht mit dem Volke, sondern er sei halt ein Herr, und keine Krähe kratze der andern die Augen aus, und wenn er es schon nicht mit den ganz Alten halte, so sei er doch ein Freund von weißen Aristokraten, den Bürgern aus kleinen und großen Städten, die den Landleuten die besten Plätze weggenommen hätten und jetzt so grundschlecht regierten, daß ein jedes Kind es besser könnte.

„Nun“, meinte er, „was die Leute sagen, das muß ich mir gefallen lassen; sie verstehen halt das Ding nicht besser; aber Euch hätte ich verständiger geglaubt. Niemand liebt das Volk mehr und inniger als ich; niemand ist bereit zu größern Opfern als gerade ich, und ist das nicht eben ein Zeichen meiner aufrichtigen Liebe, daß ich über dasselbe nicht verblendet bin und ihm seine Fehler aufrichtig sage? Das Volk ist aber gerade wie ein hübsches reiches Mädchen, dem der Herr soeben erlaubt hat, und das unbekannt mit der Welt in dieselbe hinaustritt. Das Mädchen ist herzgut und hat viel Schönes noch behalten; aber es ist in diesem Augenblick doch wenig mit ihm zu machen, und wenn es je verführt werden sollte, so ist das gerade jetzt am leichtesten. Das gute Mädchen kennt halt seine Leute noch nicht und glaubt, die meinen es am besten mit ihm, die ihm hinten und vornen scharwenzeln, es rühmen von den Züpfen bis zu den Zwicken, alles gescheut finden, was es sagt, alles schön, was es macht, jeder Laune huldigen, von keinem Fehler wissen wollen, das liebe Menschenkind zu einer Göttin des Himmels machen. Nun drängen sich zu demselben eine Menge hofierender Anbeter mit und ohne Brillen; die sagen ihm die schönsten Sachen, freilich in verschiedenen Mundarten, fast wie beim Turmbau zu Babel; sie versprechen für dasselbe in den Tod zu gehen, schwören den Tod jedem, der ihm nur ein schiefes Gesicht ziehe. Sie stellen sich gar uneigennützig; nichts, gar nichts wollen sie für diese schönen Sachen alle, als einen Blick aus des Mädchens schönen Augen. Aber das Mädchen ist eine gar gute Haut; über so viele gute Freunde, die ihm auf einmal wie Krautstengel aus dem Boden gewachsen oder wie Hagelsteine vom Himmel gefallen sind, ist es gar zu seelenvergnügt; es will doch nicht alles umsonst haben von ihnen; es wirft ihnen Handküsse, Bonbons, Souvenirs aller Art zu,

wirft sich ihnen am Ende kehrum in die ausgespreizten Arme, woran die langen Finger teils in schönen Handschuhen stecken, teils mit schönem braunem Bocksleder überzogen sind. Und dann tanzen und gumpen sie mit einander und können sich gegenseitig nicht satt rühmen und loben. Und die alten Freunde des Mädchens, die es auferzogen und von ganzem Herzen liebten, ihm aber wie gute Freunde die Wahrheit sagten, die läßt es auf der Seite stehen, findet sie kreuzlangweilig und nicht passend für ihns; es mag sie eben nicht heißen gehen; aber es wirft gar verständliche Blicke auf die Thüre hin, und hätte gar zu gerne, sie hätten selbst Verstand. Aber gute Freunde gehen eben nicht, wenn's dunkelt, von einem Mädchen weg, das von Liebhabern, mit Bocksleder überzogen, umringt ist, und das gerne mit ihnen allein wäre; da könnte dem Mädchen etwas gar Wüstes begegnen. Sie ertragen ganz ruhig die Blicke, bleiben geduldig da, bis die gefährliche Stunde vorüber ist und das Mädchen selbst merkt, daß es gar zu häßlich böckelet um ihns herum, und daß aus den langen Fingern lange Krallen wachsen, und aus den Augen mit und ohne Brillen sieben böse Geister steigen hungrig und geil. Da wird allgemach dem Mädchen bange ums Herz; nach den alten Freunden sieht es sich wieder um, dankt dem lieben Gott, daß sie noch dageblieben; und zu dem häßlichen Gezüchte sagt es: „Huß use!" bis es von dannen stiebt. Dann ist das Mädchen wieder lieb und holdselig, aber klüger und minder leichtgläubig als ehedem.

„Unter diese alten Freunde nun", sagte der Fecker, „zähle ich mich. Das Volk liegt mir gleich am Herzen, wenn ich schon sehe, daß es gemäß der Entwicklungsperiode, in der es steht, mit Schwengeln liebäugelt, über Laffen mich vergißt. Ich schimpfe auch nicht über das Volk, wenn ich schon dieses Kokettisieren tadle und seine Verblendung bedaure. Und wenn es

mir schon nach der Thüre winkt, so werde ich doch nicht böse und bleibe getrost; es würde mancher Tochter schön ergehen, wenn die Mutter sich allemal zur Seite drücken wollte, sobald ihre Tochter einen Buhlen mit den Augen brünstiglich zu ver- und umschlingen beginnt. Uebrigens, lieber Gotthelf, wollen wir darüber nicht disputieren; das sind Dinge der Erfahrung, Resultate auf Erfahrung begründeter Beobachtungen. Ihr seid noch zu wenig lang im Lande, um durch die Oberfläche in die Tiefe zu dringen. Geht, laßt Euch anschreiben, aber gebt acht, daß Ihr nicht ein Brandschwarzer werdet."

Ich konnte den Fecker nicht fassen, nicht fassen, wie er das alles so gemütlich hersagte, als ob ihm an der ganzen Sache nichts gelegen sei; ich konnte mich des Verdachts nicht enthalten, er höhne entweder mich oder das Volk mit solchen Reden.

Ich ging nun zum Regierungsstatthalter, um mich anschreiben zu lassen. Ich traf ihn auf dem Sopha sitzend mit einer kurzen Figur, die es sich ganz behaglich darin sein ließ; man sah ihr an, daß so etwas ihr seltsam sei. Der Regierungsstatthalter fragte mich, ohne aufzustehen oder mich sitzen zu heißen: „Was weit dr?" Ich berichtete ganz kurz mein Begehren. „Ja," sagte er, es sy nit meh die alte Zyte, wo-n-e jede Halunk cha werde, was er will; me wott hützutag bravi u rechti Lüt, daß me o weiß, wer si sy u was mit ne isch." Ich erwiderte, daß ich kein Halunke sei und etwas verstehe von der Sache. „Ja, me weiß scho, wer dr syt," hieß es wieder, „syt dr nit under de Rote gsi?" „Ja, Herr," sagte ich. „He nu, so weiß me scho, wer dr syt; da isch eine wie dr anger, es isch kene nüt wert, u so söttige Landsverräter git me kei sellige Pfoste." Es war nach dem Essen; ich hatte einen Schoppen getrunken und der Herr Regierungsstatthalter vielleicht zwei, denn

es war gerade Amtsgericht, und ich antwortete hitzig, daß ich kein Landesverräter sei, daß ich Kenntnisse im Fache habe, mich examinieren lassen wolle, und begehre, daß ich mit diesen Bemerkungen solle angeschrieben werden. Der Herr Regierungsstatthalter bemerkte, er hätte viel zu thun, wenn er zu jedem schreiben wolle, was er ihm sage; wenn ich es zwänge wolle, so werde er mich anschreiben; ich werde dann schon sehen, was es mich nütze. Bei allen seinen landesväterlichen Bemerkungen wandte er sich immer zu seinem Kumpanen mit der Frage: „Isch nit so?" Und dieser trommelte mit den Fingern auf dem Ruhbettkissen und sagte dann: „He perschee!". Ein Wort gab das andere; doch faßte ich mich zuerst und bemerkte, es sei mir leid, daß wenigstens hier im Schlosse die volkstümliche Zeit noch nicht herrsche, sondern noch die landvögtliche; wahrscheinlich würde auch die Wahl also ausfallen; es sei mir ferner leid, wenn ich ungelegen gekommen und gestört hätte. Ich müsse aber aufrichtig bekennen, solchen Bescheid und solche Behandlung hätte ich nicht erwartet. Nach unserer neuen Verfassung hätte ich von den Regierungsbeamteten nicht erwartet, daß sie die Leute also behandelten nach ihren Launen; noch trauriger wäre es, wenn sie die Gesetze auch so handhaben würden, d. h. nach Launen, Gunst und Bequemlichkeit. Übrigens würde ich nun den Entscheid der obern Behörde gewärtigen. Das sagte ich in einem Tone, der den Mann doch etwas stutzig machte; aber er war gewohnt, auch wenn er schlotterte, sich forsch zu machen; er wies mir daher die Thüre mit der Bemerkung: Auf alle Fälle sei es nicht die Zeit, daß er sich von einem Roten solche Dinge sagen lasse; ich solle machen, daß ich fortkomme, sonst wolle er mir den Meister zeigen.

Mit bitterer Empfindung machte ich mich fort. Also noch immer Vorurteile gegen ganze Klassen von Menschen, noch

immer kein humanes Benehmen, sondern ein brutales, und dieses neben der größten Lässigkeit in der Handhabung der Gesetze, in welcher man verleidete Leute entweder gar nicht zitiere, oder nachdem man sie dreimal zitiert und sie dreimal nicht erschienen seien, die Sache endlich auf sich beruhen lasse. Ich begann recht finster zu werden, zu glauben, ich hätte mich in der Zeit getäuscht, und es wäre wenigstens nicht besser als früher. Da fiel mir der Fecker ein und seine Bemerkungen; ich fand, daß ich aus dem Tintenkübel bereits nicht übel geschwärzt worden, daß ich meine Person mit dem Vaterland, den Regierungsstatthalter mit der Verfassung zu verwechseln willens sei. Ich begann nun zu begreifen, was der Fecker gemeint, und ging wieder zu ihm, was ich einige Tage unterlassen hatte. Ich erzählte ihm meine Geschichte und Empfindungen. Er meinte, das sei eben das Unglückliche der gegenwärtigen Zeit, daß man es besser machen wolle als ehedem, aber das Ding trotz dem guten Willen nicht verstehe. Man wolle es besser machen, die Leute dadurch zufriedener erhalten, daß man keinen Nachdruck in die Handhabung der Gesetze lege, daß man sie übersehe, gegen ihren Sinn zu milde auslege; dadurch entstehe aber ein Schwanken, das gerade aussehe wie Willkür, worüber eine Menge unzufrieden werde und entweder über Trägheit oder Ungerechtigkeit schreie. Daneben niste sich doch allmählich bei einigen Beamteten das Gefühl ein, daß sie an den Stellen seien, vor denen man sich ehedem so tief gebeugt und besonders tief alle die, welche gut gesinnet scheinen wollten. Den gleichen Barometer fangen einige nun auch an hinter ihren Stühlen aufzupflanzen, und glauben die, welche etwas geradezu sich benehmen, für Mißvergnügte ansehen und durch ihr Benehmen ihnen das Mißfallen über solche Gesinnung an den Tag legen zu müssen. Viele nun kennen die Menschen zu wenig, gar viele haben nicht

Gewandtheit, mit den Menschen umzugehen, und wenn sie einem nicht wohl wollen, so nehmen sie ein Betragen an, welches man dem Hans und dem Sami übersehen hatte, was aber einem Regierungsrat oder Regierungsstatthalter 2c. nicht übersehen, sondern von den meisten der neuern Zeit der Verfassung zur Last gelegt werde und mißvergnügt mache. Die guten Leute bedenken nicht, daß sie auf diese Weise gerade die Sünde begehen, welche in der alten Zeit der alten Regierung die meisten Gegner erzeugte. Die Persönlichkeit der Regierenden trägt wenigstens zwei Drittel bei zur Zufriedenheit oder Unzufriedenheit eines Landes, die Verfassung nur einen. Dieses Betragen ist aber wieder nicht ein gleichförmiges, sondern eben die, welche nicht Meister ihres Benehmens sind, kommen bald auf hohen Rossen und handkehrum können sie sich wieder so gemein machen, als ob sie mit jedem Bruder Leipziger an der Schweinfurter Messe Schmollis gemacht. Wenn schon der letztern Art eben nicht viele sind, so paßt man doch zu sehr auf, als daß sie nicht bemerkt, ein bedeutender Lärm über sie erhoben, und viele durch sie verletzt eben brandschwarz werden. Nun, mein lieber Gotthelf, müssen wir verständigen Leuten aber billig sein, nicht von den Menschen das Unmögliche verlangen, nicht verlangen, daß sie auf einmal Engel oder taktfest gebildet seien, daß sie alle Regenten-Weisheit und -Tugend in sich vereinigen, auch nicht, daß sie noch ins Welschland gehen sollen, sondern wir müssen sie mit Gleichmut ertragen, mit immer gleicher Freimütigkeit, verbunden mit der gehörigen Achtung, behandeln, mögen sie auch darüber die Wände hinausspringen und uns unhold werden; das ist die wahre Löffelschleife des Republikaners. Sie ist leider bei uns noch nicht im rechten Gang, sie war allzulange vergessen; die Löffel sind widerspenstig und die Schleifsteine bald zu weich und bald zu spröde. Wir waren nicht gewohnt, mit

unsern Regenten als unseresgleichen umzugehen; unsere Regenten haben früher nirgends gesehen, wie das zugeht; nun fehlt, bis man des Dinges gewohnt ist, auf beiden Seiten die rechte Manier, und auf beiden Seiten herrscht eine Empfindlichkeit, die durch die kleinsten Dinge verletzt wird, die in jedem Widerspruch Mangel an Achtung sieht, oder böse Gesinnung, in jeder abgeschlagenen Zumutung Widerspenstigkeit oder bösen Willen. Natürlich verträgt diese Empfindlichkeit keine freimütige Rüge der bestehenden Übelstände, und wenn diese meine Bemerkungen zu den Ohren der Getroffenen kämen, so könnte ich zu meinen Ohren Sorge tragen. Aber wie gesagt, Gotthelf, so mußte es kommen; nur nicht den Mut verloren, sich selbst treu geblieben; es muß dann besser kommen. Ich hätte Euch geraten, auf Bern zu gehen; aber bei Eurer Stimmung darf ich es nicht; Ihr würdet dort nur verletzen und verletzt werden. Wartet der Sache gelassen ab, es muß sich bald entscheiden." Trotz der Zusprüche des Feckers konnte ich die Sache doch nicht so gelassen hinnehmen; es schien mir immer, auf diese Weise werde die Verfassung geradezu eine Null, oder wenigstens der Nutzen, den sich das Land davon versprach, vereitelt. Ich konnte gar nicht glauben, daß es im natürlichen Gang der Dinge so kommen mußte, gar nicht glauben, daß alle die gehegten Hoffnungen thöricht gewesen, daß man das Unmögliche geträumt. Und als endlich die Wahl entschieden wurde und auf jemand fiel, der sein Lebtag an keiner Straße gearbeitet und über keine Straße nachgedacht hatte, der die dümmsten Ansichten sich bildete und aussprach, sein Amt später spöttisch verwaltete, da griff es mich hart an. Lange hatte ich zu thun, Schmerz und Bitterkeit zu bekämpfen: Schmerz über die Schwierigkeit, beim besten Willen nützlich zu sein, alle meine Kenntnisse nicht brauchen zu können; Bitterkeit, daß man allenthalben meine Person verschmähte aus

blinden Vorurteilen, ohne sich die Mühe zu geben, ihren Wert und Unwert genau zu untersuchen. Während dieser Gemütsstimmung starb der alte Polizeidiener und seine Stelle sollte an der nächsten Gemeinde wieder besetzt werden. Ein wunderbares Gemisch von Hochmut und Demut, von Unmut und Wehmut ließ mich auf der Stelle den Entschluß fassen, diese Stelle zu suchen. Etwas wollte ich thun und sein; wollte man mich für nichts Besseres, nun, wessen Schade war es? Mit welchem Stolz konnte ich von Haus zu Haus gehen, von Vorgesetzten zu Vorgesetzten, im Bewußtsein, gescheuter als alle zu sein; wie schön, sie das bei mancher Gelegenheit fühlen lassen zu können! Dann fand ich wieder billig, daß ich Vorurteile sühne, daß ich mich dargebe, erniedrige, in bescheidener Erwartung, erkannt und erhöht zu werden. Es kam mir ordentlich tröstlich vor, in verachtetem Gewande Achtung zu gewinnen, und schön, in manches Haus Rat und Verstand bringen zu können. Immer mehr schöne Seiten gewann ich diesem Amte ab, und das Wandern von Hügel zu Hügel, von Thal zu Thal, Herr seiner Zeit und Gedanken, schien mir gar fröhlich und gemütlich. Aber nicht nur die schöne Seite, sondern auch die nützliche bot sich mir dar.

Es will heutzutage jedermann seine Nase in alles stecken, und glaubt er etwas zu riechen, so brüllt er in irgend einer Zeitung oder hinter einem Schoppen lauter als wie zehntausend Ochsen. Ehedem gab es zwar immer Leute, die ihre Nase gerne in alles steckten, alle Morgen sich Verzeichnisse geben ließen von denen, die an der Matte spazieren gegangen, alle Wochen Berichte über alle Landvögte, und mit was und mit wem sie am liebsten gvätterleten; aber sie brüllten nicht wie zehntausend Ochsen, sondern sie behielten das Vernommene fein säuberlich im Kragen bis zur gelegenen Zeit, wo sie es in eine Ohrfeige

verwandeln konnten. So thaten einige; aber ihren Untergebenen paßten sie auf, und sie mußten nicht nur Weinmuster in den Wirtshäusern herumtragen, sondern auch auf Strolchen und Gesindel achten. Nun aber sind wir alle gleich, alle souverän, und niemand giebt sich daher gerne mit dem Gesindel ab; so ein souveräner Bernerbürger ist zu stolz, an das Lumpenpack seine Zeit zu verlieren. Indessen bestehen noch aus alter Gewohnheit einige Ämtlein, welche um des Lumpengesindels willen errichtet worden, wenigstens zum Teil, und mit den Ämtlein sind einige Geldsorten verbunden.

Und damit diese Geldsorten nicht spangrün werden, wie die Münze der Salzauswäger, giebt es immer Leute, die bereit sind, sie abzunehmen, und den Titel sich anhängen zu lassen, der zum Abnehmen berechtigt; versteht sich, daß man vom Lumpengesindel, als von einer wüsten Sache, nicht viel redet. Nun aber hat denn doch das Lumpengesindel die Art, daß es brave Leute inkommodiert, ungefähr wie Läuse einen an Reinlichkeit gewöhnten Menschen; und noch immer giebt es fatale alte Leute, die bettelnde strolchende Berner-Bürger, -Bürgerinnen, -Bürgerlein auch zum Lumpengesindel rechnen. Und diese Leute haben die fatale Manier, daß sie schreien über dieses Plagen, wie Kinder über Läuse, die sie beißen. Da nun der Regierungsrat es nicht mit ganz allen Leuten verderben darf, so läßt er von Zeit zu Zeit Mahnungen aufs Land ergehen, daß man doch ein Auge nach diesem Lumpengesindel kehren, und es wenigstens mit einem Fuße über die Grenze setzen soll, und setzt gar noch einige Geldsorten extra bei. Aber mein Gott, wer wollte alles bezahlen? Wer wollte sich mit solchen Kleinigkeiten befassen? Wer wollte seine Ehrlichkeit in Gefahr setzen, daß er in diesen Extra-Gratifikationen sich zufällig verrechne? Wer wollte Berner-Bürgern zumuten so lange in

schlechter Gesellschaft zu sein bis an die Grenze? — nun, wenn's noch durchs nächste Dorf wäre, so möchte es angehen, aber bis zur Grenze! — Und wie will man einem Bürger, der mit zweien Gemeinderäten besoffen einem Gemeinderat beiwohnen darf, zumuten, mit einem Lumpenkerl durch ein Dorf zu gehen? Ach Gott, welche Zumutung! Und wo bliebe dabei die persönliche Freiheit und die Gewissensfreiheit in der freien Republik? Ach Gott, so regierungsrätliche Monitorien muß man vergessen, nachdem man darauf geschrieben: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Und ob man's vergesse oder nicht, wer frägt danach; ist doch die Hauptsache, daß man gut angeschrieben stehe oben. So geht es dann lustig und frei zu im Lande, und das Pack ist oft sicherer vor der Polizei auf den Straßen, als ehrliche Leute in ihren Häusern. Die hübschen Ländermädchen ziehen jubelnd, singend und bettelnd durch Dorf und Thal, furchtlos und schalkhaft und tragen das erbettelte und sonst eroberte Geld neuthalerweise aus dem Lande. Sie haben aber auch versöhnende Manieren, vor denen Karabiner sogar und Säbel sich sanftmütig an Boden legen. Es wird aber wirklich dann zu Neujahr, Fastnacht und andern Zeiten stillen Leuten zu eng im Lande; sie haben kaum mehr Platz vor ihren eigenen Hausthüren, und kaum Ruhe zum Essen, so daß wirklich manchem schon eingefallen ist, in öffentlichen Blättern dr Gottswillen und für gutes Geld einen guten Kerl aufzusuchen, der sich mit dem Gesindel abgebe, d. h. nämlich, nicht gemeine Sache mit ihm mache, sondern die vor dem Gesindel schütze, die ihn bezahlen. Es geschah nicht aus Gutherzigkeit; man fürchtete, es könnten es Leute für ungut nehmen, wenn man es besser haben wollte, als andere Leute es sich auch müssen gefallen lassen. Auch haben diese Leute ein gar großes Bedauern mit einer Menge Kinder, die von ruch-

losen Eltern ausgesandt auf den Bettel ausschwärmen im ganzen Lande zum Müßiggang, ans Schlecken und Stehlen sich gewöhnen, und sonst noch anderes, und doch geben sie ihnen Kreuzer um Kreuzer zum Naschen. Und jeder einem Kinde gegebene Kreuzer ist ein Lockvogel, der das Kind tiefer in das wüste Leben zieht. Aber man giebt teils aus Gewohnheit, teils aus Barmherzigkeit fort und fort. Man denkt, wenn nur ein Kind von zehn bettelnden wirklich einen kranken Vater, eine hungernde Mutter zu Hause hätte, so wolle man lieber neun Kreuzer verlieren, als einen hartherzig verweigern; man vergißt dabei die neun zu Grunde gehenden Kinder und das Weh ihrer Seelen.

Da dachte ich es mir gar prächtig und nötig, so als ein getreuer Wächter durchs Land zu wandern mit redlichem Gemüt, offenen Augen und freier Zunge, mannlich gegenüber zu stehen dem Regierungsstatthalter, und getreu ihm zu rapportieren, was seines Amtes ist, unbekümmert, ob er es gerne höre oder nicht. Und wenn es sein Liebling wäre, und wenn sein Liebling Statthalter wäre, und dieser Liebling und Statthalter würden z. B. einen armen Teufel mit Brönz füllen, um die Lust zu haben, wie derselbe den Kopf am Boden sich zerschlage auf jämmerliche Weise, oder er selbst der Liebling und Statthalter würden voll am Boden sich wälzen, vielleicht noch an einem Sonntage an hellem Tage, unfähig aufzustehen und seine Hosen zuzumachen, so würde ich es dem Regierungsstatthalter sagen, und wenn er mir darüber ein sauer Gesicht machen sollte, oder vielleicht mir sagen: Das geyt Euch nüt a, Polizeyer, so würde ich ich ihm sagen: Ich hatte geglaubt, ein Statthalter wäre sein Stellvertreter und auch der Stellvertreter der Regierung, und hatte nun gefürchtet, die Schwarzen möchten sagen: Wer sich durch ein Schwein vertreten lasse, müsse selbst eine Sau

sein; und das hatte ich verhüten wollen, aber nichts für ungut; wer z. B. sich durch einen auf Betrug ertappten Menschen vertreten lasse, werde selbst nicht für sauber angesehen. So dachte ich mir es gar schön. Ich dachte mir ferner zu thun, wozu die meisten sonst zu vornehm sind, zu souverän sich dünken, der Sicherheit des Landes mich anzunehmen, dem schauderhaft überhandnehmenden Bettel zu wehren, die Mühe nicht zu scheuen, ohne Brönz oder Vergütung die Bettelnden wegzuweisen, ihrer Gemeinde zuzuführen. Ich war überzeugt, eine alle Tage sich gleich bleibende Strenge würde dem Unfug bald ein Ende machen.

Aber die armen bettelnden Kinder wollte ich nicht schlagen, nicht mit dem Schuh mißhandeln. Nein, mit ihnen wollte ich wandern ihrer Heimat zu, wollte ihnen auf dem Wege ausforschen ihr junges Herz, wollte versuchen mit weichen, linden oder ernsten Worten etwas Besseres zu pflanzen in dasselbe, wollte versuchen, in ihren jungen Herzen keimen zu lassen das Gefühl ihrer Menschenwürde, den wahren Menschenstolz, der nicht bettelt, nicht bettelt um einen Kreuzer, nicht bettelt um ein Ämtlein, nicht bettelt um eine Pfarrei, nicht bettelt mit den eigenen Beinen, nicht bettelt mit des Vaters Beinen, den kleinen zwar, aber emsigen und wohlbesorgten, und mit dem süßen Lächeln oberhalb des süßgiftigen Vaters kleinen gwirbigen Beinen, oder bettelt mit des Schwähers Beinen. Der Menschenstolz, der nicht bettelt, um kein Amt, und wäre es das Schultheißenamt, nicht bettelt mit Worten, nicht bettelt mit Scharwenzeln, mit klug geformten Meinungen, mit Händedrücken, Achselnklopfen, berechneten Anzügen, oder gar mit verschmitztem Schweigen wider Ehre und Gewissen, oder neapolitanischen Zugeständnissen wider Ehre und Gewissen, nicht bettelt mit Vorreiten seiner Miserablität, um zu zeigen, daß kein Bein lahm, kein

Glied impotent sei; nicht bettelt um die höchste Stelle mit Verläumdungen oder Renommisterei, oder göttlicher Grobheit.

Im Bettelkinde wollte ich diesen Stolz wecken, hoffend, die Welt kehre sich einmal um, und von unten herauf werde dann dringen das Edlere und Bessere hinauf, woher so oft das Schlechte, das Verfluchte gekommen. Was ist wohl für ein Unterschied zwischen einem Schultheißen, der um dieses Amt buhlt, und zwischen einem Bettlermädchen, das um einen Kreuzer bettelt? Ein routinierter Witzling wird mir sagen wollen: Der Unterschied, daß die großen Diebe obenauf kommen, die kleinen der Landjäger nimmt, d. h. wenn es ihm gefällt. Ach Gott nein, der buhlende Schultheiß und das bettelnde Mädchen verhalten sich zusammen wie Verführer und Verführte, wie Lüsternheit und Not, wie Abgefeimtheit und Naivität, wie Vorbedacht und Unwissenheit, wie Luchs und Schaf, wie Elster und Schwalbe, wie — —. Wollte wecken in dem armen Bettelkinde den Menschenstolz, der nicht betteln mag auf keine Manier, weder auf eine gemeine, noch eine vornehme, der was schaffen will, treu, ehrlich, fleißig, unverdrossen, der von seiner Arbeit leben will redlich, und Gutes thun nach Möglichkeit, der diese Werke in die Welt stellt, und nicht sein Eigenlob, der weiß, daß die Werke reden vor Gott und zur Nachwelt, während das Eigenlob wohl augenblicklich betäubend wirkt, aber bald Kopfweh macht, dann Ekel und vor Gott Bedauern, dann ein Zuschandenwerden.

Und wenn ich in des bettelnden Mädchens Hütte einen kranken Vater, eine hungrige Mutter fände, da wollte ich sorgen, daß die Mangelnden keinen Mangel litten. Wollte sagen, wo wirklich Not und Elend sei, wollte Weiber suchen mit weichen Herzen, und Männer mit biederem Sinn, die gerne gäben, wo gegeben sein sollte, wollte betteln bei guten Herzen selbst für

Landsaßen. Ich wußte wohl, daß ich solcher Herzen sicher so viele fände, als ich nötig hätte; ich wußte, daß das Geben und das freiwillige Geben bei vielen Leuten als die heiligste Religionspflicht betrachtet wird.

An dem Erhalten dieser Stelle zweifelte ich nicht. Diesen genommenen Entschluß trug ich wieder dem Fecker vor, und dieser lachte laut auf und immer lauter, hielt sich den Bauch und schnappte am Ende mühselig nach Atem. Ich wurde bitterböse und frug, was da zu lachen sei? „Mein Gott, was für tolle Gedanken plagen Euch doch! Daß Ihr nicht zum Polizeier paßt, will ich nur nicht anführen; aber wie könnt Ihr denn je daran denken, diese Stelle zu erhalten? Wahrhaftig, ich hätte geglaubt, Ihr kenntet die Menschen nun besser."

Ich wurde böse und verwirrt; seine Rede verstund ich nicht, und meinte, das werde ihm nicht ernst sein, und ich hoffe, er werde seinen Einfluß für mich verwenden, wenn er glaube, es sei noch nötig; so viel dürfe ich mir schmeicheln, daß man hier noch keinen bessern Polizeier gehabt, und kaum je einen solchen wieder bekommen werde. Darüber wolle er mit mir nicht disputieren, meinte er; allein ich erhielte die Stelle doch nicht, auch wenn er für mich von Haus zu Haus laufen wolle, was er aber nicht thun werde. „Wie könnt Ihr," fuhr er fort, „bei gesundem Menschenverstand daran denken, gewählt zu werden an einer Hausvätergemeinde? Erinnert Euch, welchen Namen Ihr Euch im Spital gemacht. „So-n-e ufbegehrische wey mr nit", werden die einen sagen. Sehet Euere Kleidung an; auf diese hin werden andere sagen: „Ne, so-n-e herrschelige we mr nit, dem dörft me ja nüt bifehle." Andere werden sagen, welche das Brönz lieber selber trinken: „Ne, e Rote, e alte Soldat we mr nit, mr hei Schnapsbrueder gnue am Alte gha; er isch nie zfriede gsi, we

me ihm nit eis ygscheicht het.“ Andere werden meinen: „Er isch gar so-n-e ybildische, er würd is i alles iche rede-n-a-n-e-re Gmein.“ Wen habt Ihr nun an der Gemeinde, der für Eu spricht? Andere, die sich auch melden werden, haben auch Gönner, die werben. Und wenn schon manche, und vielleicht die ersten, nicht gegen Euch reden werden, so werden sie doch gegen Euch stimmen. Ihr seid bei einem Schoppen oft zusammengekommen, dunkel haben sie Euere Überlegenheit gefühlt; glaubt Ihr nun, sie werden es über sich bringen können, Euch zum Polizeier zu machen, zu ihrem Diener und Abwart? Eure Person wäre ihnen ja ein täglicher Vorwurf, sie müßten sich vor Euch in acht nehmen, sie müßten denken: Was wird der Polizeier dazu sagen? Glaubt Ihr aber, daß eine Behörde solche Leute wählen wird, die solche Gefühle in ihr erregen? Das geschieht nicht in den obersten Behörden; wollt Ihr eine solche Überwindung einer Landgemeinde zutrauen? Wenn man gewisse Leute hört, so sollte man meinen, schlechte oder dumme Menschen paßten für jede Stelle viel besser, als ehrenwerte und kluge. Versprecht mir, nicht böse, nicht mutlos zu werden, diese Geschichte nur als eine Gelegenheit zu betrachten, Menschenkenntnis zu erwerben. Meldet Euch, macht bei den Einflußreichen in der Gemeinde die Aufwartung, und urteilt dann, wer Recht habe.“

Ich versprach und that also. Nun will ich mich nicht aufhalten, zu beschreiben, wie ich empfangen und abgefertigt wurde, obschon es recht lustig wäre anzuhören, und ausweisen würde, daß das Brichten auf dem Lande noch weit schauerlicher ist, als in der Stadt, und der Brichtende noch weit mehr sich gefallen lassen muß.

Der Wahltag war ein wichtiger Tag für die Gemeinde Unverstand. Um zehn Uhr sollte die Gemeinde beginnen; um elf Uhr erschien sonst gewöhnlich der Schreiber, um halb zwölf

Uhr der Präsident, nach zwölf Uhr einige Männer, und um ein Uhr fing man an das Protokoll zu verlesen. Aber an diesem wichtigen Tage, wo ein Polizeier sollte erwählt werden, sah man schon vor neun Uhr Gruppen vor dem Wirtshause sich sammeln; vor zehn Uhr drängte sich alles in die große Kammer, wo sonst getanzt wurde; sie war zum Ersticken voll, statt dem halben Dutzend, welches sonst sich einfand. Es wurde abgelesen das Verzeichnis der sich Meldenden, und gefragt, ob der eine oder andere etwas zu bemerken hätte. Die Bewerber mußten abtreten, legten sich draußen an die Thüre und stritten um die nächsten Plätze an derselben. Nun begann es drinnen zu wogen und zu tosen; endlich brachte der Präsident Stille zuwege, und da wurden Reden gehalten viel länger noch und schöner als im Großen Rate. Den Stummen brach der Mund auf und sie redeten wie die Propheten, jeder gegen sieben und für einen, denn acht hatten sich gemeldet. In die Reden hinein hallten die Stimmen widersprechend gar kräftig und schön; wer einmal angefangen hatte, der sprach, so lange er ein Wort erjagen konnte. Endlich nach fünf Stunden, als allen die Zunge am Gaumen klebte, konnte der Präsident zur Abstimmung schreiten. Diese Abstimmung geschah, da viele nicht schreiben konnten, durch das offene Handmehr. Dreimal mußte sie vorgenommen werden, weil sie sich zweimal unrichtig erwies, indem die Zahl der Köpfe und der stimmenden Hände nie übereinstimmten, und es fast herauskam, als hätten viele immer zwei Hände aufgehoben. Endlich war er heraus, der wichtige Mann, um deswillen heute so viele geredet hatten; aber ich war es nicht, nicht eine Stimme hatte ich erhalten; und, wunderbar, gerade was der Fecker mir vorher gesagt, hatte ich an der Thüre hören müssen, nur viel eindringlicher und kräftiger. O, ich habe diese Reden alle noch im Kopf, und wer weiß, ob ich

sie nicht noch aufschreibe und drucken lasse, da doch heutzutage alles gedruckt werden muß. Obgleich es mir der Fecker vorausgesagt, war ich doch erschüttert, und konnte mich des Weinens fast nicht enthalten, als ich zu ihm kam. Also nichts, gar nichts wollte man von mir; für nichts fand man mich gut; wie einen Taugenichts verwarf man mich allenthalben.

„Ihr dauert mich," sagte er, „daß Ihr die Sache so zu Gemüte nehmt, aber der liebe Gott war weiser als Ihr. Macht nun aber Eure Thorheit nicht dadurch noch größer, daß Ihr in ihr beharrt und glaubt, es sei Euch übel ergangen. Der Mensch werchet sich manchmal ordentlich in einen Trotz gegen die Vorsehung hinein, die ihm einen einfältigen Wunsch versagt hat; er glaubt sich unglücklich, und gerade durch diesen Glauben wird er unglücklich. Wenn es nur die Menschen glauben würden, daß unendlich viel Unglück, über das sie klagen, nur in dem Wahn besteht, daß man unglücklich sei, und daß man, um andere damit zu strafen, oder weil so es der allgemeine Gebrauch fordere, unglücklich scheinen müsse! Sonst seid Ihr ein Mann gewesen, habt wacker gerungen; werdet nun nicht wieder zum Kinde; verliert die Besonnenheit nicht; verliert den Glauben nicht, daß gerade im Versagen unserer Wünsche die größte Liebe Gottes liegt." — Ich wurde gelassener, entgegnete aber doch, das komme mir auch gar zu traurig vor, daß ich wie ein unnützer Stein allenthalben verworfen werde, bald durch schiefe, bald ohne Prüfung, und somit trotz dem besten Willen der Welt gar nicht nützlich werden könne; daß es doch hart sei, gleichsam mit dem Stempel der Verwerfung bezeichnet worden zu sein, seit ich ein Güterbub, und nun gar seit ich ein Roter gewesen. „Das ist aber wieder ein Wahn", meinte der Fecker, „daß man meint, einen Posten haben zu müssen, um dem Vaterlande nützlich zu sein, als ob das nicht jeder Bürger

könnte und sollte, und gerade die nicht angestellten am besten. Dieser Wahn kömmt von jener Zeit her, wo es allerdings eine Art von Verbrechen war, das bald öffentlich, bald geheim gerichtet wurde, wenn einer ohne äußerlich bestimmten Beruf um das Vaterland sich bekümmerte. Eben daher kömmt es auch, daß nun die einen allerdings noch immer nichts thun, um alles sich nicht bekümmern, während die andern beim besten Willen doch darin irren, daß sie meinen, um das Vaterland sich kümmern heiße über alles Bestehende schimpfen, alle Verfügungen der Regierung tadeln, alle Personen derselben verdächtigen, und die Dritten zu meinen beginnen, sie, die an der Regierung seien, machen den Staat aus, hätten allein um das Vaterland sich zu kümmern, die Übrigen zu schweigen und ihre Nasen nicht aus dem Eigenen heraus zu heben. O du liebe Zeit, wie so manches Regentlein klug sich dünkt, und doch ist sein Dünkel noch neunundneunzigmal kleiner, als der seines Schreiberleins!“

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der gute Rat.

„Aber gerade für Euch wüßte ich etwas,“ fuhr der Fecker fort, „wozu Ihr der Mann wäret und wodurch Ihr nach und nach Euch eine Anerkennung erwerben könnet, die hundertmal schöner ist, als irgend ein erbrichteter Posten. Ihr müßt mich aber ordentlich anhören, nicht auslachen, wohl überlegen; wenn Ihr das alles wollt, so will ich mit meinem Vorschlag heraus rücken.“ Ich erwachte aus meinem Trübsinn, ward neugierig

und versprach alles Gute. Er klingelte nach einer Flasche Wein, stopfte sich eine mächtige Pfeife und brachte folgendes vor: „Gotthelf, suchet Euch ein Wirtshaus aus, das ziemlich besucht ist von einheimischer Gastig, die Wirtsleute eine Truppe Kinder haben, was nicht schwer zu finden ist; da zieht Euch zu; das ist der schönste Posten, den ich für Euch weiß.“

Ich sperrte Mund und Nase auf über den seltsamen Vorschlag und glaubte, es rappele bei dem guten Manne, und wenn die Flasche leer gewesen wäre, so hätte ich vielleicht noch was anders geglaubt. Er sah mein Erstaunen, lachte und sagte, es scheine, ich begreife nicht, was er meine; und doch hätte er geglaubt, jedes Kind müsse ihn fassen, so einleuchtend stehe es in seinem Kopfe.

„Allemal wenn ich bei einer Gaststube vorbeigehe,“ sagte er, „und da die Leute bei ihrem Schoppen sitzen sehe, so zieht es mich hinein, und eine rechte Wehmut kömmt mich an, daß um unserer wunderlichen und verschrobenen Sitten wegen es meine wunderliche Frau mir nicht erlaubt, mitten unter diesen Leuten zu sitzen; da wäre der rechte Ort, Weisheit zu predigen und Menschen vernünftig zu machen.“ Das dünkte mich noch wunderlicher; aber der Fecker achtete nicht mehr auf mich; er war in den Zug gekommen und fuhr fort: „Dahin kommen die Leute selten um des Weines, sondern auch um der Gesellschaft willen. Es regt sich etwas in ihnen, das Nahrung will; sie möchten etwas hören, möchten sich mitteilen, brichten, brichten lassen. Versteht einer das Brichten, so hören die guten Leute mit wahrem Vergnügen zu, haben kurze Zyti, was ihnen eins der seltensten, aber der größten Güter scheint; denn Längizyti ist eine wahre Bauernplage. Der Abend vergeht ihnen, sie wissen nicht wie, und sie erzählen noch lange, wie sie den und den Tag so kurze Zyti gehabt. Was kurze Zyti dem Bauer sei, drückte wohl jenes Kind am besten aus, das, gefragt, was das

Wort Seligkeit bedeute, antwortete: Kurzizyli. Nun ist aber so selten jemand in einer Gaststube, diesem großen, allgemeinen Leist des Dorfes, der dieses Amt des Brichtens übernimmt, und noch viel seltener, ja nicht zu finden, möchten die sein, welche mit bestimmter guter Absicht und zu einem klar gedachten vernünftigen Zweck es thun. Gar oft führen Zotenreißer, Händelsucher oder mit Gott und der Welt Unzufriedene das große Wort und verleiden ordentlichen Männern ihren Schoppen. Mit Schrecken sehe ich auch mehr und mehr im Volke selbst eine Kluft entstehen. Aus dem Volke erheben sich Beamtete, Gewerbsleute rc., es ist der erwecktere Teil des Volkes, und diese fangen an, die Gaststube zu verlassen, ziehen sich in Leisten, Lesezirkeln und wie die Dinger alle heißen, zusammen, und trennen sich von der Masse; in der Gaststube bleiben die Ungebildeten, wo keiner dem andern etwas Ordentliches bieten kann. Man sieht das nicht für wichtig an, und hält es für ganz natürlich, daß solche gebildete Leute sich nicht mehr allen Unannehmlichkeiten einer Gaststube preisgeben, und ihr Rams lieber unter sich abmachen. Aber man irrt sich: so wie in der Gaststube, so macht man sich im Leben, in der Kleidung rc., kurz in allem, allmählich vom Volke los, reißt sogar schon die Kinder vom Volke weg und führt sie besondere Wege. So bildet sich eine neue Klasse, und wer will mir wehren, wenn ich diese Klasse auch eine Aristokratie nenne? Die neue Klasse verliert durch diese Absonderung um so eher das Zutrauen des Volkes, je näher sie ihm früher gestanden. Das Volk aber entbehrt ihres Umganges, wird nicht durch dieselbe gehoben und veredelt, wird ab- und zurückgestoßen, verwildert unter sich und wird die Beute jedes Schreiers, der es zu irgend einem bösen Zwecke erregen will. Es gilt hier gerade der gleiche Grundsatz, wie bei den Armen. So lange man die Armen nur ernährt,

abfüttert, werden sie Arme bleiben, sich vermehren und zu einer immer unerträglichern Last werden. Hebe man aber die Armen durch Entwicklung ihrer Kräfte; befähige man sie zu vorteilhaftem Erwerb, kurz, befähige man sie, daß sie sich selbst auf die Höhe ihrer Wohlthäter hinaufschwingen können, so werden die Armen sich mindern und wird ihre Last abnehmen. Es wird das Volk Volk bleiben, roh, ungebildet, eine Wetterfahne, sobald es alle die verlassen, welche sich mehr Bildung erworben und als der Sauerteig des Volkes mitten unter ihm bleiben sollten. Sie werden sehen, daß das Volk bald gegen sie eine Opposition bildet. Das beim Volke bleiben hat freilich seine Unannehmlichkeiten. Mancher Beamtete hat seine Gewohnheit, welche er sich scheut, mitten in der Gaststube zu befriedigen; aber warum nicht alte Gewohnheiten fahren lassen, um dem neuen Amte Ehre zu machen? Und mancher ist nicht gerne einen ganzen Abend vernünftig; aber das ist wieder nichts als eine Gewohnheit; und geziemt es nicht einem, der über das Volk gesetzt sein will, Tag und Nacht vernünftig zu sein? Unglaubliches nun könnten gerade in der Gaststube Männer thun, die ohne steife Pedanterie mit manchem Witzwort Nützliches zu reden, die Geschichte der Zeit zu erleuchten, die Tagesfragen zu erläutern, die höhern Verfügungen zu erklären wüßten, oder, wenn nichts neues vorläge, erzählen würden von andern Völkern, andern Zeiten. Um solche würden die Leute sich sammeln, und ich bin überzeugt, von der Gaststube aus würde sich ein wohlthätiger Einfluß verbreiten über manches Feld und über manches Haus; die Abende würden kurzwylig werden, und vernünftige Männer kämen den Weibern heim ohne sturme Köpfe, und Friede, Liebe und Vertrauen würden die einzelnen Glieder der Gesellschaft eng verbinden.

„Nun, Gotthelf, zu so einem Gaststubenposten seid Ihr wie gemacht. Ihr habt viel gesehen, viel erfahren und gelesen; Ihr braucht nicht den Schmarotzer zu machen, und imponiert doch auch nicht wie ein Ammann oder Statthalter; Ihr seid unabhängig und doch so gestellt, daß niemand sich vor Euch scheut, keiner vor Euch ein Blatt vor den Mund nimmt. Ihr erfahret also, wie die Leute denken, was in ihnen sich regt, vernehmet alle Vorurteile, alle Dummheiten, die in den Köpfen spucken, und könnt gegen sie arbeiten. Ich meine nicht, daß Ihr den ganzen Tag da sitzen sollt und aufpassen, wem Ihr eine Lehre zu geben und kurze Zyti zu machen habet. Bewahre! Dafür ist nur der Abend da, wenn das Tagewerk gethan ist bei einem jeglichen, und er ruhen darf von Gott und Menschen wegen. Und auch nicht Nächte durch sollt Ihr da sitzen, bis die Füße unter den Tischen zu Eiszapfen werden; zur rechten Zeit muß Feierabend sein; der folgende Tag will ausgeruhte Arbeiter, und es sind Weiber zu Hause, die dem Manne nicht gerne zu lange warten, und will der Mann Euch mit Freuden zuhören und ordentlich erquickt werden, so muß er nicht mit Schrecken nach Hause und an die scheltende Frau denken dürfen. Wenn ein Beamteter seinen Landjägern befiehlt, die Leute so lange im Wirtshause sitzen zu lassen als sie wollten, sobald sie sich nicht prügelten, versteht dieser Mensch die Wohlfahrt der ihm Anvertrauten, und woher hat der das Recht, Gesetze aufzuheben, die verständiger sind als er? Wer hat das Recht, Wirtschaftsbußen, die für die Schulen bestimmt sind, zu schenken? — Wie gefiele Euch „afange“ das,“ meinte der Fecker, „doch wartet nur, bis Ihr alles gehört. Für den übrigen Tag habe ich Euch zwei andere Aufgaben ausgedacht. Ihr habt gehört, daß ich gesagt habe, Ihr sollet Euch ein Wirtshaus aussuchen, wo eine Kuppele Kinder seien, was leicht zu finden sei, und

das habe ich nicht umsonst gesagt. Wirtskinder können mich immer dauern, je besser die Wirtschaft geht; je besser diese geht, desto weniger haben die Eltern Zeit, sich mit den Kindern abzugeben; es ist fast, als ob diese keine Eltern hätten. Die Kinder treiben sich unter dem Gesinde, unter der Gastig herum, erhalten zu trinken und hören alles Gräßliche; denn es giebt um die Wirtshäuser herum immer Menschen, die sich die verruchte Freude machen, Kinderherzen mit Zoten zu entheiligen, und von Herzen können mich die Eltern dauern. Sie haben gewöhnlich den besten Willen, ihre Kinder recht zu erziehen; sie wenden Geld auf, so viel die Gelegenheit es erlaubt; aber sie haben nicht Zeit zur Kinderaufsicht, nicht Zeit, sich um sie zu bekümmern, höchstens sie zuweilen aus der Gaststube und aus dem Stall zu jagen; um den Kindern denn doch ihre Liebe zu zeigen, geben sie ihnen recht gut zu essen und zu trinken und pflanzen dadurch noch mehr den Hang zu überwiegender Sinnlichkeit. Nun meine ich, seiet Ihr gerade wieder der Mann, Euch einer Kuppele solcher Kinder anzunehmen und ihr Glück zu machen.

„Freilich müßt Ihr Euch dem Wirte nicht selbst dazu anbieten; für diesen Zweck würde Euch keiner annehmen; sie würden weder trauen noch begreifen. Durch Erzählen müßt Ihr die Kinder nach und nach an Euch fesseln; zwischen den Schulen könnt Ihr vom Erzählen unvermerkt zum Lernen übergehen, könnt so die Kinder nützlich beschäftigen. Das wird zuerst die Wirtin merken, wenn ihr die Kinder vor den Füßen und aus der Küche weg kommen; sie wird es dem Mann sagen, der merkt dann endlich auch auf. Zuerst wird er Euch einen Schoppen geben hie und da, dann Euch am wöchentlichen Kostgeld zurückgeben, und endlich, wenn ein Kind einen ordentlichen Brief geschrieben, oder das Haus abgfigürt, oder sagen kann,

daß England in Europa ist, keines mehr abnehmen. So wird das von selbst sich machen, ohne daß Ihr vom Bezahlen ein Wort zu reden oder eine Lehrstunde abzureden braucht; Euer Auskommen wird erleichtert, Eure Aufgabe schöner; ein zweifacher Schulmeister seid Ihr, wenn Ihr auch den Namen nicht tragt. Aber Ihr sollt mir trotz dem Schulkommissär ein dreifacher werden. Ihr habt viel erlebt und über Euer Leben nachgedacht; es liegt vor Euern Augen mit all den unglücklichen Verhältnissen, die Ihr erfahren. Ihr wisset das Unrichtige aufzufinden, nachzuweisen; das ist nun eine gar große Seltenheit. Tausenden ist es übler ergangen als Euch; Eigennutz, die Vorurteile der Menschen haben sie vielleicht noch weit drückender, fürchterlicher erfahren als Ihr; allein sie können höchstens klagen, räsonnieren; aber die Sachen beim rechten Namen nennen können sie nicht, können nicht einmal anschaulich machen, wer im Grunde an ihrem Unglück schuld ist, ob sie oder andere; und wenn sie am Ende auch über das verständlich werden könnten, so können sie nicht schreiben; ihre Klagen und Reden verhallen in engem Kreise unbeachtet. Ihr aber habt nachgedacht und könnt schreiben und das noch recht gut; wenn nun die Kinder in der Schule sind, der Abend noch nicht da ist, da setzet Euch hin und schreibet Euer Leben nieder. Dasselbe, so wie Ihr es erzählet, beleuchtet eine Menge Vorurteile, macht den Leuten manche Sünde anschaulich, die sie nie als Sünde angesehen und keinem Pfarrer geglaubt hätten, daß es Sünde sei. Euer Leben wird sicherlich manchem die Augen aufthun und er wird sagen: Ja, akkurat so ist es auch bei mir, aber es soll anders werden. Und das werden viel mehr Leute glauben, als Ihr denket; denn die Menschen und ihr Leben sind sich viel mehr gleich, als man dem ersten Anschein nach glauben sollte; was Euch begegnet ist, ist an hundert Orten

geschehen. Daher wird es kommen, daß an hundert Orten die Leute meinen werden, Ihr malet sie ab und redet auf sie; dann werden sie sich aber an keinen Jeremias Gotthelf erinnern, werden sich die Seele aus dem Kopf staunen, wer das von ihnen wissen könne, wer so öffentlich vor der Welt auf sie stichele.

„Die guten Leute wissen nicht, daß ihre Ebenbilder in allen Ecken der Erde wohnen; aber sie werden sich schämen und nicht mehr also thun, um nicht mehr gedruckt zu werden. Und viele andere werden Euer Leben gerne lesen; wenn sie auch nicht sich darin finden, so ist doch manche Lehre in demselben enthalten, die jedem nützlich ist, und gar manches könnt Ihr da deutlich aussprechen, was den Leuten dunkel vorgeschwebt ist, was sie aber nie ordentlich ausdrücken konnten. So wird Eure Lebensbeschreibung, wenn Ihr sie drucken laßt, Nutzen stiften, Menschen belehren, und ein dreifacher bedeutender Schulmeister werdet Ihr sein, werdet ein ganz anderer Kerli sein, als so ein Straßeninspektor oder Polizeidiener, und noch dazu ein behaglicheres, Eurer Schwächlichkeit entsprechenderes Leben führen."

Ich horchte nun doch auf; es fing in mir etwas an zu jucken und zu gramseln; eine eigene Wärme kam mir in die Augen; ich mußte lächeln, ich wußte nicht warum, wurde verlegen, und verlegen schüttelte ich verneinend den Kopf und meinte, so etwas werde ich wohl bleiben lassen. Und doch war es mir nicht recht ernst mit dieser Verneinung; es war mir wie einem hübschen Mädchen, dem man gesagt hatte, es sei schön und welches dasselbe auch nicht glauben will. Der Fecker meinte, allweg solle ich nur versuchen, für mich aufzusetzen, was ich könne; es sei ein gar angenehmer Zeitvertreib. Im Anfang werde es mir wohl Mühe machen; ich werde nicht recht wissen, wo anfangen, und gar so ängstlich sein, ob ich ein

Wort hinter oder vor das andere setzen solle; aber das gebe sich bald von selbst; ich werde oft nicht warten mögen, bis ich hinter meiner Schreiberei sitze. Nun meinte ich, etwas schreiben werde ich am Ende wohl können; aber drucken lassen, das sei ein Anderes, und wer es mir dann drucken wolle, das gebe gar viele Kosten. Auch das werde sich machen, meinte der Fecker, ich solle nur machen, daß geschrieben werde, solle über seinen Vorschlag nachdenken; und wenn ich ihn nicht schlecht gefunden, wenn ich das Schöne in demselben aufgefaßt, ein Haus suchen, in welchem ich mein selbstgeschaffen dreifach Amt ausführen könne. Er meinte, wenn ich einige Jahre so zugebracht, so könne ich ein ordentlich berühmter Mann werden, und wie die Leute mich jetzt verstießen, würden sie sich um mich reißen; mir stünden später, wenn der erste Ämtlihunger gestillet sei und man wieder Männer suche für die Ämter und nicht Ämter für die Männer, manches offen, wenn ich dann noch Lust habe, eines anzunehmen.

Ich ging heim. Mir war wunderlich im Gemüte und wunderlich im Kopfe. Ich wußte nicht, ging ich hoch oben über die Bäume hin oder unter der Erde durch; indessen stießen die Füße sich an jeden Stein, an jede Wurzel, und meine Nase hätte beinahe eine innige Bekanntschaft mit einem Thürlistock geschlossen. Ich hatte an der Zukunft fast verzweifelt; alle Aussicht schien verschlossen, und nun war mir auf einmal eine aufgeschlossen, eine ganz neue, seltsame, aber echt romantische. Ich fand mich noch nicht so ganz zurecht in ihr; aber sie hatte mich ergriffen durch und durch und hielt mich fest, fast wie mit zauberischer Gewalt. Der Mensch ist doch im Grunde ein schwaches Geschöpf; er glaubt sich so klug, so selbständig, und wenn man recht nachsieht, so vermag er selten sich mit Sicherheit zu bestimmen. Besondere Eindrücke in besondern Stunden

regieren ihn meist und bestimmen seinen Lebenslauf. Wer am selbständigsten von innen heraus sich zu bestimmen glaubt, ist oft derjenige, der diesen äußern Eindrücken am unbedingtesten sich hingibt, weil er nicht beachtet die Regungen seines Gemütes, und Eigendünkel ihn verblendet. Aber die schwerste Aufgabe ist wohl die, diese Eindrücke zu prüfen, die einen zu überwinden, den andern sich hinzugeben. Gott ruft uns, die Welt lockt uns. Das Rufen und das Locken von einander zu scheiden, keines mit dem andern zu verwechseln, wie schwer ist das und wie leicht nehmen es viele Leute!

Wohl legte ich mich nieder, aber nicht zum Schlafen; es wogte ein Gedankenmeer in mir auf und nieder. Wachen und Schlafen verflossen in einander zu einem träumerischen Zustand, in welchem ich nicht wußte, waren es Gedanken oder Träume, die ihre Bilder auf meine Seele warfen. Bald ging mein vergangenes Leben an mir vorbei, bald dachte ich es, bald lebte ich es noch einmal wirklich, fühlte Prügel, hörte mich schelten und Anneli stund an meiner Seite und bot mir ein Kind dar, daß ich ihm erzähle; dann saß ich in einer Gaststube, wollte etwas reden und konnte nie, und Anneli brachte andern Leuten Wein, mir aber nicht, und ich konnte ihm nicht rufen. Auch schrieb ich lange, lange und als ich nachsah, konnte ich nichts lesen; es waren lauter fremde Buchstaben, ich konnte die rechten nie finden. Und wenn ich mich recht abgeängstigt, erwachte ich wohl auf Augenblicke, aber nur um in noch peinlichere Lage zu kommen. Endlich fielen die ersten Sonnenstrahlen in mein Gemach; ich schüttelte mir den peinlichen Zustand vom Leibe und trank in langen Zügen die frische Morgenluft.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Der schöne Tag.

Es riß mich hinaus in die schöne Welt. Es war ein wunderschöner Maimorgen, ein echter Herrgottstag für die Vögel des Himmels und jedes fühlende Menschenherz. Es war zweiunddreißig Jahre, daß gerade auch so ein Morgen und ich acht Jahre alt war. Damals wanderte ich mit munterem Herzen und einem schönen Halstuch der Bettlergemeinde zu, und die Amseln tanzeten vor mir her mit ihren hellen Stimmen und schönen gelben Schnäbeln. Aber das muntere Herz und das schöne Halstuch schwanden, trotz allen schönen Verheißungen, mit denen die Mutter mich munter gemacht, und zweiunddreißig Jahre verflossen in derbem Ringen mit der Welt und mir selbst. Ich wanderte wieder mit munterem Herzen heute in die Welt hinaus und labte mich an Gottes Wunderpracht. Das Herz war mir offen, darum auch die Augen, die mit inniger Wonne schweiften von den grünen Buchenhügeln zu den in allen Farben lachenden Wiesen und über die schwellenden Fruchtfelder. Was doch in einem Zeitraum von zwanzig Jahren erfunden, geschaffen wird und besonders in unsern Tagen! Und die Menschen, die mitten in diesem Schaffen wohnen und selbst schaffen, merken es nicht und klagen über schlechte Zeiten, schweren Erwerb 2c. Die ganze Landschaft schien mir umgewandelt. Neue Häuser glänzten überall zwischen wohlunterhaltenen Bäumen hervor, die nicht mehr voll Moos und Mistelen waren. Große Scheiben, helle Fenster zeugten von helleren Menschen, und blaue Schieferdächer von vorsichtigen und klugen. Und waren das die magern Äcker noch, die früher gähnten und ermatteten, wenn sie einige

Grasstengel tragen sollten, und jetzt bedeckt mit bürstendichtem, knietiefem Grase, oder mit dem zarten üppigen Klee, der Kühe Zuckerbrot? Erdäpfelfelder streckten sich in ihrem dunkeln Grün weit hin, wo ehedem nur einzelne Stauden gestanden in wehmütiger Magerkeit.

Und was bedeckte denn die öden Weiden, wo früher die Besenreiser wuchsen, die Schrecken der ungehorsamen Kinder, die Wünschelruten der gerne fegenden und putzenden Weiber; was bedeckte die mageren Halden, wo ehedem ein paar Schafe zwischen Leben und Tod am Hungertuche nagten, oder einige Kühe ihre Rippen als stumme Seufzer Gott weit, weit entgegenstreckten, daß er sich ihrer erbarme und Regen gebe und Fruchtbarkeit? Dort glänzte es nun in rötlichem Schimmer, und wiegte im Winde sich wie ein Fruchtfeld. Es war die freigebige Esparsette, ein neuer Segen Gottes für die Kühe und für den Bauer, ein Segen Gottes für das ganze Land, der neben den Erdäpfeln für die wachsende Volksmenge noch lange genug Speise schaffen wird. Bis an die Spitze der rundlichten Hügel hatte der Fleiß der Menschen gereutet und gebaut. Es war das gleiche Land wie ehedem, und doch wie ganz anders jetzt! Damals einem alten ausgetrockneten Weibe gleich, oder einem blassen, vierzigjährigen Mädchen, an das die Auszehrung sich gehängt und ihm aus den Augen sah, und jetzt nun eine üppige strotzende Maid, fruchtbar und lebenskräftig. Und ich wanderte mit frohlockendem Herzen durch die Grüne, und stieg von Hügel zu Hügel, und labte bei jedem Schritt mich an neuer Pracht, und diese Labung tränkte die Seele mit neuer Kraft, und in dem Maße, wie die Augen sich ergötzten und freuten, trat mir auch meine Zukunft freudiger entgegen, und klarer gestalteten sich die Bilder, die ich mir von ihr entwarf. Aber des Morgens frische Kühle fing an der Sonnen-

wärme zu weichen; von der Stirne heiß rann der Schweiß, und der knurrende Magen mahnte, daß er gestern abend nur ein Glas getrunken, und heute noch gar nichts. Ich sah mich um, wo wohl etwas zu haben wäre? Und wie ich genauer die Gegenstände betrachtete, heimelten sie mich; ich sah eine alte Eiche und noch das Hohl darin, das ich weiter ausgehauen hatte, um Rinderstaaren auszunehmen, sah eine alte, hohe Tanne, auf der ich Eichhörnchen nachgeklettert war; ich sah, daß ich im Walde von Mareilis Mann war, Schattenseite, nahe unter dem Hause. Dort war ich willkommen, das wußte ich, und auch, daß meinem Magen sein Bellen gestillet würde. Ich stieg den Berg hinauf. Wie mich das alles heimelte: jede Latte, jeder Stock, jeder Ort, wo mich ein Knecht haaren wollte, oder ich einer Magd einen Streich gespielt! Aber auch hier hinter dem Hause hatte eine weise Hand vieles verbessert, urbar gemacht, besser benutzt; und dieses alles betrachtend, das Neue mit dem Alten vergleichend, stand ich vor dem Hause, ehe ich dachte.

Vor dem Hause saß ein stattlich Weib, glänzend in schönem, weißem Hemdeschmuck und den schön glatt gestrählten Haaren, Kraut rüstend. Es war Mareili, das schlanke, das nun breit und mächtig geworden war. Meine Schritte weckten es aus der emsigen Arbeit; es sah auf mit seinen klugen und guten Augen, und alsbald mich erkennend, schrie es auf: „Herr Jeses, Meiß, wie hesch mi erschreckt mit dym wüeste Schnauz; das ist aber nit brav vo dr, daß erst jetz chunst, u bisch scho lang deheim; i ha di i der Chilche gseh, u hätt dr gwartet vor dr Thür, aber mr hei Dorf gha deheim, u-n-i ha hei müesse. Un daß im Spittel gsi bisch, ha n-i nit e mal gwüßt, i wär susch cho u hätt dr öppis brunge, so ungern i nume a Spittel däihe, verschwyge de dry gah. Aber chum yche; was

wotsch, was chan dr gäh? Es isch notti doch no brav vo dr, daß jetz chunst. I wills em Aetti säge u-n-em Ma, sie werde o Freud ha, u will dr öppis Warms mache." Die rüstige Frau rührte sich noch mit der alten Gewandtheit, und der Alte kam, ein achtzigjähriger, silberweißer Greis, grad auf und reichte mir frohgemut die mächtige feste Hand; auch der Sohn, der sich unter Mareilis Pflege gestärkt hatte, hieß mich willkommen. Und bald kam die Kaffeekanne und die geblümten Tassen, der gelbe Käse, das küstige Brod; und es war mir, als lange ich eben mit dem Großvater von der Bettlergemeinde an, und Mareili warte uns wieder auf wie damals. Alle balgeten mit mir über mein „Tublen", und daß ich nicht gleich anfangs zu ihnen gekommen; es wäre mir bas gsi, als im Spittel. Und sie erzählten, und ich erzählte, und Mareili wußte auf wahrhaft merkwürdige Weise ihre Geschäfte abzumachen und zuzuhören, manche Erzählung zu ergänzen; eine Verbindung, welche selten Menschen verstehen, am wenigsten Dienstmägde beim Brunnen. Der Morgen war um, ehe wir daran dachten. Die Kinder sammelten sich um uns, schöne Bursche, lustige Mädchen, die mich anfangs von der Seite gschauten, dann der Mutter an die Hand gingen, ohne Jasten, ohne Geräusch. Jedes wußte seine Arbeit, that sie ab, so geschwind als möglich, aber ohne Zappeln und überflüssiges Schießen; es war eine wahre Freude, wie das alles ging, so fest, so sicher, und doch so geschwinde. Nach dem Essen brachte Mareili die große weiße Flasche mit den schönen Blumen, die ich schon als Knabe so oft bewundert hatte, und die Gläser mit den geschliffenen Namen, in welchen der alte Lacote noch einmal so gut schmeckte. Der Alte erzählte von dem Tode der Mutter (seiner Frau), was sie gesagt, und wie er sie vermissen würde, wenn er nicht ein Süniswyb hätte, wie es keines

mehr gebe. Mir ging auch das Herz auf; ich vertraute ihnen an, daß ich etwas Vermögen hätte, erzählte ihnen meine Angst und Not um einen Beruf oder Posten und die Räte des Feckers. Sie nahmen teil an Leid und Freud, konnten aber des Feckers Meinung gar nicht begreifen, was ich so nützen könne und solle. Ich solle einstweilen bei ihnen bleiben, meinten sie; sie hätten mir auch allbeinisch etwas zu schreiben, und wenn es schon nicht gedruckt würde, so werde es mir doch nicht durchgehechelt; denn es sei ja heutzutage nichts recht, was man sage, geschweige denn, was man schreibe. Wolle und könne ich etwas erzählen, so würden es ihre Kinder so gerne hören, als Wirtskinder, und noch sie dazu würden es hören; sie mangelten auch jemand, der ihnen allbeinisch kurzi Zyti mache. Es ist merkwürdig, wie es im Menschenleben geht. Wäre ich zuerst bei ihnen eingekehrt, ich hätte mich nie nach einem Beruf oder Posten umgesehen; mir wäre wohl bei ihnen geworden, und ich hätte nichts Besseres gewußt. Wäre ich in meiner Zerknirschung über die Polizeiflemmete zu ihnen statt zum Fecker gegangen, so hätten ihre Vorschläge mir einen Himmel aufgethan; ich wäre wochenlang oben geblieben, um mich niemand zu zeigen, und während dieser Zeit hätte ich mich droben so eingewöhnt, daß ich nicht mehr fortzubringen gewesen wäre. Nun war es ein Anderes. Schon hatte sich in mir festgesetzt das Bild eines anderen Lebens; meine Wünsche waren auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, und meine Einbildungskraft hatte bereits ein bedeutendes Stück an der erwarteten Zukunft aufgebaut, und die ist gar verzweifelt eigensinnig und reißt nicht gerne begonnene Arbeit ein; sie läßt sie nur zertrümmern. Ich konnte daher nicht mehr „Ja“ sagen, so wohl es mir da ward, so weh es mir that, den guten Leuten weh zu thun, und mein Leben nahm eine andere Richtung. Wer hat nicht

schon bemerkt in seinem Leben, wie anscheinend kleine Zufälligkeiten die bedeutsamsten Wendungen erzeugten; einen Tag früher hier und der lebendige Jeremias hätte kaum je den schriftlichen geboren; er hätte in stiller Behaglichkeit unbemerkt sein Leben verbracht, allerdings ruhiger, kaum glücklicher, auf alle Fälle aber unnützer. Ich blieb oben, bis der Mond golden aufging am abendlichen Himmel; es kostete Mühe, mich loszureißen von den herzigen Leuten; aber das versprach ich ihnen und mir, recht viel oben bei ihnen zu sein. Man lacht über den Mondschein und gar nüchterne Leute sagen, es grause ihnen darob. Bequeme Leute finden, es sei eine bequeme und wohlfeile Laterne, wenn sie aus dem Wirtshaus kommen und das Stolpern nicht wohl mehr erleiden mögen; und jener Franzose meinte, als er im Winter, da Vollmond war, an einem Weiher stand, um sich zu einem Gedicht begeistern zu lassen, er sei gar höllisch kalt. Aber wer ist nach einem glücklich durchlebten Tage im Mondenscheine heimgegangen und hat nicht einen eigenen Frieden in sich empfunden, sich leicht und wohl gefühlt, und sein Herz zu den weichsten und schönsten Empfindungen gestimmt, oder zu den kühnsten Beschlüssen begeistert? Man gehe lange in finsterer Nacht; in der Nacht ist dieser Friede nicht, sind die hochherzigen Gefühle nicht; man gehe im Sonnenschein, da kommt der Schweiß, die Mühe, und das helle Licht entschleiert das Störende, was allenthalben auf der Erde ist. Aber in des Mondes Licht gießen die Züge des Friedens über die Landschaft sich aus; verhüllt bleibt das Häßliche und aus derselben tritt hervor das Hehre und Großartige, oder das Liebliche und Sanfte; und dieser Ausdruck der Erde ist's, was dem empfänglichen Herzen die gleiche Gestaltung giebt. So wanderte ich heim, tief beglückt in des Herzens Gründen. Wieder hatte ich Leute gefunden, die mich noch liebten, obgleich

sie über mich zürnen sollten; hatte wieder ein heimisches Haus, bei dessen Anblick ich denken durfte: Dort darfst du willkommen eintreten. Weggehen schmerzt wohl zuweilen, aber größer als der Schmerz ist doch die Freude, zurückdenken zu können, daß man hinter sich Freunde habe. Da schaut man um so mutiger vorwärts; und wenn eine Aufgabe zur Lösung uns vorliegt, so fühlt man mächtiger in sich das Brausen der Kraft, welche der Arbeit und dem Kampf sich entgegendrängt; und heller erglänzt das Auge, höher und freier hebt sich der Schritt, wie dem Pferde, das Trompetenschmettern hineinruft in die heiße Schlacht. Ich war wieder der Alte, der als Flügelmann seiner Compagnie in Paris' engen Straßen furchtlos stand, furchtlos durch die Barrikaden drang; das Gleichgewicht war hergestellt in mir; die Besonnenheit, der feste Wille thronten wieder über den verletzten Gefühlen, diese waren geheilt. Als ich heim kam endlich, da dankte ich Gott inbrünstig für das Glück dieses Tages und die erhaltene Kräftigung. Ich gelobte, nie mehr zu verzagen, nie mehr durch irgend eine Thorheit der Menschen mich entmutigen oder erbittern zu lassen, sondern in Liebe und Geduld sie zu tragen, aber nie auch laß zu werden in der Sanftmut, die mit leiser Hand die Fehler der Mitmenschen mildern, heilen will.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Wie ich suche und finde, aber nicht das Rechte.

Am andern Morgen packte ich meinen Habersack, und schickte mich an, ein schicklich Plätzlein für meine neuerfundene Schule aufzusuchen. Ich wollte nicht große Gasthöfe suchen,

auch nicht abgelegene Pinten, wo alle zehn Wochen eine verstohlene Kindbetti ist, ein verlaufenes Hochzeit, und alle Morgen zwei Schnapstrinker, von denen der eine Kartoffelbranntwein, der andere Reckholderwasser sich zu Gemüte führt. Ich wollte eine ehrbare Dorfwirtschaft wählen, wo ehrbare Leute eine sich fast gleichbleibende Gastig bilden; ich wollte sorgfältig wählen, um nicht anzufangen und dann wieder gehen zu müssen, und so Zeit zu verlieren.

Ich wanderte wohlgemut des Wegs entlang, den alten Militär in nichts verleugnend; denn etwas mußte ich doch scheinen, wenn man mich nicht für einen Vagabunden ansehen, für etwas mich ausgeben, wenn mir nicht alles mißtrauisch aus dem Wege gehen sollte. Freilich steht der Söldner nicht in hohem Ansehen; aber ein alter Soldat verleugnet nicht gerne seinen Stand, besonders wenn er mit freier Seele sich ihm ergeben, eine freie Seele darin bewahrt. Mein Lebtag hab ich nie auf meinen vielen Wanderungen den Wirtshäusern so gwundrig entgegengesehen, bin nie so oft eingekehrt, als jetzt. Freilich gesellte ich mich zu jedem Bauer, der meines Weges ging, frug ihn aus über die nächsten Wirtsleute; aber gar selten waren die Berichte so, daß ich getrost vorbei marschieren konnte. Manchmal befanden sich zwei Wirtshäuser in einem Orte, so daß ich in die größte Verlegenheit kam, beide zu besuchen, ohne für einen ausgemachten Hudel angesehen zu werden. Oft gefiel es mir beim ersten Anblick nicht übel; aber es gelang mir nicht, alles zu sehen, zu vernehmen, was ich wollte; ich mußte länger bleiben, und am Ende doch weiter, weil gar zu vieles an den Tag kam, was mir nicht gefiel; so rückte meine Reise gar langsam vorwärts.

Am meisten scheute ich das Trinken des Wirts oder der Wirtin; denn wo das der Fall ist, ist es mit der Ordnung

übel bestellt. Wie soll man das böse Exempel den Kindern verbergen und seine Folgen aufheben? Und was ich am meisten fürchtete: trunkene Menschen haben alle Augenblicke und mit allen Menschen Streit. Wie hätte ich hoffen können, an einem solchen Orte in Frieden zu bleiben?

Leider ging es nun oft so, daß es mir über Mittag an einem Orte recht wohl gefiel und ich meinen Stab schon in eine Ecke stellen wollte, am Abend es mir erleidete und ich den Morgen fast nicht erwarten mochte, um weiter zu können, weil ich sah, wie ganz anders ein Mensch am Mittag und am Abend sein kann und welch großer Unterschied ist zwischen einem nüchternen und einem trunkenen Menschen. An eine Sache hatte ich nicht gedacht, auf sie nicht geachtet und wäre deshalb beinahe am unrechten Orte eingesessen. Es hatte mir da besonders gut gefallen: Wirt und Wirtin waren emsig; ein bedeutender Vertrieb machte Metzger, Stubenmädchen, Köchin, Stallknecht nötig; die Kinder waren vielversprechend, aber auch meisterlos in hohem Grade; die Gegend war wohlhabend und der Schlag der Leute gefiel mir. Ich war etwas früher ins Bett gegangen als die andern, hielt mich still, schlief aber nicht, denn mein Arm schmerzte mich; die wüste Bise war im Anzug. Da hörte ich, daß Leute in das Zimmer unter mir kamen, und hörte ganz deutlich, daß es Wirt und Wirtin waren, und hörte ganz deutlich, was sie mit einander sprachen; wahrscheinlich war über ihrem Ofen der Boden offen, um Wärme durchzulassen. Anfangs schwiegen sie still; endlich meinte die Wirtin: „Wie mengisch hei ds Mädi u du e-n-angere im Cheller atroffe?“ Und er antwortete: „Grad so viel, als du u dr Metzger e-n-angere i dr Schaal.“ Nun ging ein grausenhaft Gezänke los und die beiden Leute hielten sich die leidesten Sachen vor, so daß, wenn nur der zehnteste Teil davon wahr gewesen wäre,

sie den ganzen Tag abseits gewesen sein müßten, und doch hatte ich sie fast beständig in der Arbeit gesehen. Ob nun der eine oder der andere Teil größern oder kleinern Anlaß zu solchen Vorwürfen gab, das wußte ich nicht; aber das sah ich, daß die wütendste Eifersucht sie erfüllte. Er hatte angst, ihre Kinder seien nicht von ihm; und sie war in Angst, er habe noch welche neben den ihren. Sie konnte nicht leiden, wenn er mit jemand lachte, und er nicht, wenn sie jemand ansah. Das Streiten und Vorhalten dauerte bis nach Mitternacht, aber auf eine Weise, daß ich wohl sah, es sei heute nicht das erstemal, sondern gewöhnliche Uebung; denn es endete nicht mit Schlägen, nicht in wütendem Zorne, sondern zuletzt mit tiefem Schnarchen. Nun, dachte ich, da ist meines Bleibens auch nicht! Wie lange würde es gehen, so wäre auch ich ein Zankapfel zwischen diesen Eheleuten und ich hätte alle Abende das Vergnügen, anzuhören, wie der Mann mich und seine Frau lästernd im Kote herumzog.

Ja, die Eifersucht ist doch ein grundhäßlich, aber auch ein gefährlich Ding. Sie ist ein grundhäßlich Ding, denn sie zeuget vom Mangel an Glauben und Vertrauen in der eifersüchtigen Brust; sie stört alle Unbefangenheit, allen Frieden; denn wenn die Eifersucht recht einwurzelt, so dehnt sie sich nicht nur auf hübsche Mädchen und Frauen, muntere Bursche und Männer, sondern auf alle aus, die zwei Beine haben, auch wenn die Nase nicht mitten im Gesicht ist; dehnt sich aus gegen Eltern und Kinder, ja manchmal gar auf Hühner und Hunde. Wer Teufel wollte da des Lebens froh werden, wenn er allemal Lärm bekommt, wenn sein Hund ihm flattiert hat, oder ein Huhn ihm nachgelaufen ist! Sie ist grundhäßlich. Denn die Eifersucht zeuget manchmal, aber wohlgemerkt nicht allemal, vom Bewußtsein, was man selbst zu thun imstande wäre, was man selbst zu

thun Lust hätte, wenn die Gelegenheit sich darböte, oder vielleicht schon gethan hat. Kennt ihr das Sprüchwort, was der Bock — — — — —? Die Eifersucht ist selten, die aus Bescheidenheit und Demut entspringt und von der Meinung herkommt, durch andere in Wert und Vorzügen übertroffen zu werden; diese Eifersucht ist mehr lieblich als häßlich, und läßt durch die Liebe sich heilen.

Die Eifersucht ist aber auch verteufelt gefährlich aus zweien Gründen. Habt ihr nie davon gehört, daß es das beste Mittel sei, Menschen vom Bösen abzuhalten, wenn man ihnen Zutrauen zeigt, und daß hingegen unverdientes Mißtrauen Ärger zeugt, und oft aus Trotz dann gerade das, woran man sonst nicht dachte? Was tausend, denkt der mit Eifersucht unverdienter Weise geplagte Mann oder Frau, thue ich etwas oder thue ich nichts, es kommt in eins; ärger kann man nicht mit mir machen, wenn man mich auf der That ertappt; man glaubt es doch, so habe man es auch!

Aber eins ist noch gefährlicher und geschieht noch häufiger. Ihr kennt doch die alte Mama Eva; der wäre es gar nicht in den Sinn gekommen, in den Apfel zu beißen, wenn nicht die Schlange sie aufmerksam gemacht hätte auf die Wunderäpfel; nun bekam sie Lust dazu, betrachtete sie alle Tage; ihr Herz brannte, der Mund wässerte immer mehr nach diesen Äpfeln, bis sie endlich einen derselben in ihren Rosenmund steckte und die Sünde geschehen war. Ihr werdet vielleicht meinen, die Söhne und Töchter seien klüger als die alte Mama; die Jugend bildet sich das gar oft ein, aber da irrt ihr euch; sie sind vielleicht noch schlimmer daran in diesem Punkt, wie folgendes Beispiel weist:

Es war einmal auch so ein naseweises Weibchen, welches das Urmütterchen verachtete und behauptete, es hätte nie in den

Apfel gebissen, da hätte die Schlange lange locken, flattieren können und wären die Äpfel noch hundertmal lieblicher anzuschauen gewesen; und der Mann behauptete, daß nicht einmal mehr solche verlockende Schlangen nötig wären, daß es nur eine Warnung, ein Verbot vor etwas brauche, um die Lust nach dem Verbotenen zu erregen, und je mehr man verbiete, desto größer steige die Lust. Aber das Weibchen that gar altklug, gab dem Mann mit dem weißen Händchen eins auf den Mund und verbat sich solche Lästerungen und sagte gar ernst: einmal ihr könne er verbieten, was er wolle, sie werde auch nicht von ferne daran denken, das Gebot zu übertreten; sie wolle mit ihm wetten, was er wolle. Der Mann lachte und sagte: „Du kennst hinter den Gärten den wüsten Fröschenweiher mit dem grünen Dach, in dem Regenmolleni und anderes Gezüchte so anmutig gramselen?“ Das Weibchen wußte kaum, wo er war, und schauderte ordentlich, als sie sich seiner erinnerte; es habe sie von Jugend auf vor ihm geekelt, sagte es. „Nun,“ meinte der Mann, „ich verbiete dir, in diesem ein Fußbad zu nehmen, und wenn du's in Zeit zwei Monaten nicht thust, so will ich dir einen schönen Rock kaufen; thust du es aber, so fordere ich weiter nichts von dir, als daß du mir meine Strümpfe so flickst, daß ich immer ein Paar ganze anzuziehen habe.“ Wie da das Frauchen auflachte und auf den Rock sich freute und die zu flickenden Strümpfe in die Ecke des Schaftes schob! Aber aus lauter Spaß wollte es doch einmal den verbotenen Weiher wiedersehen; der schlaue Mann sah sie alle Tage den Weg nehmen, merkte, daß sie ernster wurde, zerstreuter, und ehe zwei Wochen vergingen, fand er seine Frau mit bloßen Füßen im Weiher. Ihr könnt denken, daß das Weibchen auch erschrak, als sie den Mann sah, und denken, wie traurig sie die verschnürpften Strümpfe hervorklubete.

Aber könnt ihr auch die Lehre daraus ziehen? Ich will sie euch sagen. Es denkt sicher mancher Gatte an keine eheliche Sünde aber seine Hälfte wirft sie ihm vor; durch diese Vorwürfe fällt ihm zum ersten Male die Möglichkeit ein, die eheliche Treue zu brechen. Sie wirft ihm ferner einen bestimmten Gegenstand vor, mit dem er sündigen wolle oder gesündigt habe. Er hatte keine Gedanken daran gehabt, die Person nie darauf angesehen; nun fängt er zum ersten Male an, sie zu betrachten, der Funke ist gefallen; je schwächer er ist, desto weniger denkt man ans Löschen, aber auch desto eher und desto sicherer wird die Flamme zu dem Dache ausschlagen.

Darum sage ich, sei die Eifersucht gefährlich, gerade weil sie die Sünde, vor welcher man sich fürchtet, erzeugt, gerade das Elend bringt, vor dem man sich hüten wollte; gerade sie ist die Schlange, die verlocket zugleich, aber das Herz fürchterlich quält, in dem sie ihr Nest gebaut. Darum, ihr Männer und Weiber, die ihr mit dieser Plage behaftet seid, macht, daß ihr von derselben kuriert werdet; sie ist ein Krebs am Herzen, dem aber fortzuhelfen ist.

Ich schnürte also meinen Bündel wieder, setzte meinen Stab weiter und wanderte fort, durch manchen Ort, manches Thal, fand mancherlei, aber nie das rechte.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Wie ich ein altes Schloß fand, aber neue Leute dabei.

Eines Abends nach einem heißen Tage stieg ich müde einen Hügel hinan und setzte mich oben hin. An der Seite des Hügels lag ein schönes Kirchdorf, über ihm ein altertümliches Schloß,

ein Zeuge vergangener Zeiten, ein Zeuge mancher schweren That, ein Zeuge manches schweren Seufzers. Wie das wechselt in der Jahre Lauf, im Äußern der Menschheit! Wenn das Thor reden könnte, dachte ich, und erzählen von den Leuten, die aus- und eingezogen seien, von ihren verschiedenen Gewändern und verschiedenen Gesichtern, was würde man da wohl alles hören! Haben nur die Gewänder sich geändert, oder auch die Gesichter; haben nur die Namen sich geändert, oder auch das Betragen? Ehedem Ritter hoch zu Roß, eisern um und um, eisernen Leibes, eisernen Herzens, hoch herabsehend vom hohen Rosse; verschwunden jetzt die Ritter, ihre Hengste, der eiserne Leib, aber auch die eisernen Herzen und die Augen, die hoch herabsehen möchten aus Chaise und Charabanc? Ehedem zerknirschte Leibeigene halb nackt, mit zerdrücktem Herzen, mit Striemen und Beulen von des gestrengen Herrn Faust und Peitsche; nun keine Leibeigenen mehr, nicht mehr Striemen und Beulen, aber auch keine zerdrückten Herzen? So dachte ich, als die Sonne sich senkte über des grauen Schlosses Zinne und schlafen ging ins große Vaterhaus und scheidend aus ihrem großen Auge lange Blicke sanft und mild über die Erde warf. Ich versank in Andacht, dachte dessen, was niedergeht und aufersteht, was bleibt, was schwindet; und in meine Andacht hinein tönte klar und feierlich das Geläute, das auf morgen den Tag des Herrn verkündete. Mir war weich ums Herz, und da ich der himmlischen Heimat gedachte, verlangte mich auch nach einer irdischen, wo ich ruhen konnte, ohne an eine morndrige Reise zu gedenken, wo ich mein Tagewerk beginnen und des Herrn warten konnte, bis er kommt in seinen Weinberg, die Arbeit zu prüfen, die Arbeiter zu wählen oder zu verwerfen.

Feierlichen Herzens stieg ich nieder und mir ward, als ob der Herr läuten lasse zu meinem Einzuge, nur mir verständlich,

aber den da unten Wohnenden zum Heil; als ob er mich feierlich rufe, da unten meine Hütte zu bauen; und bei jedem Begegnenden mußte ich denken: „Wenn du wüßtest, für was ich komme und was ich dir einst sein werde“, und mußte dann wieder lächeln über meines Herzens gutmütige Eitelkeit. Alles gefiel mir wohl, die Leute, die Häuser, die Gegend; reinlich war es und sauber aufgeräumt, die Kinder mit ihren Besen vor den Häusern; bei den Brunnen fegten die Weiber, und mit hochaufgerollten Hosen fuhren die Bursche Stoßbären hochaufgetürmt mit wohlriechendem Kühd . . ck auf die gewaltigen Misthaufen. Vor dem Wirtshause stund die altertümliche Linde und Kinder mit roten Backen herdeten da wohlgemut. Freundlich wurde ich im reinlich gehaltenen Wirtshause empfangen von der rührigen Wirtin, die eben Kaffee trank mit ihrem aus sechs wilden Kindern bestehenden Fasel und ihrem Manne, einem derben Schweizer, dem der rotverbrämte Metzgerkittel und der weiße Schurz ganz gut stand. Alles gefiel mir gar gut, alles wie gewünscht; die mit Alt und Jung begonnenen Gespräche zeugten von Derbheit, aber auch von Verständigkeit und gesundem Sinne.

An den drei Tischen saßen schweigend drei Bäuerlein, und tranken ihre Schoppen; man brachte nicht viel anderes aus ihnen heraus, als daß sie im Schloß gewesen; eben nicht leichten Herzens, wie es schien, kamen sie von dort herab. Das Gesumme der Arbeit draußen verstummte, Lichter blinkten durch die Scheiben, und nach und nach füllte sich die Stube, aber mit Leuten, aus denen ich nicht klug werden konnte. Es waren wohl Bauern darunter mit breiten Rücken und schwieligen Händen; aber die meisten waren nicht Herren, waren nicht Bauern. Einer glich wohl von oben einem Herrn, aber unterhalb einem Bauer; an andern gehörten nur die Beine

einem Herrn mit gewichsten Stiefelchen, aber oberhalb war er akkurat wie ein Bauer; und wenn man auch bei dem einen im ersten Augenblick glaubte, er sei ein vornehmer Herr, mit hohem Halstuch und klingelnder Uhr behängt, fast wie der schöne Herr zu B..., so sah man beim zweiten Blick beschmutzte Hände, ein zerrissenes Nastuch, ein schlechtes oder gar nicht gebleichtes Hemd; es soll sogar deren geben die gar keines tragen. Handwerker waren es auch nicht, dazu sahen sie zu brutal aus; nicht einmal Schneider, das merkte man am Geruch oder an den langen, saftigen Pfeifen, die den ganzen Tag nicht aus dem Munde zu kommen schienen. Baschkiren waren es auch nicht, denn mancher hatte eine gar schöne große rote Nase; auch nicht Kosaken, denn manchem fehlte der Bart; auch nicht Türken, denn sie tranken ungeniert Wein, besonders roten; zudem redeten alle deutsch, einige sogar versuchten das Hochdeutsch in etwas, wenn auch schlecht. Sie flatterten um die Bauern herum wie Raben um das Aas, schnatterten durcheinander, daß ich wenig verstehen konnte. Endlich merkte ich aus einem Gespräche in meiner Nähe, daß der steifbeinigste unter ihnen zweien armen Teufeln, die bei einem Schoppen Brantwein saßen, ein Erbe, das hinter der Gemeinde lag, abhandelte, um das halbe Geld. Ich begann zu glauben, es seien Juden, trotz ihren Pfeifen; da brachte die Wirtin Saufüße und Sauohren, eine ganze Platte voll, über die fielen sie her wie die Habichte; es waren also wieder nicht Juden. Während sie nun handlich in die Saufüße und Sauohren bissen, konnten sie nicht mehr alle auf einmal reden, und in allen Ecken, und was die sprachen, welche das Maul nur halbvoll hatten, konnte ich verstehen. Es war von Gerichts- und Geldstagen, von Notifikationen und Moderationen, Inventarisationen, sogar von Insinuationen die Rede, von Käufen

und Kontrakten, Testamenten und Betreibungen. Aha, so, dachte ich, das wird eine Versammlung der Schuldenboten des ganzen Landes sein, so eine Art von Verein um einander das Saugen abzulernen. Ich sagte meine Meinung der Frau Wirtin. „Bhüet-is Gott nein", sagte die, „das isch ke apartigi Versammlig, die sy all Abe da, si sy all usem Dorf oder us dr Nächstsami; es isch dr Amtsschriber u dr Grichtsschriber u dr Gmeindschriber u dr Amtsnotari u dr Prokerater, u de zwei Agente, u de no ihri Chnechte u Buebe; das sy gueti Lüt, si gäh-n-is am mehrste z'verdiene". Bhüet-is Gott, dachte auch ich, so viel Schreiber an einem Haufen, geben so viel zu verdienen, müssen also auch viel verdienen, und von wem? Ich zählte, und zählte sie wieder, und zum drittenmal, und es waren und blieben immer siebenundzwanzig.

Ich vernahm später, daß in früherer Zeit an gleichem Orte ihrer drei die gleichen Geschäfte verrichtet, und zusammen den Wirten nicht halb so viel als einer von den siebenundzwanzig zu verdienen geben konnten. Also daß die zweibeinige Schar, welche Tag für Tag zu den Schloßthoren einzog, herrschend und mächtig, wie die alten Ritter, die Schrecken der Bauern, die ihnen, wenn schon nicht unterthan, doch zinsbar waren.

Und wenn man die Augen zuthat, so klangen ihre Stimmen gar laut; doch hatten sie etwas fistelartiges, und ihre Füße polterten gar gewaltig am Boden herum; doch tönte es mehr wie Horn oder Holz als wie Eisen, und sie fuhren an und begehrten auf und putzten ab, daß man sich allerdings noch einen Tisch voll Zwingherren und Raubritter hätte vorstellen können, mächtigen Leibes, mit eisernen Fäusten, die Helme trotzig auf dem dicken Nacken, dem großen Kopf, die Schwerter lang an den Seiten. Wenn man sich das so recht lebhaft

vorgestellt hatte, die Augen dann wieder aufthat, und an den Tischen die siebenundzwanzig Schreiber und Schreiberlein sah, mit den spitzigen Gesichtern, den langen schwarzen Fingern, den halbseidenen schwarzen Kappen, winzig oder plump, mit den von Pfnüseln angefressenen Gesichtern, mit vergessenen Federn hinter den Ohren, und steifen, gen Himmel schreienden Haaren, mühselig und unbeholfen hantieren mit Gabeln und Messern — hei, wie war da einem wunderlich zu Mute! Hei, was hätte da wohl einer der Ritter gesagt zu ihnen, zu dessen Thoren sie aus- und eingingen, üppig und dünkelvoll? Hei, ein solcher Ritter hätte allen diesen seinen Nachzüglern vor dem Frühstück die Köpfe eingedrückt, wie ein Vogelfanger Leipziger lerchen. Und doch hatte dieses baumwollene Völklein wieder eine Ähnlichkeit mit jenen eisernen Mannen. Diese eisernen Mannen, wenn sie des Abends heimgekehrt waren unter Dach von ihrem Tagwerk, so saßen sie hinter ihren hohen Humpen, und wenn sie satt waren von Habermus und Rehschlegel, so schwemmten sie Habermus und Rehschlegel tüchtig ein, gewöhnlich mit saurem Wein, und einer erzählte, wie er einem Bauer die Hunde durchs Korn gehetzt und hinten drein geritten; ein zweiter hatte mit eigener Hand eine halbverhungerte Familie, die ihre Gefälle nicht bezahlen konnte, unter Rüdengebell und Peitschenknall von seiner Hufe gejagt, ein dritter einen Leibeigenen versandt, und unterdessen mit seinem Weibe oder dessen Töchtern Kurzweil getrieben, ein vierter ein Wildschwein abgefangen, und ein fünfter das Lager eines Sechszehnenders aufgefunden zu morndriger Jagd. Vor allem aber sprach, wer das Schwert gebraucht, Wunden geschlagen und empfangen hatte, und pries seine Thaten in ihrer Kraft und Gewandtheit. Und wie jene Dahingegangenen geredet hatten von ihren ritterlichen Heldenthaten, so redeten

auch die Dasitzenden, nachdem sie die Sauohren versorgt hatten, von ihren schreiberlichen Heldenthaten.

Zwei waren an Freundlichkeiten gewesen, und hatten gottlob (wie sie meinten) die Vermittlung hintertrieben; andere hatten Erscheinungen und glücklicherweise Einfälle gehabt, die neue Incidenzien nach sich zogen. Einer rühmte, wie er in einem Beneficium heute wieder 137 Briefe habe ausfertigen lassen. Wenn einer mit solchen Briefen jährlich nicht 2000 Pfd. zu machen wisse, so müsse er ein Lümmel sein. Wenn einem Wirts- oder Krämer-Beneficien in die Hände kämen, so seien das wahre Herrenfressen, und der halben Welt könne man da ungeniert Briefe schreiben à 4 Batzen das Stück. Ein anderer war an einer Gantsteigerung, und hatte unter der Hand einen guten Schick gemacht; ein anderer kam von einer Geldstags-steigerung heim, hatte eine halbe Hutte Geld bei sich, das er benutzen wollte, so lange er die Ausfertigung des Geldstages hinausschieben konnte, und noch einige Neuthaler, die ihm ein Käufer gegeben, damit er eben mit der Ausfertigung und Zusendung der Collocationen nicht pressiere; ein anderer hatte einen Kontrakt aufgejagt, und seinem Meister in die Bähre, und einer einen Prozeß, zu dem er einen reichen Bauern angestiefelt; einer zweien Branntweinrülpsen ein Erbe um das halbe Geld abgeknipst, und einer nebenbei manches galante Abenteuer bestanden, wie er mit grinsendem Munde verblümt zu verstehen gab, daß man es mit Zwilchhändschen greifen konnte (derselbe hatte impertinent blonde Haare); einer durch Vergeßlichkeiten in Assekuranzscheinen einen guten Schnitt und einem ehrlichen Bauern weiß gemacht, für einen Hof, den er von seinem Vater um 25,000 Pfund gekauft, müsse er von 40,000 Pfund den Ehrschatz geben, der nach dem wahren Wert zu entrichten sei. Einer endlich, nachdem er eine Flasche

Neuenburger 1834r kommen ließ, las eine Bittschrift an den großen Rat vor, um Vermehrung ihres Einkommens, indem darin klar dargethan war, daß sie nicht das klare Wasser verdienten. Ich sah sie allerdings kein Wasser trinken, aber Neuenburger; er wird wohlfeiler gewesen sein als das Wasser an selbem Ort! Die Handlanger und Knechte hatten auch manches Erfreuliche zu berichten, wie sie Bauern abgeschnauzt und zum Narren gehabt, halbe Stunden stehen lassen, ehe sie dieselben nur angesehen. Doch nach und nach, besonders bei Anlaß der Bittschrift an die Regierung, nahmen sie einen höhern Schwung, und verstiegen sich ins Gebiet der Politik und in das der Gesetzgebung, beide mit einander verwechselnd, alles durcheinander werfend, wie Kraut und Rüben, mit Nichts zufrieden. An der Regierung waren lauter Dummköpfe, verstunden nicht e Dreck viel von diesem, und nicht e Dreck viel von jenem; zudem war allen nicht zu trauen. Von dem einen wußten sie das, von einem andern etwas anderes: höchstens fand der eine oder der andere bei ihnen Gnade, der einst mit ihnen aus dem gleichen Tintenfaß geleckt. Am Ende war das Volk als der größte Esel befunden, der die rechten Leute nicht zu finden wisse. Andere meinten, wenn die nur weg wären, die da seien; das Volk sei nicht mehr so dumm, und würde die Rechten schon finden, und räusperten sich dann, kratzten die Haare noch mehr auf gen Himmel, stießen die Gläser an, und sagten mit verschmitzt sein sollenden Gesichtern: „Gsundheit". Und einer mit unsicheren Augen, aber struppigem schwarzem Backenbart, ripsete denselben eine Weile an dem Halstuche, und schrie dann in heisern Tönen und landschäftlerischem Dialekt: „Zu Gunsten der Freiheit!"

Plötzlich fragte einer mitten aus wirrem Gespräch: „Wer geit morn z'Predi?" „Wer wett doch dä D... Pfaff möge

ga lose; er seit alli Sundi ds Glyche", meinte einer; „er weiß nit, was er seit" ein zweiter; „er isch e dumme Tüfel; alles was er weiß, wett i i vierzehe Tage lerne" ein dritter. Endlich erhob sich ein Gespräch über die Religion, daß mir die Haare zu Berge stunden und ein Bauer nach dem andern wegging. Ich hatte zu allem geschwiegen; aber als einer sagte: „I glaube nume was i gseh, u was i nit cha gseh, das isch o nüt"; da konnte ich mich nicht mehr enthalten, zu sagen: „Ich kannte in Paris eine Uhr, die glaubte auch an keinen Uhrenmacher; sie war aber nur von Similor, und ging grundschlecht." Sie sahen über die Achseln nach mir hin, ließen sich aber nicht stören. Ich merkte, daß ich zu verblümt gesprochen; ich mußte mich daher deutlicher ausdrücken, wenn ich wollte verstanden sein. Als der unter ihnen, welcher die steifsten Beine hatte und fast aussah wie ein Landsknecht, meinte: „O, tot isch tot", entgegnete ich lauter: „Zu Paris im Tiergarten sind Tiere, man zählt sie zu dem Federvieh, und doch sehen die einen von ihnen aus wie giftige Kröten, die andern wie Frösche auf den Dünkeln; die einen werden so fett wie italienische Schweine, die andern bleiben dürr, und gleichen hundshärigen Besenstielen. Sie gehen eigentlich auf zwei Beinen, wälzen sich aber gerne im Dreck. Sie gehören zu den fleischfressenden Tieren, trinken aber gerne Wein, besonders roten, und wenn sie knüll auf dem Rücken liegen, so glauben sie auch an keine Auferstehung. Am Morgen nach der langen Nacht sind sie aber doch wieder auf den Beinen, sehen jedoch ganz erbärmlich aus, gerade wie verstoßene Sünder, und stehen da nicht nur mit Zähneklappern, sondern auch mit schlotternden Armen und Beinen". — Sie sahen mich gar grimmig an; aber die Sache war ihnen noch nicht recht klar. Ich setzte noch hinzu, daß ich die Tiere oft mit

Erstaunen betrachtet und endlich den Wärter gefragt, wie sie hießen. Dieser sagte mir, sie hätten verschiedene Namen; das gemeine Volk nenne sie Baurenzägge, die Gelehrten aber Tintenschlecker oder Papierfresser, und einige nährten sich bloß durch Agentisieren".

Potz Million, wie hatte ich in die Wespen gegüslet! Die fuhren auf, wie wenn ein Blitzstrahl in den Tisch geschlagen hätte. Ich erhob mich auch, und da ich so lang aufstand, als ob es kein Ende nehmen wollte, und so breit da stand, trat die halbe Mannschaft ins hintere Glied, und versuchte mit Wurfgeschütz die vordere Kolonne zu unterstützen, aber sehr unglücklich; denn sie schlugen mit den geworfenen Gläsern den Ihrigen von hinten Löcher in den Kopf. Die andern fuhren um mich her wie gehetzte Pommer; aber trotz aller Wut und allem Lärm war doch keiner gerne der Erste. Endlich wagte es einer mit langen Beinen und stüpfte mich in die Seite; aber seine langen Beine schützten ihn nicht vor einer Ohrfeige, die ihn in die Ofenecke zum Sitzen brachte. Unterdessen hämmerten sie von der andern Seite mit ihren luggen Fäusten auf mich ein, so gut sie es vermochten, und andere wollten eben wie Zäggen sich festmachen an mir; aber gelassen schüttelte ich das Ungeziefer ab, wischte gelassen mit meinem guten langen Arm Ohrfeige um Ohrfeige aus. Ich lachte in mich hinein und kam mir vor, als sei ich der alten Ritter einer, dem das Gezücht den Eingang in seine Burg verwehren, und der nach langer Abwesenheit Ordnung schaffen wolle auf seinem Grund und Boden. Die Angriffskolonne wurde immer dünner; wer eine Ohrfeige erhalten hatte, begehrte keine zweite und trat ins hintere Glied zu den Belfernden und Werfenden. Als endlich der Schreiber Ehre auf dem Spiel stand, weil keine Vordern mehr da waren, und die Hintern entweder den Reißaus nahmen

oder nun auch an die Reihe zu kommen fürchteten, trat schnell der älteste, eine hagere lange Figur, vor, that, als ob er erst hereinkomme, und rief: „Halt! was isch das? wer bisch du, daß du da chunst cho Stryt afa; du mueßt uf dr Stell i dChefi, u de we mr ungersueche, was du für e Kerli bisch, mr wei di scho ringgle; reich me uf dr Stell dLandjäger.“ Ich sollte erschrecken, aber ich erschrak nicht; ich erbot mich, ins Gefängnis zu gehen, wenn alle Mitstreitenden mitgingen, bis die Untersuchung ausweise, wer die Schuldigen seien; übrigens hätte ich meine Schriften in der Ordnung; die wolle ich denen zeigen, die das Recht hätten, darnach zu fragen; auch zweifle ich daran, daß er das Recht hätte, jemanden zu verhaften. Er ließ sich hoch auf und polterte mich nicht übel an, winkte aber einem mit den Augen, daß es Zeit sei, einen andern Weg zu versuchen. Der rief nun, wenn ich es mit ihnen ausmachen wolle, so könne ich vielleicht noch ohne Käfficht davon kommen. So dachte ich, wie die Juden allenthalben einen Handel zu machen wissen, so die allenthalben eine Ausmachete, die einer Prellerei allemal so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. Ich setzte mich stillschweigend nieder; sie traten zusammen, zählten ihre Ohrfeigen und Löcher hinten im Kopfe, die ich nun natürlich auch gemacht haben sollte, zusammen, und ließen mich fragen, ob ich es mit allen zusammen in einem Klapf ausmachen wolle? Ich fragte, wie viele denn geprügelt worden seien von mir? Nun war es recht lächerlich, wie jeder etwas erhalten haben, die gesamte hintere Kolonne im Gefecht gewesen sein wollte; es nahm mich wunder, daß aus den siebenundzwanzig nicht vierundfünfzig wurden, wie man Würmer entzwei hauen kann, und aus jedem Stück wieder ein ganzer Wurm wird. Ueber dieses Schreien eines jeden, über diesen Drang, geprügelt worden zu sein, um etwas zu verdienen, erschrack dennoch der Klügste

unter ihnen, fürchtend, sich lächerlich zu machen, wenn siebenundzwanzig Schreiberlein von Einem geprügelt sein wollten, drängte sich an meine Seite und versprach, wenn ich Wein kommen lassen wolle, so wolle er es für mich mit allen zusammen ausmachen; wenn ich mit jedem aparti abmachen müsse, so komme ich gar zu teuf dry. Und ohne meine Antwort abzuwarten, auch gerade wie die Juden auf dem Roßmärit, rief er: „Sie sollen heuschen!" Sie riefen: „Er soll bieten!" Nachdem das lange so gegangen war, sagte er: „Heuschet afe 20 Dublone, mr wei de lose." Sie redeten mit einander und forderten 30 Dublonen, Richters Buße vorbehalten; sie handelten lange mit einander. Ich saß stumm da und ließ sie machen. Es floß dabei Neuenburger wie Bach, und geschrieen wurde ärger als in einer Judenschule. Endlich wurden sie um 25 Dublonen einig, die sollte ich also bar darlegen oder versichern, und die Ürti samt der Buße übernehmen. Doch kam ihnen in den Sinn, daß ich auch etwas dazu zu sagen hätte, und man fragte mich, ob ich das Geld bei mir trage, oder ob ich Pfand und Versicherung zu geben habe? Und alle sahen so glückselig drein, trotz der erhaltenen Ohrfeigen. Ja, einen Abend schmarotzen zu können auf eines armen Teufels Kosten, und dazu noch bar Geld kriegen durch eine Prellerei, das ist für solche Leute der Himmel, und ich glaube gerne, daß viele an keinen andern glauben können. Aber wie versteinerten die Gesichter, als ich weder das eine, noch das andere wollte; als ich auf das Geschrei: jener habe in meinem Namen ausgemacht, ich müsse halten, fragte, wo er seine Prokur habe? und ihnen sagte, sie seien alle zu dumm für einen, der lange Jahre in Paris gewesen. Es kochte in ihnen wie in einem Hexenkessel; aber die einen waren zu voll, um wieder anzugreifen, die andern fühlten noch die brennenden Backen, und die Klügsten hatten Respekt

vor Paris, und merkten, daß sie mich nicht beschummeln könnten wie einen Bauern, der sein Lebtag nie anders aus seinem Graben kömmt, als wenn er Kindbetti haben muß. Sie fingen an einzulenken, und nach mancher Wendung versuchten sie mich zum Zahlen der Ürti zu bewegen. Aber ich war nach und nach doch erbittert worden über diese Schamlosigkeiten alle; ich wollte mich zu keinem Kreuzer verstehen, erklärte fest, daß ich Ursache zu klagen hätte, wenn ich sie nicht zu sehr verachtete; bis morgen Nachmittag werde ich hier im Wirtshause warten, damit sie mich finden könnten, wenn sie noch etwas wollten. Nun stund ich auf und ging ins Bett. Mein Benehmen hatte selbst auf die Frechsten Eindruck gemacht; sie fürchteten den Mann, den sie in mir erkannt; ob ich aber mit meinem Benehmen zufrieden sein sollte, das wußte ich lange nicht. Nach zwanzig Jahren also wieder eine Prügelten, und zu dieser hatte ich offenbar gereizt durch meine scharfen Gleichnisse. Hätte ich nicht lieber schweigen und gehen sollen, als mich hineinmengen in die allgemeine Rede, die nicht an mich gerichtet war? War das ein glückliches Probierstück meiner Lehrerschaft in der Gaststube? Aber dann wieder schweigen zu solchen Dingen, vermehrte das nicht offenbar die Frechheit und den Dünkel solcher Gecken? Sind sie eben nicht allmählich so geworden, weil der Bauer sie wohl in seinem Herzen verachtete, sie aber reden ließ, was sie wollten, weil er sich ihnen nicht gewachsen fühlte? Hat nicht jeder Christ die Pflicht, der Wahrheit Zeugnis zu geben, und unnütze Schwätzer zur Ruhe zu weisen? Macht er sich nicht durch Stillschweigen der Verleumdung schuldig? Wäre es möglich gewesen, mit siebenundzwanzig über solche Dinge zu einem vernünftigen Gespräch zu kommen; schlugen nicht Spott und endlich Ohrfeigen viel besser bei ihnen an, und vertrieben ihnen ihren dummen Unglauben, mit dem sie sich groß machen

wollten, während sie sich doch vielleicht im Herzen vor jeder alten Frau als vor einer Hexe fürchten, und im Tode grausenhaft zappeln in brennender Gewissensangst? So werweisete ich bei mir lange, und machte endlich aus: daß ich recht gehandelt, aber nicht klug; daß ich an einem Orte, wo ich länger bleiben wolle, vorsichtiger zu Werke gehen, daß ich hier mir mein Spiel verdorben, und weiter müsse, indem mit siebenundzwanzig Schreibern zu Feinden an einem Orte sich nicht wohl leben lasse; daß ich aber für einen Abend bloß als Durchreisender keine bessere Kur hätte anwenden, und keinen bessern Weg hätte einschlagen können, um diesen Menschen ihre Erbärmlichkeit zu zeigen. Diese Menschen sind so geworden, weil sie sich angewöhnt, da, wo sie sind, das große Wort zu führen. Versteht es aber einer, ein noch größeres Wort recht eindringlich zu führen, so ließe sich vielleicht an diesen Menschen Alles machen. Wurde doch aus diesem Grunde der berüchtigte H. ein arger Stündeler (Mucker vielleicht).

Wie ich bei dem Schreiben meiner Lebensgeschichte zu dieser Stelle komme, werweise ich wieder lange, ob ich sie niederschreiben oder auslassen wolle? Ich denke, es giebt so viele brave Schreiber aller Art, Amtsschreiber, Gerichtsschreiber, Amtsnotarien, und meinethalben auch Agenten, die könnten das übel nehmen, und sie und andere Leute könnten meinen, ich rede hier von allen Schreibern überhaupt. Aber dann denke ich wieder, sie sehen aus dem ganzen Buche doch, daß du ein vernünftiger Mann bist, und nur ein unvernünftiger Mann nimmt einen ganzen Stand von Menschen in einen Klapf. Ich dachte, sie werden auch vernünftig sein, und sehen, daß ich hier ausdrücklich nur von siebenundzwanzig Schreibern rede; nun ihre Zahl im Lande Legion. Alle andern, außer jene siebenundzwanzig, haben also nichts auf sich zu ziehen, insoferne sie

es nicht eben so an jenem Abend gemacht hätten, wie die siebenundzwanzig; und das sage ich nicht nur nicht, sondern will es auch nicht hoffen. Ferner denke ich, es sei meine Pflicht und Schuldigkeit, zu warnen vor diesen Leuten, die keine Religion, keine Sittlichkeit, keine Art von Ehrgefühl haben, die sich alle Streiche, alle Schliche, alle Kniffe erlauben, sobald sie unter dem Schein Rechtens können versteckt werden; die gegen ärmere oder einfältigere Leute nicht einmal um den Schein des Rechts sich bekümmern, sondern durch grobe Anmaßung und anmaßende Grobheit einschüchtern; die mit schlauer Pfiffigkeit jeden Vorteil aufspüren, mit der unverschämtesten Frechheit ihn verfolgen, von eigentlicher Wissenschaftlichkeit in ihrem Fache keine Ahndung haben. Vor diesen Leuten warne ich nicht bloß deswegen, damit sich die in den Wirtshäusern sitzenden oder prozeßlustigen Bauern oder Herren hüten können vor ihnen, oder ihnen begegnen nach Verdienen, sondern deswegen warne ich vor ihnen, weil sie sich alle zu Erziehern von hunderten von jungen Leuten aufwerfen. Sie zahlen nicht gerne jemand, daß er ihnen ihre viele weitläufige Arbeit mache; sie nehmen daher Lehrbuben, so viel sie können, und Lehrgeld, so viel sie können, nehmen diese gerade im gefährlichsten Alter, wo der Mensch seine bestimmte Richtung nimmt. Nun richtet so einer, wie jene siebenundzwanzig waren, die jungen Leute gerade so ab, wie er sie am besten brauchen kann; je weniger Religion, Sittlichkeit, Ehrgefühl sie haben, desto komoder sind sie ihm, desto besseren Vorteil zieht er aus ihnen, desto pfiffiger und frecher kann er sie machen. Und du, Bauer, bist doch, bald hätte ich gesagt, ein dummer, aber ich will nur sagen ein wunderlicher Köbi; du hältst im ganzen so viel auf Religion, willst nicht, daß man in der Schule etwas von Geschichte, Naturlehre, was doch so schön wäre, ich will nicht

sagen in eigentlichen Stunden, sondern nur gelegentlich rede, und frägst, wenn du von einer Schule hörst, immer zuerst: Isch das o no e rechti Schuel, lert me da o no dFragi? Aber wenn du deinen Bub zu einem Schreiber thun, ihn dort Jahre lang lassen willst, so frägst du gar nichts, als: Isch's e Gschichte? Und wenn's der Schwarze selber wäre, sobald du hörst, es syg e Gschichte, so giebst du ihm deinen Bub, und denkst gar nicht daran, daß du ihn mit Leib und Seele übergiebst. Zugleich wollte ich auch den Staat warnen, weil man junge Leute gerne in obrigkeitliche Schreibstuben thut, indem dort die mannigfaltigsten Geschäfte vorkommen, daß er ja bei der Anstellung von Männern, denen er solche Schreibstuben anvertrauen will, ganz besonders auf ihre Religiosität, Sittlichkeit, Rechtlichkeit sehen möchte als Erzieher junger Staatsbürger. Aber ich habe von denen, die aus der Stadt kamen, so manches gehört, daß ich meine gutgemeinte Warnung einstecken will, weil sie doch vergeblich wäre und die Leute in der Stadt nicht gerne guten Rat vom Lande nehmen. Leider leben wir nicht in dem Lande, wo man Menschen, die des Betruges verdächtig geblieben, gleich an den Pranger stellt, und nicht etwa nur sechs Stunden, sondern sechs Jahre, und nicht etwa nur in einem Städtchen, sondern eigentlich vor dem ganzen Lande, dadurch, daß man sie auf ein hohes Amt stellt, wo sie vom ganzen Lande gesehen werden, sie etwa zu Gerichtspräsidenten macht ꝛc.

Am anderen Morgen wunderte sich die Wirtin mehrere Male, warum keiner der Schreiber komme, um seinen halben Schoppen zu nehmen, oder sein Gläschen Grüns? Zwei steckten ihre Köpfe zur Thüre hinein, zogen sich aber schnell zurück und schoben sich wieder fort. Endlich frug sie ihren Mann, was es ächt gä heig, daß niemes chömm? Dem fiel es ein,

sie würden wegen mir nicht kommen; denn er war bei dem Streit, seine Frau aber im Bett gewesen. Ihm ward wind und bange, mich fort zu schaffen, doch so höflich als er konnte. Er fragte mich, ob ich nicht lieber in die Kühle ginge? Als ich sagte, daß ich bis Mittag bleiben müsse, schickte er mir vor 11 Uhr mein Essen und versicherte mich, daß 11 Uhr hier Mittag sei, und nicht 12 Uhr und das schon seit ewigen Zeiten. Ich erlöste den guten Mann von seiner Angst und machte mich wieder auf die Strümpfe, und wie ich hinaus war, sah ich sie hinter mir hinein schlüpfen zu ihren Schoppen und Gläschen. Einer gewissen Wehmut konnte ich mich doch nicht enthalten, als ich dem freundlichen Dörfchen, dem ehrwürdigen Schloß den Rücken wandte und in einer Biegung des Weges sie zum letzten Mal sah. Es läutete wieder vom Turme herab; dießmal bezog ich aber das Läuten nicht auf mich, und begriff nun auch, daß das gestrige mir nicht gegolten.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Wie ich eine bleibende Stätte finde.

In mancherlei Gedanken war ich stundenlang fortgegangen; es war heiß, und mich dürstete. Ein großes Dorf lag vor mir. Die Straße war holprig, auf den Äckern wuchs spitzes Korn und mageres Gras, bei den Häusern war es aufgeräumt, aber die Mistgülle lief hin, wohin es ihr beliebte. Die Leute gafften mir verwundert nach, die Kinder grüßten nicht, dankten nicht, gränneten mich an, wenn es gut ging; die meisten aber wußten mir etwas nachzurufen. Vor dem Wirtshause zerrten zwei

Buben und ein Mädchen einen jungen Hund beim Schwanz, und aus den Fenstern desselben rief eine muntere, runde, aber nicht große Frau: „Löt er mr dä Hung sy bal, oder i will ech! Aber die Kinder fuhren getrost fort, und die Wirtin kehrte sich nach der Stube zu, die Gäste zu bedienen. Ich wollte nun in der Wirtin Amt treten und abwehren, aber der Ältere, Christi, sagte: „Ghei du di furt, du hesch is nüt z'bischle, es geit di nüt a.“ An meine gestrige Geschichte denkend, wollte ich nicht unnütz Händel anfangen, und ging hinein; ans Dableiben dachte ich diesmal gar nicht. In der Stube sah es reinlich aus; Schreiber war kein einziger da, hingegen mehrere vierschrötige Männer, einige Greise, die mit zitternder Hand ihren Wein einschenkten, keine jungen Leute. Die Wirtin sah mich etwas stober an, als eine, die nicht viel Fremde sieht, und fragte: „Womit chame-n-ufwarte?“ Ein kleines Kind hing ihr am Kittel und schrie immer: „Müetti nimm mi, Müetti nimm mi!“ Sie schrie ihm mehrere Male zu: „I cha di nit näh, i mueß dem Ma sy Sach gäh, lue wie-n-er e Schnauz het, er nimmt di, we d' nit schwygst.“ Aber das kleine Mädchen schrie immer ärger, und die Mutter mußte es nehmen, und mit der andern Hand sich helfen, so gut sie konnte. Die Kleine mußte doch endlich wieder abgestellt werden; sie sah mich aus einer Ecke verschüchtert an, und wenn ich hinsah, so kehrte sie sich um; als ich nicht auf sie zu achten schien, schlich sie sich näher, kam zu meinem Habersack, niggelete an ihm, bis ich mich umsah, lief dann fort, und wiederholte das Spiel mehrere Male, bis sie endlich mir ein Stückchen Brot abnahm, und sogar dankte, als die Mutter ihr sagte: „Wie seyst, Anneli?“ Da ich ihr noch ein Schlückchen Wein gab, war unsere Freundschaft geschlossen; sie setzte sich neben mich, und fragte alles mögliche, besonders nahm es sie wunder, warum ich einen so

wüsten Schnauz habe und was ich mit ihm mache? Die Mutter hatte große Freude an unserer Freundschaft, obgleich sie alle Augenblicke sagte: „Gang ache, du plogst ne; sie schien es gar nicht ungern zu haben, als sie vernahm, daß ich übernachten wolle.

Der Wirt kam endlich auch; ein guter Mann schien er zu sein, etwas phlegmatisch und unter dem Pantoffel seiner Frau. Die Lichter kamen; die Kinder mußten nach vielem Schreien und nachdem sie ihre Eltern, den Vater besonders, hundertmal gezwungen hatten, zu thun, was sie und nicht was er wollte, ins Bett. Man rückte näher zusammen. Die Leute änderten nicht stark; die meisten konnten stundenlang bei ihrem Schoppen sitzen und so haushälterisch mit dem Glase umgehen, daß man ihnen wohl ansah, es war ihnen weniger um den Wein zu thun, als darum, daß ihnen die Zeit vergehe. Das ging aber schwerfällig zu; ihren Stallbestand und wie sie melken, hatten sie sich bald erzählt. Die Witterung war abgehandelt, ebenfalls die Zeit, wenn man zu mähen anfangen wolle. Der Wirt hatte nach guten Kälbschenen gefragt und die Wirtin nach der Gäste Weiber und Kinder, und ob es bei dem oder diesem noch lange gehe, bis er müsse Kindbetti haben. Das Gespräch stockte; schon sagte hie und da einer, er wolle ustreyche und ga luege, was sis Muetterli mache, es werd afe Längizyti ha. Da seufzte ein alt Kudermannli und sagte, ihm pressiers nüt hei, er wett, er chönt die ganze Nacht da hocke, und machte ein Gesicht dazu trüb- und stiefelsinnig. Natürliich fragte man ihn, was es de gäb, daß er nit hei mög? Er munkelte lange, ehe er sagte, es syg unghürig bi-n-em. Da wurden auf einmal zehn oder fünfzehn wieder lebendig und ebensoviel Nasen fuhren gwundrig über den Tisch hinein und jede wollte die nächste sein, und alle fragten: „Was isch de, was geit de, was hesch

de?“ Da sagte er, er dörf's schier nit säge, aber wenn si's niemerem säge welle, so well er's säge. Verständlich versprachen alle das tiefste Stillschweigen und freuten sich alle dabei aufs höchste, ihren Weibern was bsonders heimkramen zu können. Da fing er an zu erzählen: Im vorigen Jahr bald nach Brenetag, wo sein Meitschi sei unterwiesen worden, habe es angefangen. Sein Meitschi sei gar es fromms und schüchs, und dürfe keinen Buben ansehen; auch habe es schon manchmal gesagt, es wolle sein Lebtag keinen Kilter haben. Da sei es einmal an einem Sonntag abend an die Hausthüre, die er selbst mit einem Riegel verschlossen, gekommen und habe sie geöffnet, er wisse nicht wie, durch den Hausgang gerasselt, wie wenn es eine lange Kette nachschleppe, und habe gar wunderliche Töne von sich gegeben. So sei es die Stege auf gegangen in des Meitschis Gaden; dort habe es noch rumort, dann sich still gehalten, bis der Hahn gekräht und sei darauf wieder mit dem gleichen Gerassel fortgegangen. Nun wären sie voller Schrecken ins Gaden gelaufen, da hätten sie das Meitschi gar blechs gefunden; es hätte aber von allem auch nicht einen Ton gehört. Seither komme es in der Woche zwei bis dreimal, fast immer Sonntags oder Samstags abend, gehen immer den gleichen Weg; das Mädchen höre immer nichts und sehe doch alle Tage leider aus. Sie hätten schon viele Sachen probiert, unter die Schwelle das Vaterunser und den Glauben vergraben kreuzweis übereinander, aber es helfe alles nicht. Einmal habe er eifrig gebetet, Mut bekommen und guggen wollen, und das Muetterli habe das Unservater immer vorwärts und rückwärts beten müssen; aber der Gwunder sei ihm vergangen, er habe einen Nasenputsch bekommen, daß ihm fast der Atem vergangen, und die Nase sei geschwollen, wie wenn er in einen bösen Luft bekommen. Wer weiß, ob sie nicht rot oder blau geblieben, wenn

er nicht bei einer Frau, die auch etwas könne, Rustig genommen hätte?

Das fanden nun alle gar verwunderlich und aus der einmal geöffneten Gespensterdrucke flog nun eins nach dem andern heraus; und ohne daß man nötig gehabt hätte, eine Reihenfolge einzuführen, wußte jeder etwas und manchmal redeten aus innerem Drange lange zwei auf einmal, bis man einen schweigen hieß, um den andern desto andächtiger hören zu können. Ein etwas schwerfälliger Mann erzählte, nachdem er lange umsonst versucht, zu Worten zu kommen: Er hätte seine Frau anfangs nicht nehmen wollen, weil er geglaubt, es seien noch andere zu ihr gegangen und das Kind sei nicht seins. Endlich habe er sie doch genommen, und als es ums Kindbetten zu thun gewesen, habe man ihn gerufen, da er eine halbe Stunde von ihr gewohnt. Es sei im Winter gewesen und gar kalt. Als er gekommen, habe die Hebamme gesagt: er habe so wüst gethan; sie wolle jetzt sehen, ob das Kind seines sei oder nicht; er solle das Hemd ausziehen, sobald sie es befehle, und in das noch warme wolle sie das Kind empfangen; wenn es ihm dann nicht lieber werde, als er sich selbst, so könne er dann denken was er wolle. Ich mußte es geben; sie murmelte noch allerlei und wickelte das Kind hinein, das jämmerlich schrie. Es gefiel mir wohl; aber gegen Morgen mußte ich fort ohne Hemd, denn ich hatte kein anderes anzuziehen; es fror mich entsetzlich. Ich war einmal, als das Grundeis ging, um ein Päckli Tubak mehrere Scheibenschütze weit barfuß gelaufen, aber das war nichts dagegen. Ich lief, was ich konnte: da dünkte mich, ein klein Kind laufe oder schwebe neben mir, ein ganz kleines Kind in einem langen, langen Hemde, und ich glaubte des Kindes Stimme zu hören, aber es war eine, wie eines alten Mannes Stimme, und es schrie erbärmlich: „O Ätti, lauf nit so, o

Ätti, häb mi lieb!" Und ich lief immer geschwinder, das Kind schrie immer erbärmlicher, ich fror immer fürchterlicher, das Herz schien mir vor Angst und Kälte zu gefrieren, jedes Haar an mir zum Eiszapfen geworden zu sein. Als ich endlich mein Haus erreichte, da war kein Kind mehr zu sehen; vor Schrecken und Kälte konnte ich mich lange nicht erholen. Aber das Kind wurde mir auch das liebste von sechsen, es glychet den andere gar nüt und mir nüt und der Muetter nüt und ist doch das lüstigst von allen.

Ein anderer erzählte, wie in gewissen Nächten ein Leichenzug den Berg herabkomme, wie er immer an dem gleichen Orte halte, um zu spannen. In dem Zuge gingen viele Leute, gestorbene und solche, die noch lebten; man kenne alle deutlich, man könne ihnen nachsehen bis zum Kirchhofe; da komme ein alter Pfarrer aus dem Grabe im Leichenhemde; an seinem Schädel sei kein Fleisch mehr, in den Augenhöhlen keine Augen; die Finger klapperten dürr aneinander, daß man es von weitem höre. Der gehe dem Zuge in die Kirche voran, der Pfarrer im weißen Hemde, die andern alle in schwarzen Mänteln, und vor dem Taufsteine lese er schauerlich aus hohlem Munde das Leichengebet; aber so wie er Amen sage, verschwinde alles; man höre nichts mehr als ein wunderlich Getön unter dem Boden und in der Luft; darauf gebe es immer strub Wetter.

Alle saßen da mäusestille, schauerlich war ihnen zu Mute und kühl gramselte es ihnen den Rücken auf. Da schlug es zehne, und der Luft ging hohl durch die Bäume. Herr Jeses, schon zehni, sagten sie, wir müssen heim; sie schüttelten sich, aber keiner durfte aufstehen. Du kommst mit mir, sagte der eine zum andern; nein, du kommst mit mir, du hast näher diesen Weg; neben meinem Hause vorbei geht aber der bessere, meinte ein anderer. Endlich machten sie aus, daß sie so viel als

möglich zusammen gehen wollten; es sei wegen der Gesellschaft, meinten sie; keiner bekannte seine Furcht. Aber nun durfte keiner zuerst zur Thüre hinaus; es verbarg sich immer einer hinter dem andern. Die Wirtin solle voran gehen mit dem Licht, rief einer; aber die war auch nicht schnitzig; endlich rief einer, es sei gar finster draußen, der Wirt müsse eine Laterne geben; dem Bach nach sei der Weg gar bös. Nun märteten Wirt und Wirtin lange, wer die Laterne in der Küche holen solle. Zuletzt kam es an die Frau, und zagenden Schrittes und klopfenden Herzens zogen die Mannleni endlich ab mit der Laterne, die jeder tragen wollte.

Ich hatte still geschwiegen und zugehört; das Ding kam mir gar lustig vor und um so merkwürdiger wegen dem Gegensatz zum vorigen Abend. Zwei Orte nicht weit von einander, an dem einen plumper Unglauben, an dem andern dicker Aberglauben, und vielleicht Aberglauben und Unglauben noch näher beisammen als die Orte. Doch, ich bekenne es aufrichtig, gefiel es mir hier weit besser; da ließe sich was machen, dachte ich, wenn man mit Klugheit zu Werke gehe. An dem einen Orte war dummer Eigendünkel, an dem andern dumme Vorurteile. Ein solcher Eigendünkel ist nun gar nicht zu besiegen und zu belehren; er verachtet alle Menschen, besonders wenn mehrere der gleichen Art beisammen sind. Vorurteile sind auch nicht zu überwinden. Sobald man sie verletzt und geradezu angreift, so schlägt man sie noch tiefer ein; aber sie lassen sich umgehen, und beim aufrichtigen natürlichen Menschen läßt sich in ihm selbst eine Kraft wecken, welche die Vorurteile zu bekämpfen, auszutreiben beginnt. Daran scheitern die meisten, welche die Völker beglücken wollen, daß sie entweder die Vorurteile des Volkes nicht kennen oder nicht achten und schonungslos sie anfeinden, sich rücksichtlos darüber aussetzen. Das em-

pört allmählich das Volk; es hält nur um so fester, was man ihm nehmen will, und mitten im begonnenen guten Gang wird es stettig, bäumt sich, schlägt aus, entreißt sich den Zügeln seiner unbesonnenen Führer und eilt dem alten Stalle zu. Und die Führer stehen dann verdutzt da, kratzen in den Haaren wie abgesetzte Reiter und klagen über Verblendung und Undankbarkeit und unzerstörbare Beschränktheit. Sie merken nicht, daß ihre eigene Beschränktheit schuld ist an allem. Wie des Volkes Sinn allerdings beschränkt ist durch Vorurteile, so war der Führer Sinn beschränkt auf einige unreife Theorieen, welche die Zeit ausgebrütet, aber noch nicht geläutert hatte, die ihnen eingetrichtert worden waren, die sie nicht halb begriffen hatten. Diese Theorieen selbst zu läutern vermochten die guten Leute auch nicht, denn ihnen fehlte der chemische Apparat dazu, die Philosophie und die Geschichte; aber um so versessener waren sie darauf, je weniger sie sie durchgangen, gerade wie das Volk auf seine Vorurteile. Solche gute Leute haben z. B. nichts studiert als die französische Revolution, und diese nur von 1788 bis 1789, und meinen nun, akkurat so müsse es auch bei uns gehen. Wenn aber Theorieen und Vorurteile gegen einander geschlagen werden, wie Stahl und Stein, ohne Vorsicht, so nehmet Arme und Beine in acht, liebe Leute, denn es gibt Feuer. Aber das ist das Schlimmste, daß solchen Sapienzbüchsen bös predigen ist. Eben weil sie glauben, sie hätten die Weisheit alleine, so hören und lesen sie keine Predigten; und wenn ihnen zufällig eine in die Hände oder vor die Ohren kömmt, wo sie meinen, es sei auf sie gestichelt, so werden sie taub und denken gleich ans Eintreiben, reden von Dummköpfen oder schlechten Leuten. Das sind gerade die Leutchen, welche den Namen Ketzer erfanden und Ketzergerichte und noch jetzt Ketzer verdammen und verbrennen möchten, trotzdem daß alle Inquisitionen abgeschafft

sind in protestantischen Landen. Bald hat man politische, bald geistliche Ketzer, je nachdem die Leute Brillen tragen. Diese Bauern da hörten aber gerne Predigten, hörten andere Leute auch gerne, besonders wenn sie kurzweilig zu erzählen wußten. Mit ihnen schien mir etwas zu machen und gerade das eine Gaststube zu sein, in der ein vernünftiger, kluger Mann willkommen war und nützlich sein konnte. Auch die Wirtsleute gefielen mir nicht übel; es waren ehrliche Leute, die sich mit ihrem Gewerbe alle Mühe gaben, dabei aber mit dem besten Willen eine Kinderzucht handhabten, daß es einem schwarz wurde vor den Augen. Die Kinder waren munter, vielversprechend, sieben an der Zahl, von fünfzehn bis zu einem Jahre; und daß das nachjüngste Anneli hieß und schon meine Freundin war, das weckte manche schlummernde Empfindung. Ich beschloß daher, wenigstens einige Tage zu rasten und die Sachen mir genauer zu betrachten; ich fürchtete mich noch vor jenen Dingen, die nicht alle Tage zum Vorschein kommen.

Am folgenden Morgen war ich früh auf und merkte noch niemand im Hause; ich durchstrich daher die Umgebung, fand sie von der Natur begünstigt, von den Menschen aber noch nicht benutzt. Man sah es dem Lande überall an, daß hier jeder Bauer seinen Pflug noch im gleichen Loche führe, wie der Ätti und Großätti. Große Stücke Landes lohnten kaum die Mühe des Mähens, und auch die Baumgärten waren nicht im Salb, wie man zu sagen pflegt, weil die Bauern den Sommer über das Vieh auf die Weide trieben und über Nacht es draußen ließen. Nun wunderte ich mich nicht mehr über die magern Äcker; der Weidgang bringt einen gar langen Misthaufen, aber keinen breiten und hohen zuwege. Endlich kam ich heim. Die Wirtin kam eben hervor und rüstete ihr und mein z'Morgenesse, und während ich meines zu mir nahm, kam die Magd und

wischte die Stube. O, was das lieblich ist, in einer Gaststube zu sitzen und z'Morge z'esse mitten unter den duftigen Staubwolken, welche der Besen der pfausbäckigen Magd aufwirbelt, bald einen Fuß, bald den andern, bald beide aufheben zu müssen und endlich doch noch zu hören: „Göt e wenig uf dSite, so cha-n-i zueche.“ Und wenn man dann wieder sitzen kann, wie es da oben auf dem Kaffee so schön herumschwimmt, allerlei in buntem Gemisch; und wie er so küstig und appetitlich geworden, und wie man dann dazu so melodisch husten muß in den Kaffee hinein, daß einem die Därme im Leibe fast entzwei gehen! Wer hat das nicht schon erlebt und erinnert sich nicht in süßer Wonne an die gehabten Genüsse? In der Nebenstube fing es an sich zu regen, wie in der Arche Noahs. „Müetti, wo isch mis Gloschli?“ „He, suech's, es wird öppe dert liege.“ „Müetti, dsBäbi het mi Strumpf vrnistet!“ „Es soll dr ne sueche! G-ng leg dSchueh a,“ rief dann auch die Mutter einem zu, das halbnackt zum Vorschein kam, „i wott nit, daß d' barfis da ume lauffst!“ „I weiß nit, wo si sy!“ „Wo hesch se nächti abzoge?“ „He, dert, aber si sy nümme dert!“ „Jakobli, hesch du am Hansli siner Schueh, oder hesch se nüt gseh?“ „Nei, Müetti, aber i weiß nit, wo mi Hoseträger isch, i cha ne nit finge!“ „He, suech e, er wird wohl a-me-n-Ort sy.“ Drinne tönte es: „Das isch mis Strumpfbang, la mer's si, wotsch mr's lah oder nit?“ Dann ging es an ein Zerren, endlich an ein Heulen, bis die Mutter rief: „Löt e-n-angere sy oder i säge's em Vatter!“ Vater und Mutter setzten sich endlich an ihr Essen und ein Kind nach dem andern kam. Aber eins rief: „I wott nit Kaffee, i wott Milch!“ „He, Mädi (die Magd), gib ihm Milch, du wirsch wohl no meh dusse ha.“ „I wott nit vo dem Brot, i wott vo äym,“ sagte ein anderes. „Sä da hesch,“ sagte die Mutter. „Muetter,

i wott nit Rösti, i wott Chäs zu mym Brot." „Lue, mis Buebi, mr hei o ke Chäs, mr hei nume Rösti." „Aber i wott drum Chäs, i wott nit Rösti." „Nei, du überchunst hüt nüt angers, de Nomittag gib i dr de villicht." „He, was wotsch doch mit ihm chäre," sagte der Vater, „gib du ihm Chäs, so schwygt er, es ist dert im Schäftli no=n=es Bitzli, das gester überblibe=n=isch." Und die Mutter stund auf, nahm den Käs, brachte ihn und sagte: „Da, mis Buebi, hesch Chäs, schwyg mr jez." Und der Bub schwieg richtig. So ging es in einem fort, bis abgegessen war. Da sagte die Mutter: „Jetzt lehrit neuis, nät dBücher." Aber die einen liefen fort und die andern sagten: „Mr meu nit lehre, mr cheu de im Winter no gnue." Die Mutter befahl noch einmal, aber der Vater sagte: „Was wotsch doch geng mit ne chäre, hör doch uf so zchäre; hesch nit ghört, sie wei jo nit." Und die Mutter gab lugg und die Kinder liefen, wohin sie wollten, die einen dem jungen Hund nach, der sich heulend vor ihnen flüchtete, die andern in Gras und Garten herum und rupften Blumen ab. Nun, dachte ich bei mir selbst, da geht es gut, da hast du ein gut Stücklein Arbeit, wenn du diese zuchtlose Herde bändigen und zum Gehorsam bringen willst. Aber ich beschloß, es zu versuchen.

Ich frug an, um ein paar Tage dazubleiben, und erbot mich, meine Schriften zu hinterlegen. Aber es waren treuherzige Leute, die Wirtin meinte: He, do säg niemer nüt, i chönn do blybe, so lang i well. Ich knüpfte wieder die gestrige Freundschaft mit meinem Anneli an und schien um die andern Kinder mich gar nicht zu kümmern. Wir plauderten zusammen; es erzählte, was es wußte; auch ich mußte erzählen, seine Fragen beantworten u. s. w. Ich lernte es einige kleine Künste, ganz unbedeutende Dinge, die es aber ganz glücklich machten, von mir fort zu den andern trieben, ihnen dieselben zu zeigen. Diese

ließen sich von weitem herbei, eins um das andere, erst auf zehn Schritte und am Ende bis ich mich nicht mehr rühren konnte. Am Abend war ich als ein neues Wesen in ihr Kinderleben eingetreten, und schon durch das Wenige, was ich ihnen erzählt hatte, begann für sie ein neuer Zeitabschnitt. Aber schon am Abend fühlte ich, daß es Zeit sei, meinen Willen dem ihrigen entgegen zu setzen, sie zu gewöhnen, unwillkürlich den ihrigen dem meinen unterzuordnen. Die guten Kinder hatten gar keinen Begriff von einer höhern Beschränkung ihres Willens. Bei den Eltern konnten sie alles erzwingen; untereinander gab es gerade deswegen beständig Streit, weil jedes seinen Willen haben wollte. In diesen Fällen gewann den Streit dann das Jüngste, oder das, welches am besten schreien konnte; oder wenn die Eltern nicht anwesend waren, das Stärkste. Sie wollten auch mir befehlen und Christi sagte: „Wotsch das mache e-n-angere na, oder i säge's em Vater.“ Am folgenden Morgen begann ich alle meine Gefälligkeiten an Bedingungen zu knüpfen, so leicht als möglich; aber wenn ich etwas thun sollte, so mußten sie auch etwas leisten, und was ich einmal gesagt hatte, dabei blieb es, auch wenn sie zettermordio schrieen, der Jakobli mir die Faust machte und die Mutter mit einem schiefen Seitenblick auf mich sagte: „I hätt bald gnue Brüels.“ Auf diese Weise brachte ich sie sogar zum Lernen, und weil ich bei dem sogenannten Lernen, d. h. Lesen und Buchstabieren, bei ihnen war, ihnen erklärte; weil ich mit ihnen, wie sie meinten, Spaß trieb, sie die Buchstaben abmalen (wie sie sagten), sie zählen ließ, ihnen zeigte, wie man die ausgesprochene Zahl auch abmalen konnte, so hatten sie an dieser lebendigen Beschäftigung die größte Freude und zählten und malten drauf los, wo sie nur gingen und stunden. So lernten sie alle Tage; und wenn ich erzählen mußte, wickelte ich ihre Unarten in Geschichten ein, wo sie ent-

weder die Nutzanwendung selbst fanden, oder ich sie bei gegebenem Anlaß mit Nutzen machen konnte. Das wirkte auf die Kinder gar bedeutend ein; denn sie hatten gar keine Vorstellung, daß man Geschichten ersinnen könne; sie meinten, es sei alles punktum so gegangen, wie ich es vorbringe. Die Eltern sahen diesen Dingen ganz verwundert zu; sie konnten gar nicht begreifen, wie das kam. Die Mutter meinte: „Du mast di doch afe gmüeihe mit ne; es düecht mi, du söttisch sturm werde; du hättist sölle Schuelmeister werde, du hättist e bessere gäh as üse; zue dem cha me se nit i dSchuel bringe und sie lehre i Gottsname nüt; es düecht mi, sie syge geng am glyche-n-Ort; sie hei i dr Wuche meh glehrt, als fern dr ganz Winter; es sölt eine meine, du wärisch mit Hung agstriche, so hange sie dr a.“ Und der Vater sagte: „J bigrife gar nit, wie d's o machst, daß sie dr folge; mi isch o geng an-ne und bifihlt ne, aber es isch geng ds glyche, sie wei i Gottsname nüt folge. Es isch drum hützutag gar e bösi Welt, da isch kei Ghorsam meh; u de cha üser eis si nit so mit ne gmüeihe, mr hei nit Zyt, ne geng nah z'luege, mr hei anderi Sache o z'thue.“ Dann sagte er auch wohl zu den Kindern: „Warum cheut dr ihm so folge, u üs nit, das isch nit brav von ech.“ Und die Mutter meinte: „We sie nume afe öpperem folge, su chöme sie eim doch vor de Füeße weg.“ Zu diesem allem sagte ich wenig; es war noch nicht an der Zeit, Vorlesungen über Kinderzucht zu halten; ich hütete mich wohl, ihnen ihre Fehler zu sagen, oder ein Kind anders zu strafen, als dadurch, daß ich ihm etwas nicht that, was es wollte. Hätte ich Hand an eins gelegt, so wäre die Herrlichkeit aus gewesen und es hätte geheißen: „Du bruchst se nüt z'schloh, es sy üsi Ching, sie gange niemere nüt a; we sie dr nit recht sy, su chast ja gah.“

Es verging aber schon selten ein Morgen, daß die Wirtin mir nicht ein Gläschen einschenken wollte. Hatten sie Nachmittags im Stübli ihren Kaffee, so wurde mir immer ein Kacheli anerboten, und wenn es die Alten vergaßen, so ruhten die Kinder nicht, bis ich auch da war; und wenn der Wirt von einem Lauf heimkam und einen Schoppen für sich holte, so sollte ich immer Bescheid thun. Was der Mann in Verwunderung geriet, als er einmal die Mühe nahm, zu sehen, was die Kinder lernten, als er sah, daß sie schon einige Zahlen machen konnten, und viel schönere als er, und er meine Handschrift bemerkte! es fehlte nicht viel, er hätte geglaubt, dahinter stecke Hexenwerk. Er kriegte aber auf einmal gar einen großen Glauben an die Fähigkeit seiner Kinder. „Unter tusige", meinte er, „wären keine, die i so churzer Zyt sövli glert hätti". Ich hatte bei weitem nicht den ganzen Tag bei den Kindern zugebracht, sondern nur soviel davon, daß ihre Freude an dem, was ich mit ihnen trieb, immer lebendig blieb. In der Zwischenzeit hatte ich an meiner Lebensgeschichte zu schreiben angefangen. Es ging mühselig zu, und zwei halbe Tage war ich gesessen, ehe ich mit mir einig werden konnte, wo und mit welchem Wort ich beginnen solle; als vier Tage vergangen waren, war ich erst mit der ersten Seite fertig. Da wollte mir der Mut vergehen; ich fürchtete, mein Lebtag nicht fertig zu werden, und was nützte dann meine Mühe? Ich konnte doch nicht alles aufschreiben; so mußte ich erst sinnen, was des Schreibens wert sei, und wenn ich damit fertig war, so mußte ich wieder sinnen, wie ich das Ausgewählte auch setzen müsse, damit die Leute es verstünden und lesen möchten. Ich zwang mich zum Fortfahren, und siehe, an der zweiten Seite hatte ich nur drei Tage, und an der dritten nur noch zwei; da merkte ich, daß die Sache am Ende doch gehen werde, wenn

ich mir Zeit dazu nehme und an einem ruhigen Ort sei. Da es mir auch in der Gaststube zu glücken schien, wie ich dann erzählen will, so beschloß ich, mit meinen Leuten mich auf festen Fuß zu setzen; es hatte bisher niemand von uns dem andern etwas gesagt, ich nicht vom Fortgehen, sie nicht vom Dableiben. Eines Abends, da keine Gastig da war, frug ich, was ich schuldig sei; ich wolle bezahlen. Wie da die Leute erschraken! „Du wirsch doch nit furt welle so uf's mol", meinten die Alten. Und die Kinder fingen an zu schreien: „mr löh di nit, mr löh di nit"; und Anneli, das mein Herzkäfer war, hing mir an den Hals und weinte, so daß ich nicht zu Worten kommen konnte. Ich sagte, daß es mir bei ihnen gar nicht erleidet sei, und ich eben nirgends etwas hätte, daß ich fort müßte; aber ich vermöge doch nicht so mein Lebtag in einem Wirtshaus zu sein und nichts zu verdienen; wenn ich schon was Weniges hätte, so müsse ich doch auch dem Kreuzer nach, sonst gäbe ich am Ende ein alter Lump; sie sollen mir daher meine Uerti machen; ich könne dann sehen, wie viel mir noch übrig bleibe. Ich pressiere präcis nicht fort; es wäre mir wohl bei ihnen, aber Muß gehe über Suppe.

Die Wirtin winkte dem Wirt ins Stübli; unterdessen lärmten die Kinder fort; Anneli warf mir vor, ih hätt gar nit bruche z'cho, we-n-ih scho furt well. Sie brachten mir eine Rechnung, bei der sie nicht viel mehr in Anschlag gebracht, als den Wein, den ich getrunken, und sagten, wenn es mich zu viel dünke, so könne ich ja geben was ich wolle. Ich protestierte dagegen und behauptete, sie kämen zu kurz, das Essen sei ja gar nicht angeschlagen. „He", meinte die Wirtin, „we du z'friede bisch, su sy mr's o, du hesch o viel tha a üse Chinge, es sy ganz angeri; es düecht mi mengisch, mr heige e keni meh, so rüeihig isch me vorne. I weiß nit, wie d's o gmacht

hesch; we d' furt geisch, isch's grad wieder im Alte, u de isch erst nüt drby z'sy. We d' nüt angers hesch, su blib bi-n-is, mr vermeu dr nüt z'gä, aber du bruchst is o nüt z'gä, du chast mit is esse; wie mir's hei, chast's o ha; wo söuli esse, chunt's nit druf a, geb eis meh oder minger syg". „Jo, u z'verdiene git's o geng öppis", meinte der Wirt; „we-n-i öppis z'schrybe ha, so will dr's zahle; ih bi froh, we mer's machst, u no menge Angere git dr z'schrybe; mi isch susch zum Schuelmeister gange, dä isch aber gar e thüre, u het de geng öppis mit eim z'branze. Jo, u wer weiß, ob nit chöntisch bald Gmeindschryber werde; üse isch afe alt, u dAuge böse-n-em. Dr Schuelmeister het o druf passet, aber si begehre ne nüt; si säge, er versumti z'viel a der Schuel, u wer de z'viel im Wirtshus", sagte die Wirtin. Das waren Bedingungen und Aussichten, die sich hören und sehen ließen. Also in meiner Gemeinde konnte ich nicht Polizeidiener werden, und hier schon die Anwartschaft auf die Gemeindschreiberstelle, die mich zur wichtigsten Person in der Gemeinde machen würde; denn auf den Schreiber kommt es in manchem Dorfe und noch an gar manchem Orte in der Welt das Meiste an. Und eine Frau hatte dieses Fündlein gemacht, hatte es sich damit auch in den Kopf gesetzt; und wenn Weiber sich etwas in den Kopf setzen, ist dann nicht auch große Hoffnung, daß es geschieht?

Wir wurden des Handels bald einig. Ich konnte bei ihnen aus- und eingehen, und essen umsonst; was ich dagegen zu thun hatte, schrieben sie mir nicht vor; sie dachten, das werde sich von selbst verstehen, daß ich ungefähr mache was bis dahin, und so geschah es auch. Was das für ein Jubel war unter den Kindern, als sie die Gewißheit hatten, daß ich bleiben werde! Nein, dachte ich, das Leben ist doch schön.



Achtunddreißigstes Kapitel.

Potz Wetter, Weiberlärm!

In der Gaststube ging mir, wie gesagt, die Sache auch nicht übel, doch mußte ich sehr behutsam zu Werke gehen. Ich hatte es mir zum Gesetz gemacht, nur des Abends, und nicht einmal alle Abende in derselben zu sein; den Tag über waren ohnehin gewöhnlich keine ehrbaren Leute darin; die hatten zu arbeiten. Hie und da kam ein Bauer mit dem Wässerschüfeli, und wärmte bei einem Schoppen die erfrorenen Beine; doch geschah es selten. Es war nicht wie an jenem Orte, wo die Wässermatten Vorwand sind, daß der Mann von 2 Uhr nachmittags bis Mitternacht fortbleibt, wo denn Wässermatten Manchem Hab und Gut gefressen, so daß es ihm nützer gewesen wäre, er hätte dieselben gleich dem Wirt verehrt. Doch ist's kurios: ob solchen gefräßigen und doch versoffenen Wässermatten ist dort noch kein Wirt reich geworden, sondern das Gegenteil. Einige ausgemachte Lumpen fanden sich öfters ein zu einem Schoppen Branntwein und einem Rams; es war dann niemand da, den sie scheuten. Sie zählten mich anfänglich auch zu ihnen, weil sie meinten, jede Kriegsgurgel sei auch eine Schnapsgurgel; sie brachten es mir, und als ich dieses ausschlug, das Mitspielen ausschlug, meinten sie: es düeche si doch, i sött nüt z'fürnehm sy für seie, si heige de scho mit mengem Rote gspielt, u es heig sie ihrere no kene verschämt. Ich gab ihnen kurzen Bescheid und scharfe kurze Blicke, da ließen sie mich ruhig.

Des Abends kamen Leute: Bauern, die keine Kinder, Väter, die ihre Güter den Söhnen überlassen hatten, dann auch

wer einen Schoppen gerne trank und zu bezahlen vermochte. Doch sehr selten kam einer mehr als zwei- oder dreimal in der Woche, Ärmere zeigten sich sehr selten; sie wußten wohl, wenn sie die Hilfe der Reichen in Anspruch nehmen wollten, so durften sie sich nicht viel im Wirtshause sehen lassen. Weil nur eine Wirtschaft im Orte war, und in der Umgegend keine Winkelkneipe, wohin die Armen sich verbergen konnten, so war unter dieser Klasse nicht so viel Elend als anderswo, und die Reichern vermochten, wo es einreißen wollte, ihm vorzukommen. Da das Dorf etwas beiseits lag, so hingen seine Bewohner noch gar sehr am Althergebrachten, und waren gar sehr mißtrauisch gegen alles Neue und Fremde. Sie sahen mich daher die ersten Abende gar scheel an, und gaben mir auf einige Fragen kurzen Bescheid. Ich zog mich bescheiden zurück, war nicht vorlaut, und wartete die Gelegenheit ab. Eines abends disputierten zwei gar heftig mit einander, wo das Elsis sei, und welchen Weg man nehmen müsse, um nach Basel zu kommen. Es war, ich weiß nicht mehr, ob wegen Klee oder Hanfsamen angegangen, von dem sie gehört hatten, er komme aus dem Elsis, und die Krämer holten ihn in Basel ab. Der Eine meinte, Elsis sei grade änet dem Aargau, und dSchwobe kämen daher, und Basel sei mitte drinn, und wenn man hin wolle, so müsse man über Luzern.

Ganz ds Gunträri, meinte der andere, ds Elsis ghört zu Itali, u mi fahrt über Neueburg, u Basel ist grad vor dra, i-mene Tag ist me dört. Der Streit wurde immer lebendiger, je weniger sie von der Sache wußten, und die Anwesenden hörten begierig zu, um zu vernehmen, welcher der Gschichter sei; denn der eine war der Gemeindschreiber, und der andere der — doch ich sage nicht wer, man könnte meinen, ich sei nur böse, weil ich keiner hatte werden können; und die Leute, die

sind, was ich werden wollte, sind gar chutzlich, und mögen nüt erlyde; sie könnten denken, ich wollte sie verächtlich machen, damit sie nicht mehr Lohn erhielten. Nein, nein, gute Leute, ich gönne euch von ganzem Herzen Lohn, und noch mehr, auch Ruhm und Ansehen; aber den ersten kann ich euch nicht geben, und die letztern müßt ihr verdienen; die fallen nicht vom Himmel herab, wie hoch man ihnen auch die Nase entgegenstreckt.

Der Gemeindschreiber war mit seinem Luzern und seinen Schwoben in der Enge, weil der andere mit einigen Tropfen Seewein die Landkarte von Europa gar deutlich aufgemalt hatte auf den Tisch, und mit dem Finger akkurat zu sagen wußte, wo das Elsis sei und Itali, und grad hinter dran Frankreich und die Türkei. Die Wage des Sieges neigte sich bedeutend auf seine Seite; triumphierend blickte er umher, bewunderungsvoll die andern auf ihn. In seinen Nöten, da er von Frankreich hörte, rief der Gemeindschreiber mich an als Zeugen, daß er Recht habe; „wenn Frankreich hinger dra syg, so heig i ja dur's Neueburg, Basel und Elsis müesse, für dahi z'cho; i söll säge, das syg nit wohr.“ Ich war einen Augenblick in Verlegenheit; das war ein Streit auf Leben und Tod, jeder hatte seine Partei; nun wollte ich mir nicht gerne Feinde machen. Ich sagte daher, sie hätten im Grunde beide Recht, man könne über Luzern und über Neuenburg nach Basel; die Schwoben seien nicht ganz im Elsis, aber grad drnebe, u ds Elsis sei akkurat neben Italien, es sei nur noch etwas weniges dazwischen; auch liege es just vor Fraukreich, wenn man aus Deutschland herkomme. Da hättet ihr die Männlein sehen sollen, wie sie sich beide meinten, und die Hälse hoch aufstreckten, und wie glücklich die andern schienen, zwei so gelehrte Männer im Dorfe zu haben, die wußten, wo ds Elsis sei, und sogar noch den

Weg dahin. Beide sagten mir: Thue Bscheid, und hielten mir ihre Gläser voll Twanner dar. Nicht daß ich eben den Twanner verachte, und auch den Ligerzer nicht, der sogar, nach sehr glaubwürdiger Quelle, brennen soll, wenn man ein Schwefelholz hinein hält; allein ich hatte den Grundsatz, kein Schmarotzer sein zu wollen. Ich wußte wohl, wie der Bauer an seinem Schoppen fürgelet, und gewöhnlich die Tropfen berechnet, daß sie ihm aushalten, bis zum Augenblick, wo er gehen will; ich wußte, wie ein ganzes Glas, das ein anderer ihm austrinkt, ihm ein Loch in seine Rechnung macht, so daß er entweder früher fortgehen oder einen halben Schoppen nachbescheiden muß, was er beides nicht gerne thut, besonders das letztere nicht, wenn er weiß, daß das Weib das vorrätige Geld so gut zählt als er. Auch wollte ich nicht als Schmarotzer behandelt sein, wollte keine untergeordnete Rolle spielen, sondern eine ganze eigene, bei welcher Achtung der Grund sein sollte. Darum sagte ich: „Seid nur rüihig, stellt nur ab, die Wirtin bringt mir soeben einen Schoppen."

Da wir nun einmal bei der Geographie waren, so erzählte ich ihnen ein Mehreres von den großen Feldern, auf welchen die Sämereien aller Art gewonnen werden, von den Städten daselbst und von Basel, dem Rhein, und dem Lällen-König zu Basel. Ich erzählte ihnen noch von gar vielen Dingen, aber breit und ausführlich, und sie hatten große Freude daran und hätten es beinahe nicht gehört, als es zehn Uhr schlug.

Von da an hatte ich Boden, und mir einen gewissen Respekt gewonnen, der nach und nach in Zutrauen sich verwandelte, da ich mich ganz besonders vor einem vorschützigen, vorlauten Wesen hütete, und mich nirgends aufdrängte, sondern aufsuchen ließ, wußte, daß der Landmann darin gar wunderlich ist und

mißtrauisch. Drängt sich ihm einer zu nahe und zeigt sich ihm allzu vorkommend und dienstbeflissen, so läßt er sich das gerne gefallen; allein er schöpft alsbald Verdacht, der thue das nicht umsonst, sondern habe irgendwie Absichten; und hat er einmal diesen Verdacht, so hat man alle Gewalt über ihn verloren, besonders wenn man ihn zu Verbesserungen irgend einer Art bringen möchte. Weil sie nun wußten, daß ich meist im Wirtshause anzutreffen war des Abends, daß sie Gesellschaft hatten, und also sicher waren, Kurzizyti zu haben, denn so ungern mancher liest, so gerne hört er erzählen, wenn auch Unbedeutendes, so kamen viele regelmäßiger zu ihrem Schoppen und blieben auch länger als sonst, doch nicht über die gesetzliche Zeit, wenn ich ihnen von Paris, von Cadix (ich war bei Trocadero) erzählte. Der Wirt war ein ordnungsliebender Mann, und dazu haushälterisch; er spendete daher nicht viel, gab im Jahr nicht manchen Schoppen umsonst, und noch weniger Stücklein Bratis, und die Landjäger paßten ihm auf. Der Wirt war dieser vermehrten Gastig wohl zufrieden, aber nicht die Weiber im Dorfe. Diese fingen an zu brummen über die größere Verthunlichkeit ihrer Männer; es war ihnen ärgerlich, daß die Männer etwas genossen, von dem sie nicht auch ihren Teil hatten. Sie meinten, weil Mann und Weib eins sein solle, so gehöre von allem und an allem dem Weibe die Hälfte; zudem mochten sie Angst haben, die mehr Wein trinkenden Männer möchten dann weniger Geld zu Kaffee haben und diese Portionen verringern wollen; möchten mehr vom Ankengeld wollen und dem Eiergeld nachfragen, die Klöbli, Strange, Flachs, Ryste und Kuder besser in Rechnung halten und so die Quellen, welche in den geheimen Muttech der Weiber fließen, vertrocknen. Wenn sie den heimkommenden Männern ohne Waschlumpen den Kopf wuschen, so beichteten

diese, um die Schuld abzuwälzen auf einen Dritten, ich hätte sie aufgehalten; wie und womit, das sagten sie nicht. Ich war den Weibern schon anfangs aufgefallen mit meinem Schnauz und dem herrscheligen Wesen; sie hatten nicht begreifen können, warum ich da bleibe, da ich doch niemandem verwandt sei. Sie hatten sich an den Brunnen, Gartenzäunen und in den Kabisplätzen schon lange die Köpfe darüber zerbrochen und endlich ausgemacht, da stecke etwas dahinter. Sie fingen an zu muckeln, die Wirtin sei noch nicht so alt, hübsch sei sie gar nicht, aber schon in der Jugend sei sie nicht alles gewesen; man wisse wohl, wie das dann gehe, und woher wollte ich das Geld haben, so zu leben, wenn ich nicht abverdienen könne? So war schon viel geredet worden und die gute Wirtin mit besonderer Schadenfreude durchgenommen.

Wie erschracken nun die boshaften Weiber, als sie nach und nach darüber zu kommen glaubten, daß meine Anwesenheit nicht der Wirtin, sondern ihren Männern galt, daß ich die versäume, andrehe u. s. w. Sie glaubten zuerst, ich werde da auf ihrer Männer Kosten essen und trinken, oder sie zum Spielen verführen wollen. Sie schlichen herbei und guggeten zu den Fenstern oder offenen Thüren herein; aber sie sahen kein Spiel und Geld, sahen keine gemeinschaftliche Üerte, mich aus einem apartige Gütterli trinken. Je weniger sie sahen, desto gefährlicher schien ihnen die Sache. Das konnte um Haus oder Hof gehen, oder gar ums Leben und um die Seligkeit. Ob ich etwa ein Hexenmeister sei? meinte die eine, oder gar der Teufel selbst, die andere; beides schien nicht unwahrscheinlich; das Für und Wider wurden ängstlich und sorgfältig abgewogen. Das war richtig, es setzte in jedem Hause einen Höllenlärm ab, wenn der Mann ins Wirtshaus gehen wollte, und manche Frau wollte nicht mehr mit dem

Manne das Bett teilen, oder daß er die Kinder anrühre, wenn er aus dem Wirtshause kam. So war Streit und Zank an allen Ecken. Wir vernahmen das natürlich auch, und es mühte mich gar sehr. An diese gefährliche Seite meines Unternehmens hatte ich nicht gedacht, gar nicht daran gedacht, daß es so tief ins häusliche Leben eingreifen und die zu Hause bleibende Hälfte in Aufruhr bringen würde. Im ersten Augenblick glaubte ich am besten, den Männern anzugeben, ihre Weiber mitzubringen; sie hätten somit auch ihren Teil an den Genüssen der Männer gehabt; und dann hoffte ich, wenn ich einmal meine Stimme recht gewichtig über die Tagesgespräche abgeben konnte, auf die Weiber besonders einzuwirken und sie für meine Ansichten zu gewinnen. Das schien mir gar prächtig, so das ganze Dorf zu versammeln in trauter Eintracht süßem Frieden, und nach und nach in allen Gliedern eine tüchtige Verständigkeit pflanzen zu können, und daß die Weiber kommen anfangs aus Gwunder, später aus Gewohnheit und Geselligkeit, glaubte ich annehmen zu können. Zum guten Glücke schlief ich noch über diesen Vorschlag, ehe ich ihn vollbracht; denn bei ruhigem Blut sah ich, daß oft gerade Dinge, die den glänzendsten Schein für sich haben im ersten Augenblick, bei besserem Nachsehen die widersinnigsten sind und ihre Ausführung eine Tollheit ist. Darum verbrennt sich so mancher brütige Weltweise nicht nur die Finger, sondern auch die Nase, und wenn er auch darüber zum praktischen Professor werden sollte, so ist es nur um an seinen verbrannten Extremitäten ein Exempel aufzurichten, zur praktischen Warnung und zum vernünftigen Bedenken.

Über Nacht kam mir wieder guter Rat, und ich sah, daß ich nicht bei Troste gewesen wäre, wenn ich meinem saubern Einfall Folge gegeben hätte. Das wäre mir eine schöne Wirt=

schaft geworden in jedem Hause, wenn die Weiber mehrere Abende im Wirtshause, fern von Kindern und Diensten, zugebracht hätten. Wer hätte zur Haushaltung gesehen, das Nötige gerüstet, über die bis zum späten Abend fortlaufenden Geschäfte die Aufsicht geführt, die Kinder zu Bette gebracht u. s. w.? Im Winter, wie viele Strangen Garn wären nicht weniger gesponnen worden, und wenn die Mutter herumlief, was hätten wohl ihre halberwachsenen Meitscheni gethan? Die häufige Abwesenheit einer Mutter in der Abendzeit von ihrem Hause ist allenthalben fühlbar zu Stadt und Land, aber auf dem Lande doch noch weit fühlbarer als in der Stadt; das zeigt sich gegenwärtig am klarsten bei den Stündelern, von denen ich dann auch noch ein Wort reden muß. Gesetzt aber auch, die Weiber wären ohne häuslichen Nachteil hergekommen in mein neumodisches Kasino oder meine Unterhaltungsabende, wie konnte ich auch nur denken, daß da ein Gespräch über allgemeine Gegenstände hätte geführt werden können! Die Weiber hätten die Köpfe zusammengesteckt; eins dem andern zu sagen gehabt, daß Chlausli-Jöre-Joggis-Samis-Sami wieder zu Kreuzertrinis Tochter gehe, ein drittes unter der Hand eine Geschichte verhandelt, wie zwei junge Eheleute Hausstreit gehabt, und was sie einander alles vorgehalten. Zudem hätte es zu mancher Eifersüchtelei Anlaß geben müssen, und die Hälfte der Weiber hätte ihren Männern vorgehalten, daß sie näher bei ihrer Nachbarin gesessen, sie mehr angesehen, als eben notwendig gewesen sei. Und endlich wären die Weiber nicht lange im Frieden bei einander gesessen; eines hätte geglaubt, das andere wolle ihm den Mann verführen, ein zweites hätte über Hochmut des andern geklagt, und ein drittes darüber, daß seine Nachbarin mit anderen mehr geredet, als mit ihm; kurz es würde Geschichten gegeben haben, vor denen es einem übel gruset hätte,

und an ihnen wäre ich Schuld gewesen mit meinem schön scheinenden, aber unüberlegten Einfall.

Etwas mußte gehen, das sah ich wohl ein, darum beschloß ich nach langem Besinnen, ich wolle, statt die Weiber hinkommen zu lassen, zu ihnen in die Häuser gehen z'Abesitz, und es dort treiben ungefähr wie im Wirtshause, hoffend, sie würden mich dann kennen lernen, Zutrauen fassen, wenn ich ihnen nicht mehr so fremd vorkomme, und den Männern der Zugang zum Wirtshause bald wieder offen sein. Das widerte mich freilich an, und ich konnte mir den Empfang in den meisten Häusern denken, die Verlegenheit der Männer und das verlegene, zornige Gesicht der Weiber, und wie diese den Stuhl abwaschen würden, auf dem ich gesessen, und mit dem Besen nachwischen, wo ich durchgegangen. Doch ich überwand mich und ging, richtete es aber so ein, daß mein Kommen nicht als ein absichtliches erschien, sondern einen zufällig erscheinenden Grund hätte, irgend eine Verrichtung vorzuschützen war, oder auch ein Antreffen der Bewohner vor ihren Häusern. Im Anfang ging es freilich, wenn ich in eine Stube kam, fast wie wenn ein Habicht in ein Taubenhaus dringt, und die Tauben dann den Kopf verlieren, betäubt hin und her flattern, bis die einen zufällig die Ausgänge finden, die anderen aber den Tod. Das stob manchmal aus einander, daß nur der Ätti noch da blieb, ganz kaput, und bald streckte sich ein Kopf zur Thüre herein und rief: „Ätti, söllisch use cho e-n-angere no! und allein war ich und blieb es einmal so lange, daß ich endlich gehen mußte. Aber ich wurde nicht böse, verlor die Geduld nicht, und übereilte nichts. Hie und da gab es doch Gelegenheit, ein vernünftiges Gespräch anzuknüpfen, oder durch eine Erzählung ihnen eine Stunde churzi Zyti zu machen, ihnen einen guten Rat zu geben, einen Kunstgriff zu lehren u. s. w. Weil ich auch gar be-

scheiden war, und nicht einmal ein Gläschen Bätziwasser annahm, wenn der Mann mir eines einschenken wollte, weil ich ihre Kinder rühmte, oder die Kabis- und Bohnenplätzen, und sie trotz aller Mühe keinen Pferdefuß bei mir entdecken konnten, auch der Schuhmacher bezeugte, ich hätte Füße wie ein anderer Christ, nur etwas große, und weil ich gar nichts wollte, niemand um irgend etwas ansprach, so fingen die Weiber an äne-n-ume z'cho. Sie flohen nicht mehr, wenn ich kam; sie fuhren nicht mehr mit dem Besen z'weg, wenn ich ging; sie nahmen Teil am Gespräche; und wenn man vor dem Hause saß, so trat wohl hie und da ein anderer Nachbar oder junge Leute herzu, und ich hatte wieder eine neue und recht gwundrige Zuhörerschaft. Doch nicht immer führte ich das große Wort, sondern auch sie redeten manchmal recht laut und scharf, so daß ich kaum dazwischen konnte, begehrten auf und jeder ward zum Prophet, der furchtbare Dinge weissagete.

Neununddreißigstes Kapitel.

Wie meine Bauern kannegießern.

Solche aufregende Geschichten gab es nicht viele; war aber eine da, so wurde sie mit aller möglichen Heftigkeit in dem Wirtshause und in den Häusern besprochen. Meine Bauern gehörten unter die, denen die äußere Welt ganz fremd war. Es gab bloß zwei Zeitungen im Dorfe, eine hielt der Gemeindeschreiber, die andere der Schulmeister; der Statthalter hatte das Amtsblatt. Doch bezahlten alle was sie lasen, und machten es nicht wie ich G.. R.... kenne, die keine Zeitung bezahlen, aber die Zeitungen anderer Leute auffangen und lesen. Die Zeitungen

wurden aber selten ganz gelesen, weil ihnen die Gschrift zu rein war, und was sie lasen, begriffen sie oft nicht, und sagten aufrichtig, daraus könnten sie wieder nichts machen. Daraus kann man schließen, daß ihnen die Bundesrevision eben nicht am Herzen lag; sie wußten gar nicht, was damit gemeint sei, und meinten, si hätten des Gstürms afe gnue. Auch von den Badenerkonferenzbeschlüssen begriffen sie nichts, und glaubten, es sei darum zu thun, daß die Bistümler Religion changierten. Das trag nüt ab, meinten sie; si heige doch nicht viel davon, oder gar nichts, gäb die seie katholisch oder reformiert. Als es aber hieß, die Leute müßten fort, und man bekomme Einquartierung, da wurde gewaltig räsonniert, und da sagten sie: „Die D. Brüllhüng, die's zwängt heige, die sölle jetzt ga; aber die zöge de dNase schön z'rück, und hocke rüihig daheim; das syg chumlig, aber nit billig; wer den Brei anrühre, der söll ihn auch auffresse; aber die, wo am meisten brülle, die syge denn die ärgste Schyßer, we's druf a chömm". Doch ließen sie die jungen Leute gelassen ziehen, packten ihnen Würste ein, und die Ermahnung, si sölle nit meyne, si welle geng z'vordrist sy. Und als die Einquartierung kam, thaten die Weiber Fleisch über ganze Häfen voll, Brönz wurde gerüstet, an manchen Orten Wein, und so gut und wohlmeinend, als man konnte, wurde traktiert allenthalben. Man war noch einige Tage recht glücklich im Erzählen alles dessen, was man gesehen, gehört, und was man den Soldaten gegeben habe. Besonders viel wurde von dem Hauptmann gesprochen, der sei gar e ryche u-n-e guete, aber e wenig e dumme gsy; es syg gar lustig gsy, wie-n-er mit ne gspillt heig i dr Gaststube, u wie si ne bschisse heige, u wie ne no um Mittinacht dr Frater (andere sagten der Feldwebel) us em Bett greicht heig, u wie si ihm nume Häiseli gseit heige u. s. w. Das fanden die Leute gar lustig, ich aber

fand es sehr traurig; denn was soll ein solcher Hauptmann mit seiner Compagnie, deren Narr er ist? Was denken die andern Offiziere, wenn sie mit der ganzen Compagnie ihn zum Narren halten helfen? was kann da für eine Subordination statt finden, wie Ordnung in Krieg und Frieden? Solche untaugliche Offiziere sah ich leider mehrere; ich könnte etwas von ihnen erzählen, und wie mich die Soldaten gedauert.

Große Politiker waren also meine Bauern nicht; um eine Menge Tagesfragen bekümmerten sie sich nicht, sobald sie nicht in ihr tägliches Leben einschlugen und in ihren Sack; und mit den letztern hatten sie es eigen. Das Straßengesetz und das Militärgesetz nimmt dem Lande bedeutende Lasten ab, und wälzt sie der Staatskasse zu. Aber die großen Erleichterungen brachten meine Bauern gar nicht in Anschlag, wie sie es verdienen, und werden in wenig Jahren die abgenommene Last ganz vergessen, ganz vergessen, daß sie einmal gmeinwerchet auf den Straßen. Das Gmeinwerk nahm kein bar Geld aus dem Sack, wurde abgemacht in Zeiten, wo Geld und Menschen nicht besonders beschäftigt waren; man brummte wohl darüber, fuhr aber denn doch nicht ungern hin. Es gab da bei der Menge der Arbeitenden manchen lustigen Spaß. Das Militärgesetz beschlug vorzüglich die jungen Leute; die waren gezwungen, um die nötige Armatur anzuschaffen, etwas weniger zu vertrinken von ihrem Gelde; jetzt haben sie desto mehr für den Wirt, und die alten haben keine Erleichterung. Und wenn die Soldaten bei Musterungen nicht den Sold bekommen, an den sie gewohnt, so werden sie sich wüst gebärden, sagen: „J sch..ß uf dVerfassig", und ds Brichte wird nit helfe, und die Offiziere werden ihre liebe Not haben, und wenn sie den Oberst gerne prügeln möchten, so fangten sie bei ihrem Knecht an. Der Bauer, der nicht rechnen kann, rechnet also dem Staate solche Erleichterungen

gar nicht mit der gehörigen Dankbarkeit an; er rechnet nur das an, was er erhält; und was er alle Jahre neu erhält, und was ihm Geld erspart. Wenn z. B. die großen Summen, welche durch die gemachten sogenannten Erleichterungen der Staatskasse nun auffallen, dem Land jährlich hätten bar ausbezahlt werden können für Arme, für Schulen, für gemeinnützige Unternehmungen aller Art, so bin ich überzeugt, man hätte diese Art von Erleichterung weit dankbarer aufgenommen, weit tiefer und länger empfunden als jene. Bei dem Austeilen hätte man anfangen sollen, nicht bei dem Abschaffen. Übrigens muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nicht begreifen kann, wie eine republikanische Behörde ein Gesetz geben kann, infolge dessen das Land nach und nach entwaffnet, aus den Häusern die eigenen Wehren schwinden und die Lust an Wehr und Waffen ertötet wird; denn nur eine eigene Wehre wird einem lieb und man wächst mit ihr zusammen, nicht mit einer vom Staate geliehenen. Wenn diesem Gesetz nicht so tiefe oder hohe Grundsätze zum Grunde liegen, daß ich sie nicht begreifen kann, so wäre man versucht, an sehr kleinlichen Eigennutz oder eine sehr kurzsichtige Sucht nach kleinlicher Popularität zu denken.

Desto größern Lärm machten die Bewegungen, die im Schulwesen versucht wurden; sie waren in Häusern und in der Gaststube die beständig vorliegenden Behandlungsgegenstände, an denen die Weiber mit Leib und Seele Anteil nahmen, und, wie ich unter der Hand von sicherer Hand vernahm, soll in den Schulkommissionen auf gleiche Weise geredet worden sein, wie es die Weiber und Großätti und Großmüetti zu Hause thaten. Der erste Anstoß zu diesem Lärm wurde von einer Seite her gegeben, wo bei großer Unkunde des Volkscharakters eine Leidenschaftlichkeit herrscht, die über sich und die eigenen Zwecke alles außer acht läßt, was wahre Vaterlandsfreunde sonst in

Obacht zu nehmen pflegen. Bei der erbitterten Hastigkeit, womit diese Zwecke verfolgt werden, wiederholt sich aber die Geschichte jenes halbblinden Reisenden, der von Frauenkappelen nach Bern wollte, und sich endlich nach vielem Schimpfen über den langen Weg auf der Brücke von Gümmenen befand. Derselbe, der Reisende nämlich, bürdete der Regierung die Schuld seiner Verirrung auf, und schimpfte beständig, ihre Wegweiser taugten nichts, weil man trotz derselben verirren könne. Daß er halbblind und unbesonnen sei, hatte er sein Lebtag nicht glauben wollen, und nie gemerkt, daß seine eigene große Nase es sei, die ihm vor den Augen stund, ihm alle Aussicht nahm, und die er bald für die Welt selbst ansah, bald für den Wegweiser der ganzen Welt.

Nach einigen unzeitigen, unklugen Zeitungsartikeln, einigen übereilten Reformationen in einigen Schulen und einigen andern zufälligen nur in dieser Verbindung bemerkbaren Vorfällen ertönte auf einmal unter dem sogenannten gemeinen Volk das Geschrei, wie aus dem Boden hervorgewachsen: man wolle nichts von der Religion, man wolle sie abschaffen und die Natur einführen in den Schulen, statt der Religion. Ich kann mir kaum denken, daß vor bald vierzig Jahren das Geschrei; die Franzosen kommen, so ängstlich geklungen habe, als diese Notseufzer. Das Volk im Kanton Bern ist aber ein eigenes Volk; es schreit selten so laut, daß man es auch außer dem Dorfe vernimmt (ich rede vom sogenannten gemeinen Volk). Es schreit beim Brunnen, beim Abendsitzen, in Wirtshäusern, aber immer aus alter Gewohnheit mit halblauter Stimme, so daß die, welche nicht beim Brunnen stehen, nicht an den Abendsitzen mit sitzen oder in den Wirtshäusern nichts davon hören, oder nur undeutlich, daher denen, welche ihnen erzählen, nicht glauben, und, wenn sie anderer Meinung sind, sogar

meinen, jene hätten es selbst erfunden. So bezeichnete im Großen Rat von Bern einer die Klagen über das zunehmende Branntweintrinken und die Vermehrung der Wirtshäuser als Lügen der Wirte und Geistlichen. Merkwürdig bleibt, daß die Geistlichen verhöhnt werden, wenn sie vor einem Übel warnen, und Taugenichtse gescholten, daß sie das eingerissene, durch andere mutwillig in ihrem Dünkel eingeführte Übel nicht verhütet. Es ist nicht diese Volksstimme, die man meint, wenn man hohen Ortes sagen hört: das Volk will es. Es schreit also nicht laut, rottet sich nicht zusammen, beginnt nicht Mord und Unruhe; aber es waffnet sich mit einer stillen, unbezwinglichen Hartnäckigkeit, die halt stettig, ohne auf Gründe zu hören, nicht will, oder nur der Gewalt weicht, und mit einem unergründlichen Mißtrauen, welches hinter allem Fallen, Fallstricke, böse Absichten, hinterlistige Versuche wittert. Es läßt befehlen, schimpft darüber, verläßt sich darauf, daß auf die Handhabung der Gesetze nicht besonders geachtet wird, macht im Stillen was es will, und betrachtet mit Blicken, in denen man lesen kann: Du wirsch nit alles welle zwänge, einen jeden, von dem irgend ein Befehl kommt.

Die Weiber schimpften unter sich bis zum Weinen; die Männer brummten den Baß dazu, schlugen mit den Fäusten auf den Tisch. Nei b. D. mr thüe's nit, mr hei o no neuis z'bifehle, zwänge löh mr is nit, u mi Bueb soll dFragi lehre, u nüt angers; er brucht nüt vo dr Natur zwüsse, u mr dole's nit, daß alles uf dNatur zoge werd, u dMeitscheni bruche des Schribels nüt; es treyt nüt ab, u macht se nume gwundrig, daß sie de Manne ga schnause; we si ds Druckte lese chen u dFragi, so sy si lang gschichti gnue. Dann wurden Gräuel erzählt, wie ein Schulmeister lehre, die Sonne stehe still und die Erde gehe um sie herum, wie ein anderer dFragi einen

ganzen Winter nicht überhört habe, aber von der Schweizergeschichte brichtet, von der man doch weder im alten noch im neuen Testament etwas lese, und die zum Seligwerden nichts abtrage; wie man Bücher einführen wolle, wo von einer Geiß und Gitzi die Rede sei und nicht von Jesus Christus. Zu dem allem nickte der Schulmeister, der eben nichts von der Schweizergeschichte, nichts von der Natur wußte, und nichts davon lernen wollte, beifällig mit dem Kopfe, und unterhielt das Feuer mit bedenklichem Kopfschütteln und bedenklichen Worten, so viel er vermochte, und meinte, man sei lang wohl beim Alten gewesen, man werde beim Neuen kaum seliger werden.

Einer erklärte einst an einem Sonntag abends im Wirtshause die Schulen geradezu jetzt für überflüssig. Ehedem hätten oft zwei einander geheiratet, die beide nicht lesen konnten; da wäre ihren Kindern eine Schule nötig gewesen; jetzt aber könne doch meist das eine oder das andere lesen, und also ihre Kinder auch lehren und da könne man die Kinder bei Hause behalten; sie verheye keiner Schuh, und lernen nichts Uwatligs. Ein anderer behauptete, die Schulen trügen je länger je weniger ab, je mehr man ein Geschrei darüber mache, und je mehr Lohn man dem Schulmeister geben müsse; was das komödisch sei, lerne man nicht mehr. Ehedem habe man doch noch hexen können; jetzt müsse man stundenweit laufen, ehe man jemand finde, der es verstehe. Aber auf Selligem halte man jetzt nichts mehr; die Neuen hätten keine Religion, das sei doch allbets nicht so gewesen. Nun ging allen das Maul auf und über den Verfall der Religion begann ein allgemeiner Jammer. Einer brichtete von der neuen Lehre, die nun aufkomme, und gar von einer neuen Bibel, die man einführen wolle; ein anderer dies, ein anderer jenes, und alle schüttelten die Köpfe. — Ich war sonst sehr behutsam, und schwamm nicht gegen den Strom,

ich ließ den Sturm vorbei, und suchte allmählich einzulenken; aber jetzt wurde es mir zu bunt, und ich begann mit vernünftigen Gründen ihnen zu zeigen, daß die Religion keine Gefahr laufe, daß man im Gegenteil die Leute recht christlich machen wolle, indem man sie vernünftig zu machen suche, daß die Geschichte der Menschen und die Lehre der Natur nicht von Gott abführen, sondern beides Zeugen seien der Macht und Güte Gottes, daß das alte Testament die Geschichte enthalte des Volkes Gottes, welche jeder Jude kannte, daß wir nun aber auch ein Volk Gottes seien, dem sich Gott vielfach geoffenbaret, daß wir also auch unsere Geschichte kennen sollten. Aber man ließ mich nicht zu Worte kommen; von den Gründen sprang man zu den Personen über, zu einzelnen, die einzelnen bekannt waren. Von dem einem wußte man, daß er nie das Abendmahl genieße, von dem andern, daß er ein liederliches Leben führe, Weib und Kinder vergesse, oder, um liederlicher leben zu können, weder Weib noch Kinder auf seinen Namen haben wolle. Von einem andern wollte einer, als er einmal vor „Orlizenz“ war, wie er sagte, leichtfertige, gottvergessene Reden gehört haben, und dazu habe er damals ausgesehen wie ein rechter Fötzel. Ich redete nun wieder dagegen recht warm und führte ihnen zu Gemüte, daß man nie vom einzelnen auf das Ganze schließen dürfe, und auch nicht vom Schein auf die Wahrheit. Man habe Talente nötig, Männer von Kenntnissen und Einsicht; da könne man nicht auf alles sehen und wenn vielleicht auch einzelne nicht so recht christlich wären, was ich aber nicht wisse, so hätten sie doch auf das Ganze kaum den Einfluß, daß für die Religion etwas zu fürchten wäre. Allbets sei es damit noch weit schlimmer gewesen als jetzt, sie sollten sich nur recht erinnern. Es sei doch noch besser, gar nicht in die Kirche zu gehen, als die Beine über einen eingemachten Stuhl hinauszu-

hängen und mit dem Augenglas während dem Abendmahl allen hübschen Mädchen nachzusehen.

Als ich endlich außer Atem einen Schluck aus meinem Glase that, begann bedächtlich ein junger Mann, der sonst nicht viel sprach, mir folgendes zu entgegnen: Ob die Alten Religion gehabt haben, oder liederlich gewesen, darnach hätten wir nicht zu fragen; sie zählten sich nicht zu uns, gaben sich nicht für unsere Muster aus. Sie waren unsere Herren, und in ihrem Interesse war es, unsere Herren zu bleiben so lange als möglich. Mag nun dieses Interesse auch ihre einzige wahre Religion gewesen sein, so lehrte es sie doch, uns bei dem Glauben zu behalten, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt sei; es lehrte sie, uns zu geduldigen Christen zu erziehen, wenn auch nicht um der Religion, doch um des Gehorsams willen.

Jetzt sind aber alle gleich, der Schultheiß nicht mehr als der Kaminfeger; so kann jeder sich mit dem andern zusammenstellen, kann jeder denken: Was dem erlaubt ist, ist mir nicht verboten; je höher einer steht, desto mehr kann er zum Beispiel dienen, und wenn er ein schlechtes gibt, so wird er um so mehr Leute verführen. Jetzt haben wir keine Herren mehr, das Vaterland ist unser Gemeingut, es ist nur etwelchen zur Verwaltung anvertraut. In meinen Geschäften werde ich aber mein Hab und Gut nicht Leuten anvertrauen, die keine Religion haben, die liederlich sind, die ein Spielball ihrer Lust sind; sie bieten mir keine Sicherheit dar, wie flüssig sie auch reden können; sie werden zuerst zu sich sehen, und an andern Spitzbuben zu werden, macht ihnen eben kein großes Gewissen, wenn es ihnen komod ist. Soll ich dann solchen Leuten das Vaterland anvertrauen, Leuten, die in keinem ehrbaren Dorfe Sittenrichter werden könnten, wo man noch nicht den Brauch hat, den Bock zum Gärtner zu machen? Was die Alten waren und

machten, ging mich nichts an; was aber die Neuen sind, und was sie machen, und ob sie Religion haben, geht mich an; denn haben sie keine, so wollen sie mir auch die meine nehmen und untergraben.

Da fuhr ich ihm in die Rede, und warf ihm vor, wie er sagen könne, die Alten hätten vielleicht nicht mehr Religion gehabt, aber sie den Unterthanen gelassen, und die Neuen wollten sie nun nehmen; dazu sehe ich keinen Grund, als daß er eben ein Schwarzer sei. Mir war daran gelegen, daß ein solches Mißvergnügen nicht Wurzel fasse. „Meiß", sagte er, „du willst nur disputieren, du begreifst das besser als ich. Wir wählten die Alten nicht; ob sie Religion hatten oder nicht, ging uns eben nichts an; hingegen war ihnen komode, wenn wir etwas Religion hatten; sie dachten: würden wir gewöhnt, Gott zu gehorchen, so würden wir auch besser Menschen gehorchen können, zahmere Lämmer sein. Haben die Neuen keinen Glauben, so müssen sie uns den unsern schwächen, untergraben, gleichgültig machen; denn sonst wählen wir sie nicht mehr, so lange wir noch auf Religion etwas halten. So lange die Religion uns lieb ist, die wir von unsern Vätern geerbt haben, so lang wollen wir von denen, die diese Religion schützen sollen, daß sie diese Religion auch selbst besitzen, und sie für ihr teuerstes Eigentum halten; sonst werden sie dieselbe allen Feinden preis geben, werden ganz eigentlich an ihrem Untergange arbeiten; denn sie fühlen wohl, daß sie die sind, welche als Spreu, das in's Feuer gehörte, bezeichnet werden, wenn die gewaltige Wurfschaufel unter die Völker fährt." — Wenn dem also sei, entgegnete ich, so sei ja das der beste Beweis, daß die Neuen Religion hätten, weil doch noch mit Recht ihnen durchaus kein Vorwurf gemacht werden könne, daß sie Anderer Religion zu nahe treten, daß sie jemand sie nehmen wollten. Da fing

nun das Geschrei von vornen an, über die Natur und das Buch von der Geiß und dem Gitzi, und die Aufführung Einzelner und ihre Reden, und wir jagten uns den ganzen Abend recht hitzig im Kreise herum, und ich brachte nicht nur nichts ab, sondern schadete mir auf lange Zeit, und hätte mich bald um den alten Kredit disputiert. Das alte Mißtrauen gegen mich, von den Weibern angeregt, erwachte wieder; man fürchtete, ich möchte auch von der neuen Lehre angesteckt sein, und gerade deswegen insgeheim hieher gesandt, um sie unter der Hand einzuführen. Man fing an zu forschen, was ich eigentlich die Wirtskinder lehre, und fand mit großem Schrecken, daß sie von Wilhelm Tell und von Winkelried redeten, und daß sie wußten, daß die vierfüßigen Tiere vier Beine, und die Vögel Fecken und Federn hätten. Da schlichen die Weiber wieder ins Haus, riefen die Wirtin neben aus, und flüsterten ihr zu, ich sei auch einer von denen, und wie sie mich doch nur im Hause behalten möchten. Ich verführe ihre Kinder; so habe des Wirts Christi zum Joggi gesagt, es gäb schwarzi Mönsche, u us dene chönn me Christe mache, u doch wüß jo u-ieders Ching, daß nume der Tüfel schwarz syg, u daß dä ke Christ werde chönni; aber Christe well me z'Tüfle mache. Der Wirtin ward wirklich bange, und sie wußte nicht recht, woran sie war. Die Kinder gehorchten weit mehr, waren reinlicher, manierlicher und recht gschicht, so weit sie sich darauf verstund und darauf acht zu geben sich Zeit nahm, was selten geschah. Aber dReligion, dReligion sei doch die Hauptsache von Allem, meinte sie, als sie mit zitterndem Herzen mich zur Rede stellte; dReligion sei doch die Hauptsache, und hatte sich doch bis dahin mehr um die Löcher in den Hosen der Kinder, als um ihre Religion bekümmert, und nicht darnach gefragt, ob sie eine oder keine hätten. „Anneli bet!" und wenn es beten konnte, so war sie zufrieden.

Nun ließ ich die Kinder erzählen allerlei schöne Geschichten, e ich sie gelehrt über die Vorsehung Gottes und seine Leitungen in Lohn und Strafe. Die Wirtin fand sie recht schön, aber dReligion sei doch die Hauptsache! Ich ließ die Kinder aus dem Leben Jesu erzählen, was sie davon fassen konnten. Ja, das könne man im Testament auch lesen, meinte sie, aber dReligion müsse man doch dabei haben. Nun ließ ich die Kinder Fragi aufsagen; da war sie zufrieden, und gab das Zeugnis: Sie hätte es doch gedacht, ich hätte auch Religion und lehrte sie die Kinder; sie wolle es den andern Weibern sagen. Sie that es, aber lange ging es, bis ich mir das alte Zutrauen wieder erworben hatte. Mit der größten Behutsamkeit mußte ich vermeiden, über diesen Gegenstand mich zu erwärmen; sobald ich nur von weitem die Partie derer nehmen wollte, deren Religion in Zweifel gezogen wurde, so las ich auf den Gesichtern die wiederkehrende Meinung, ich sei auch einer von denen. Daher gelang es mir auch nicht, das Mißtrauen, das sich einmal festgesetzt hatte, erregt durch unberufenes und unbefugtes Einmischen derer, welche unglücklicher Weise wähnten, sie allein verstünden alles, und könnten in einer Republik befehlen und durchsetzen gerade wie auf ihrem Zwinghof, zu tilgen. Bei jeder Gelegenheit, bei jeder Verordnung kam es zum Vorschein, und allemal hieß es: Wenn sie Religion hätten, so ginge es nicht so, so geschähe dies nicht, würde jenes nicht befohlen; und in stillschweigender Hartnäckigkeit ließ man befehlen, und that, was man wollte, und sagte: „Sie werde nit alles welle zwänge“. Welch heillosen Nachteil dieses brachte in die beabsichtigten Fortschritte in der Republik, konnte ich nur daraus schließen, wenn ich berechnete, wie weit das gegen mich erzeugte Mißtrauen in meinem kleinen Dörfchen mich zurückbrachte. Dieses Mißtrauen wurde noch dadurch

befestigt, daß die Mitglieder der Regierung nicht nur in den Zeitungen, sondern selbst im Großen Rate einander verdächtigten, im Kote herumzogen, ich weiß nicht, ob ganz aus guter Aufrichtigkeit, oder um sich groß zu machen, wie es auch im gemeinen Leben geschieht. Es ist ein rechtes Elend, mit welcher Pöbelhaftigkeit einige Heldchen sich gebärden, um vielleicht zu imponieren und terrorisieren, oder wahrscheinlicher ihre Unwissenheit zu bedecken, mit dem groben Geschütz. Ich hätte gedacht, die Leute im Großen Rate sollten klüger sein als das gemeine Volk; und doch wissen gar viele aus diesem, was das für einen Eindruck auf die Kinder macht, wenn die Eltern vor den Kindern einander alles Leids vorhalten, und eins das andere verdächtigt und ausschimpft. Beide verlieren den Respekt, und die Kinder fangen auch an, ihnen zu sagen, was ihnen in das Maul kömmt. Da kann man lange predigen: Ehre Vater und Mutter! sobald sie sich nicht selbst ehren. Was nützen da Achtungsgesetze, wo es scheint, als ob man Verdächtigungen viel ungestrafter im Großen Rat von sich geben könne, als in irgend einer Kneipe, d. h., wenn man von der Majorität ist.

Wer von Natur unsauber ist, will die Andern auch unsauber haben; wegen der Gleichheit und Freiheit gelang es ihm, und wer aus Zufall oder Gunst verschont wurde, den rühmt die Allgemeine, d. h. sie zeigt mit dem Finger auf ihn, als ob sie sagte: Dä het no nüt, gät dem o; und flugs ist auch er überschüttet von Kopf bis zu den Füßen, und wenn es niemand that, so that sie es selbst. Wenn nun Mann für Mann so recht im Kote herumgetrölt, so gleichsam im Dreck vergoldet ist, daß man keinen saubern Faden mehr an ihm sieht, und jedermann die Nase zuhält und sagt: Pfitusig! da kommen dann aus dem Hintergrunde parfümierte, nach allen Schmöckwassern riechende, schön gebürstete, saubere Herren und Herr

lein, strecken gar freundlich ihre gewaschenen Tätzchen dar und sprechen: „Gfalle mir ech nit viel besser, und schmöcke mir nit besser als die Mistfinken da?“ „Das wohl,“ wird man sagen, „aber es isch ech nüt z'traue.“ Und dann werden sie weiter sprechen schön und glatt und wohl schmöcke dazu, und wer weiß, was dann das Volk macht; wenigstens weiß ich, was die Weiber machen würden, und die haben in unserm Vaterlande auch viel zu sagen, wenn schon nicht öffentlich, doch hinter dem Umhang.

Kaum hatte das Schulwesen etwas versurrt, so kam das Wirtschaftswesen an die Tagesordnung, und es wurde gar grimmig räsoniert. Unser Wirt führte da ein großes Wort, aber bei weitem nicht das größte; Weiber und Gemeindräte schrieen eben so sehr dagegen, allenthalben, wo zwei oder drei beisammen waren.

Die Weiber räsonierten: Jetzt, wo nur ein Wirtshaus sei, wüßten sie doch, wo ihre Männer wären, und könnten guggen, was sie machen; wenn aber zwei oder mehrere seien, so wüßte man nie, wo man sie suchen solle, und in den neuen würde man vielleicht auch nicht eine so komode Gaststube haben, wo man alles sehen könne zu den Fenstern ein. Trini jammerte, ihr Mann gehe jetzt schon viel in's Wirtshaus, und wenn es zwei geben sollte, so würde er noch einmal so viel gehen. Stüdi quälte sich am meisten darüber, daß es zwei Wirtinnen geben solle, man hätte an dieser zu viel. Stüdi war eifersüchtiger Natur und herzwüst. Am meisten schrieen die Weiber in den Dörfern, wo gar keine Wirtshäuser waren bis dahin, und ihre Männer ruhig alle Abende zu Hause blieben. Sie behaupteten: die Gelegenheit mache Schelme; je näher man das Wirtshaus habe, desto mehr sei man darin; man solle nur dort und dort sehen, wo die meisten Hudeln seien. Sie führten Dörfer an,

wo Knechtlein des Abends ins Wirtshaus gingen, und alle ihre Kleidleni bei den Krämern noch schuldig seien. In einem solchen Dorfe saßen sie zusammen, um eine Vorstellung zu machen, daß sie keines begehrten; sie saßen mehrere Abende zusammen und redeten ohne Unterlaß, aber alle auf einmal, so daß sie immer recht vergnügt heim gingen, aber ohne Beschlüsse gefaßt zu haben, und allemal wieder da anfangen mußten, wo sie es gelassen das letztemal, und allemal hörten sie wieder auf, wo sie angefangen. So kam die Konzession für eine Pinte ins Dörflein, ehe eine Eingabe gemacht war; da sollen die Männer eine böse Nacht gehabt haben, und man behauptet, die meisten hätten eine gute Stunde des Morgens früher zu füttern angefangen als gewöhnlich. Die Gmeinsmanne schrieen auch gar laut: Je mehr Wirte seien, desto teurer werde man alles haben müssen; jeder wolle gelebt haben, wolle reich werden; je weniger man verkaufe, desto mehr Profit müsse man nehmen. Ein ganzes Dorf hätte kaum vermocht einen Wirt zu mästen; wie es dann übel gehen müsse, wenn man zwei oder drei zu mästen habe. Wer solle am Ende die Armen erhalten? e mal nit dRegierig, die Sellis mache; man verspreche immer und halte nichts. Sie hätten jetzt schon genug Hudeln, und doch scheuten sich noch viele ins Wirtshaus zu gehen, aus Furcht, Vorgesetzte oder solche anzutreffen, die steuern müßten. Wenn aber in jeder Ecke eine Pinte sei, wo sie sicher wären, niemand anzutreffen, da solle man dann sehen, wie es gehen werde; und noch dazu, wo jeder machen könne was er wolle, und wirten, so lange er wolle, und die Polizei nur ein Maul habe, um zu fressen und zu trinken, aber keine Augen um zu sehen. Man solle nur sehen, wie es gehe im Sch.-Graben, wo vier oder fünf auf einmal wirten wollten, und wirklich wirteten, ehe sie Bewilligung hatten; denn Ordnung sei keine mehr, und

die, welche sie halten sollten, hätten wohl zehn Finger, aber sie luegten durch alle. Man solle im Sch.=Graben nur sehen, da dünke es einem, man sehe an den Kindern wirklich schon ein ganz verwildertes Wesen.

Der Wirt blies die gleiche Melodie, aber in einer andern Stimme. Er meinte, es sei darauf abgesehen, die gegenwärtigen Wirte zu Hudeln zu machen, welche ihre Wirtshäuser teuer angenommen hätten. Man werde sehen, wie einer nach dem andern geldstagen müsse, wenn ihm Geld abgekündet werde; es müßte einer ein Esel sein, wenn er ein altes Wirtshaus teuer kaufen wollte, während er wohlfeil ein neues errichten könne. Aber die, welche solche Gesetze machen, suchten den Profit für sich. Die einen seien Weinhändler und wollten größern Weinverbrauch; andere möchten gerne selbst Wirte werden, oder hätten Söhne, Tochtermänner, Schwäger u. s. w., die wirten möchten; darum hätten sie ein solches Gesetz gemacht, das gar niemand verlangt habe. Wäre Gerechtigkeit im Lande, so wäre zugleich ein Gesetz gemacht worden, daß keiner von denen, welcher zum Patentsystem gestimmt, lebenslänglich eine Wirtschaft errichten oder ausüben dürfe, und keiner seiner Verwandten während zwanzig Jahren; da hätte man sehen können, ob das Patentsystem auch herausgekommen, ob Vaterlandsliebe oder Privatliebe es aufgerichtet.

Am Ende kamen alle darin überein, es müsse halt alles neu sein, nichts Altes sei mehr gut. Wenn einem etwas Neues in Sinn komme, so brauche er nur recht laut zu brüllen, so meinten die andern, sie müßten auch nache gagge, sie seien sonst die Leidere; und so entstehe ein Gebrüll, daß einem die Ohren surren, und dann ein Gesetz, das niemand gefalle, ob dem es dem Tüfel gruse, und das am Ende niemand gemacht haben wolle, sondern jeder dem andern den Schmutz auf den Ärmel

zu streichen suche. Die Seeländer schrieen hüst, die Oberländer hott und die Oberaargauer hüsthott, und am Ende gehe es hüsthott, d. h. bald hott und bald hüst, bald in den Graben, bald in den Zaun. Wer hott gerufen, wolle nicht schuld sein, daß es in den Graben gegangen; wer hüst gesagt, nehme den Zaun nicht auf sich, und die Hüsthottler behaupteten, sie hätten gradaus gewollt, und wenn sie nicht gewesen wären, so wäre es viel z'übel gegangen. Und, sagten dann meine Bauern, wenn sie Religion hätten, so ginge das nicht so; aber wo keine Religion ist, da geht es halt nicht gut. Ich redete wieder ein und meinte, man könne doch im Großen Rat nicht dFragi aufsagen; sie thäten es im Gemeindrat auch nicht. Ein Gesetz könne nie allen recht sein; man müsse der Zeit erwarten, um mit Grund urteilen zu können, ob es dem Lande Nutzen oder Schaden brächte, und gegen die Religion könne ich nichts darin sehen. „Los, Meiß," sagte einer, „da gib nume lugg, es hilft dr alles nüt, we d' nüt gschiders z'brichte weist, so hör nume-n-uf und gang i ds Bett. Wenn sie Religion hätten, so würden sie nicht so wüst thun, einander nicht so verdächtigen und nicht so eigennützige Dinge machen." Dann ging das alte Disputieren gewöhnlich von neuem an und die alten Sachen wurden wieder aufgewärmt. Hätte einer von denen, über welche sie so schimpften, nur eine Sekunde mit ihnen freundlich, manierlich, mit dem nötigen Takt sich unterhalten können, so würden sie gesagt haben: „Das ist doch e brave Herr; ja, we si all so wäri." Schade, daß des Volkes beste Freunde diese Annäherung oft mutwillig versäumen aus angeborner Steifheit und Pomade. Des Volkes Feinde wissen sich diese Versäumnis zu Nutzen zu machen. Aber Takt bedarf es und Kenntnis des Volkes, damit diese Annäherung den gewünschten Erfolg habe; wer das Volk nicht kennt, schießt grobe Böcke und kann leicht übel wegkommen.

Vierzigstes Kapitel.

Zwei lustige Vögel und wie meine Bauern sie fliegen lehren.

Es traten nämlich eines Sonntags drei Menschen in die Gaststube; die beiden ersten waren gut, doch etwas schlottrig angezogen und hatten ein halbgelehrtes Ansehen. Der eine war schwarzbraun, der andre flachshaarig; der eine trank seinen Wein aus einem Weinglas, der andere aus einem Bierglas. Hinter diesem kam die dritte Figur; ob klein oder groß, schlank oder dick, sage ich nicht. Diese Figur hatte etwas Protektorartiges und doch etwas Unterthäniges, beides so ungefähr halb und halb, und auf dem glattgeriebenen, gedankenschwer aussehensollenden Kopf einen weißen Strohhut und unter demselben einen unter dem Kinn zulaufenden Bart, wie man sie jetzt auch bei vielen Schneidergesellen sieht. Die Arme waren in feines Tuch gesteckt, sahen um die Ellbogen etwas steif aus; Manschetten guckten aus den Ärmeln hervor und wegen den Manschetten steckten die Hände nicht in den Seitentaschen des Rockes, sondern waren in glacierte Handschuhe gesteckt, und führten einen altväterischen Stock, doch nicht mit goldenem Knopf, aber gut verschlungenem langem Bande. Um die Hüfte wäre die Figur gerne schlank gewesen; desto schlanker waren die Beinchen in den angestreckten Hosen und die langen, langen Füße, die selten unter einem Schreibtisch Platz hatten. Sie setzten sich, nachdem sie mit zum Teil bebrillten Augen und die Hände in die Seiten gestemmt, die Anwesenden gemustert und halblaut allerlei geweltschet hatten, an einem Tische nieder und begannen mit den Bauern eine Unterhaltung in einer Sprache, von der man

nicht recht wußte, war es berndeutsch in hochdeutsch verwandelt, oder hochdeutsch in berndeutsch. Einer wollte später behaupten, man rede gerade so ums Schwabenland herum. Der Mann mit dem bedenklichen Gesicht und dem weißen Hut redete nur mit, wenn er den Dolmetsch machen mußte. Sie frugen, wie man zufrieden sei mit der gegenwärtigen Regierung. Meine Bauern, diplomatisch vorsichtig, wie sie waren, zuckten die Achsel und brauchten die gewöhnliche Redensart: man müsse zufrieden sein, daß es nicht noch schlechter ginge; besser könnte es aber auch gehen. Jene lachten auf und sagten, das meinten sie auch, aber kaum schlechter; die neuen Regenten seien gerade wie die alten, sie hätten das Volk vergessen und dächten nur an sich. Man solle nur bedenken, was in der Verfassung versprochen worden und was man gehalten. Das Volk sei unterdrückt, ja, und von Lasten erdrückt. Habe man etwa den Zehnten abgeschafft, wie in der Verfassung versprochen worden und der ehrenfeste und treue W. von U. so bündig auseinandergesetzt aus den Büchern Abrahams? Habe der Staat die Armen übernommen, wie verheißen worden? Hätten sie etwas von den reichen Stadtgütern erhalten, die im Lande zusammengestohlen worden? Von dem allem sei nichts geschehen und werde nichts geschehen, so lange diese Volksverräter an der Spitze stünden; aber die müßten 'runter; es gebe noch andere Leute, die es mit dem Volke besser meinten. — Die Bauern horchten hoch auf; das Ding gefiel ihnen, jeder rechnete schnell nach, wie viel ihm das jährlich ziehen müßte; und daß das alles verheißen sei, zweifelten sie keinen Augenblick, bewiesen jene zwei Volksfreunde es ja mit der Verfassung, die ihnen noch nie so schön und verständlich ausgelegt worden war.

Sie gaben ihren Beifall zu erkennen, doch nur mit halben Worten und ließen einige Aeußerungen laufen gegen einzelne Regenten. Nun war jenen Herren noch mehr angeholfen;

der Weißhaarige kam in neues, größeres Feuer, während der Schwarzbehaarte unvermerkt hinausging. Er rückte den Bauern immer näher; aus dem Bierglase verschwand der Wein immer schneller; er kümmerte sich aber gar nicht darum, welches seine Flasche sei; er schenkte sich ein aus jedem Schoppen, jeder Halbi, welche er fassen konnte; und wenn die Wirtin die Eigentümer fragte, ob sie noch eine geben solle, so sagte der Begeisterte: „Versteht sich!" Er verstieg sich immer höher und erklärte ihnen den eidgenössischen Verfassungsrat, wie die ganze Schweiz eins werden, alle Kantönlein 'runter müßten; dann müsse man die neuen Regenten ausjagen und bessere wählen, wo man sie finde, seien es Griechen oder Türken, Italiener oder Polaken; dann müsse man allen Tyrannen den Garaus machen, Deutschland, das herrliche, frei schlagen und dem verfluchten Frankreich den Krieg erklären. Mit den Augen sahen meine Bauern ihrem Wein nach, wie der verschwand; mit den Ohren hörten sie viele Dinge, die sie nicht verstunden, aber doch von Polaken und Krieg, und von beiden wollten sie nichts. Ihr voriges Zutrauen verschwand. So sehr ihnen der erste Teil gefallen hätte, so sehr mißfiel ihnen der zweite und obendrein besonders die ungenierte Gütergemeinschaft. Einer meinte, der Krieg, der sei ihm gar nicht anständig; er hätte zwei Buben unter den Auszügern, die er lieber daheim hätte als im Krieg, wo sie sterben könnten; und dann sei es noch gar nicht gewiß, daß man gewinne; er kenne die Franzosen, das seien Teufelsbuben. Er sei kein rechter Schweizer, meinte der Redner, ein echter Schweizer gebe ein Dutzend Söhne hin für die gute Sache und frage nicht nach Haus und Gut, wo es sich um die Freiheit handle. Übrigens könne nur ein dummer Kerl am Sieg zweifeln, wo solche Leute an der Spitze seien; der berühmte P. Prediger sei es, der die Proklamationen schreibe, und ein noch berühmterer Land=

wirt, der mit jenem P. Prediger jetzt wie zwei Finger an einer Hand sei, werde den Proviant liefern. Das seien aber auch Patrioten!

Der Proviant mahnte ihn an den Wein und seine Hand haschte schnell nach einer Flasche. „Uhä!“ sagte der Eigentümer und hielt sie oben fest; „we d' Wy treiche wotsch, su heb selber.“ „Verfluchter Bauernlümmel, willst du gehen lassen?“ fuhr der Durstige wild auf und hob die Faust. „Schlach nur zue, du bist o vo dene Donnere eine, wo dLüt usreise, für chönne z'schmarotze; me sott ech z'tod schla wie dFleuge“. „Was, du Hund, du gönnst mir den Tropfen Wein nicht, du Esel, weißt gar nicht, was Freiheit ist!“ Aber sie hatten nun genug Esel, Hund, Lümmel gehört; eine Menge Ehrentitel gaben sie ihm zurück und schoben ihn der Thür zu, wie wild er sich gebärden und um sich schlagen mochte. So wie man an dieselbe kam und die Wirtin dienstfertig öffnete, kam durch den Gang her ein anderer arger Lärm. Der zweite Herr, der aus dem Spitzglase getrunken hatte, wehrte sich, so gut er konnte, gegen drei Mägde mit Besen und Scheitern, die wütend auf ihn zuschlugen und ihm alle Schande sagten. Während der eine in der Stube die Bauern und ihren Wein bearbeitete, war der andere den Mädchen nachgeschlichen, besonders dem ältesten Kind im Hause, hatte Unziemliches versucht und wurde trotz seiner begütigenden Gebärden durch das Weibervolk selbst gezüchtigt. Die beiden Gesellen wurden zuerst einander in die Arme und dann zum Hause hinausgeworfen. Der dritte Herr wollte seine Gefährten schützen; allein mit seinen Handschuhen, Manschetten und dem schönen Stock und den ebenrecht gekrümmten Ellbogen hatte er so viel zu thun, hatte solche Mohren, seinen Rock durch Berührung mit dem Halblein zu verschaben, daß er nicht zum thätlichen Treffen kommen konnte. Desto lauter wollte er seine Stimme erschallen

lassen, aber er brachte sie nie in den rechten Kommandoton, höchstens zu dem Gekreisch, zu dem ein Schreiber sich steigern kann, wenn er einen Kopisten ausschimpfen will. Nur einzelne seiner Worte drangen vernehmbar durch das Getümmel, als: „Lümmel! Ich! Sekretär! Grobian! Präsident! Schlechte Wirtschaft! Departement! Verklagen! Pack!“ Diese Worte imponierten aber nicht; er wurde mitgestoßen, und unter der Hausthüre erhielt er einen Stoß von unsichtbarer Hand, daß er mit seinen unsicheren Beinen die Treppe hinunter und sein weißer Hut auf einen Misthaufen flog.

Vor dem Hause belferten die beiden Ersten gräßlich von Schweinhunden und in Verschiß thun, und es war mir, als ob sie auch mit dem berühmten Brönz-Ludi, der, wenn er alles bekäme, was er nicht hat, alles in der Welt hätte, und der, wenn man den Zehnten nehmen würde von den Löchern in den Hemden und von den Plätzen auf den Hosen, der natürliche Verfechter der Zehntaufhebung sein müßte — es war mir, als ob sie mit diesem Gewaltsmann drohten und seinem Gewaltshaufen den auserlesenen Stadtburgern von B., die an der Trappeten wohnen und in der Kreuzgasse und in andern vornehmen Quartieren, und sonstigem Gesindel. Unterdessen hatte der Dritte mit grimmiger Wehmut seinen weißen Hut betrachtet und die braunen Flecken daran. Er hätte sie gerne abgewischt, aber er wußte nicht mit was, mit dem Ärmel, mit dem Schnupftuch? Ach, Tinte und Faß! wo blieb dann der mühselig errungene Wohlgeruch? Grimmig und verlegen versuchte er es mit Nußbaumblättern. Da gab es grüne Flecken statt der braunen und noch einmal so große; da entwand sich seiner geschnürten Brust ein mächtiger Wehlaut und dieser Wehlaut tönte wie: „Sauferls! Regierungsrat! Morndrige Sitzung! Kühdreck! Staatsperson! Lumpenpack!“ Das verstund einer und

antwortete mit Schnuder- und Hudelbuben, und ein zweiter hetzte seinen großen Rämihund auf sie; da gaben sie Fersengeld und man sah sie nicht wieder. Das seien ihm Donnersbuben, meinte ein alter, dicker Bauer, der auch Hand angelegt und ob der ungewohnten Anstrengung schier nicht schnupen konnte. Die hätten doch anfangs so schön thun können, daß man ihnen alles glauben müssen; es sei aber recht gut, daß sie gezeigt, wer sie eigentlich seien, wie es in der Bible heiße; Wölfe in Schafkleidern, die hätten die Kräuel zu früh hervorgelassen, sonst hätten sie einen noch können verführen. Seiner Lebtag wolle er solchen Hudelbuben nicht mehr glauben, von denen man nicht wüßte, woher sie kämen und wer sie wären und ob sie etwas hätten. Das sei denen nur darum zu thun, die Leute hinter einander zu reisen und währenddem gingen sie einem hinter den Wein und hinter d'Meitscheni und am Ende hinter alles, was man hätte. Er könne nicht begreifen, wie witzigere Leute ganz gleich reden wie die und gemeine Sache mit ihnen machen. Dahinter müsse etwas stecken, das er nicht begreife. „Bei dem allem ist es aber schade, daß es nicht so kömmt wie sie im Anfang versprachen", fiel einer ein; „ich habe mich schon gefreut und wollte daraufhin meiner Alten eine Halbe vom Bessern heimbringen, jetzt kann sie warten; wenn ich keine Zehnten und Tellen mehr zahlen müßte, so brächte es mir wenigstens 150 Kronen jährlich und wenn wir noch teilen könnten, vielleicht ein paar tausend Pfund." „Du Narr, glaubst du, das Teilen käme an uns?" polterte einer. „Hast du gesehen, wie die teilen? Hat er dir deine Halbe nicht fast allein ausgesoffen? Du kriegtest nicht nur nichts, sondern müßtest noch geben, was du hast, und deine Buben in Krieg schicken, und deine Meitscheni wären auch niene sicher. Wenn mehr so einer kömmt, so wollen wir ihm grad von Anfang, ehe er uns die

Gringe groß und das Maul wässerig gemacht hat, das seine schoppen, daß er das Reden vergißt." „Aber," sagte eine ängstliche Seele, „der Hoffärtigste scheint ein Herr von der Regierig zu sein oder ist Schreiber, der könnte uns wüste Ungelegenheit machen, oder es uns eintreiben, wenn er obenan käme oder gar unser Regierungs-Statthalter würde." Sie sollten nur nicht Kummer haben," sagte der seither eingetretene Landjäger, ein alter Veteran. Das sei nur so ein Sekretari gewesen, der nicht viel zu bedeuten hätte, wie breit er sich auch mache; der werde in Bern kaum ein Wort davon sagen. Und weit bringe es ein solcher Sekretari selten, wenn sie schon thäten, als ob sie die Flöhe husten hörten und das Gras wachsen sehen. Sie könnten nur in die Feder fassen, was andere ersinnen, und Tabellen machen. Gewöhnlich wüßten sie aber nicht einmal, was in diesen Tabellen sei, geschweige das, was außerhalb derselben wäre. Daher könnten sie nichts weniger als regieren (regieren heißt aber nicht regentelen), was man an den Wenigen sehe, die es zu Regenten gebracht. Wenn sie aus ihren Tabellen unter die Leute kämen, so thäten sie wie 80jährige Großmütter, die mit Stögelischuhen auf dem Eise spazieren wollten.

„Nein," sagte der Landjäger, „vor dem habt keinen Kummer; der wird niemandem bös oder gut Wetter machen, als höchstens seinen Kopisten, wenn er schreibt wie ein Huhn und dann mit ihnen aufbegehrt wie ein Kothähneli."

Nach diesem Troste wurde noch ein halber Schoppen mehr zu Gemüte gefaßt und dann fröhlich heimmarschiert, um den Weibern die vollbrachten Heldenthaten zu verkünden, und was so ein Sekretari für eine himmelschreiende Kreatur sei.

Einundvierzigstes Kapitel.

Von vielen wüsten Vögeln und ihrem wüsten Treiben.

Jede bewegte Zeit zeuget eine Masse von Spekulanten, welche die Bewegung auszubeuten, im Trüben zu fischen suchen. Diese Spekulanten fordern so lange die Umwälzung, bis dieselbe ihnen in die Hand geworfen, was ihr Herz begehrt, oder ihre Person obenauf gestellt. Sie angeln nach der Menge mit Schmähungen der Vergangenheit und Gegenwart, mit Verheißungen für die Zukunft. Gutmütige Schwindler unterstützen sie mit schönen Redensarten, und, fremde Verhältnisse halb, halb unsere Verhältnisse, und etwas weniger als halb den Gang der Dinge kennend, sind sie in ihrem poetischen Ungestüm der Spekulanten blinde Werkzeuge. Die Zeiten müssen sich läutern wie die Luft, und wie nach Gewitterregen Würmer und rote Schnecken sich lustig machen, so nach den Gewitterstürmen der Zeit die Spekulanten; sie scheinen dem Frühling jeder neuen Zeit notwendig wie die fatalen Käfer jedem ordinären Frühling. Und die blinde, aber lüsterne Menge hängt sich scharenweis an ihre Angel, wie der Angler in gewitterhafter Zeit auch die meisten Fische fängt. Diese spekulativen Angler werfen ihre Angel aus in alle Bächlein, in alle in der Zeit bestehenden Institutionen, in Staat und Kirche. Solche Angler in den Staatsgewässern habe ich im vorigen Kapitel dargestellt; Angler, die auch in der Kirche fischen wollen, stellt das begonnene Kapitel auf. Ich weiß, unsere bürgerlichen Zustände bedürfen der Läuterung; ich weiß aber auch, daß unsere kirchlichen eben so gut der Läuterung bedürfen.

Aber wie jene Spekulanten im Staat uns durch Anarchie zur Despotie führen, so die Spekulanten in der Kirche durch sogenannte Glaubensfreiheit zum furchtbarsten Glaubenszwang nicht nur, nicht nur zu argem Judentum, sondern geradezu in die Arme des jungen Deutschlands, das die Herrschaft des Fleisches predigt. Also noch einmal, ich erkenne das Mangelhafte in der Kirche an; aber wenn ich Platz hätte, so wollte ich beweisen, daß der bedeutendste Teil dieses Mangelbaren von dem früheren Bestreben des Staates kam, die Kirche zur Staatsmagd zu machen, und wollte beweisen, daß das Zögern der Verbesserung daher komme, weil viele Heutige die Kirche wie ein Aas behandeln, und nicht einmal wie eine Magd, und alle Krähen und Hunde auf sie hetzen, an welcher Behandlung sie aber hoffentlich Kraft und Mut wieder finden wird. Wenn ich also das Folgende schreibe, so rede ich damit nicht gegen das religiöse Erwachen der Menschen, gegen das Sammeln um das heilige Wort, sondern gegen die geistlichen Spekulanten, gegen die kirchlichen Demagogen, und teilweise auch gegen die gutmütigen Schwindler, die Werkzeuge der ersten, die alles Bestehende besudeln, alle Menschen verdammen, gestorbene und lebendige, die nicht zu ihnen gehören, den Ihren die Seligkeit versprechen nnd die giftige Lehre verbreiten, daß die Ihren mit dem Fleische gar nicht mehr sündigen könnten, das Fleisch seinen Gelüsten frönen könne, ohne daß es des Geist etwas angehe.

Gegen dieses Treiben rede ich, das so viele Menschen anzieht, weil es viel leichter ist, selig gesprochen zu werden, als nach der Seligkeit zu streben und zu ringen, viel leichter ist, andere zu verdammen, als sich selbst zu richten, damit man nicht gerichtet werde. Gegen dieses Treiben, das auf gleiche Weise wie das demagogische im Staate die Menschen sittlich und ökonomisch zu Grunde richtet; gegen dieses Treiben, das

von einer gewissen Seite, welche das Christentum haßt, wie ein ungezogener Bube seinen Lehrer, begünstigt wird in der eitlen Hoffnung, daß der Spruch in Erfüllung gehe: Ein Reich, das unter sich uneinig sei, zerfalle. Die Feinde gehören aber nicht zum Reiche, und um dieses zu zeigen, thut es not, daß man ohne Furcht uud ohne Erbarmen ihnen die Larve abreiße von den Bocks- oder Eselsgesichtern.

Solche Leute erschienen auch in unserer Gegend, überhaupt im ganzen Lande. Sie predigten Buße und Bekehrung auf eigene Weise, verdammten das Bisherige und jeder von ihnen sprach: „Ich bin der Weg und das Leben; wer meine Stimme höret, wird selig werden; wer mich aber verleugnet vor der Welt, den werde ich auch verleugnen vor meinem Vater, der im Himmel ist.“ Und an die Brust schlug jeder, deutete auf sich selbst und sprach: „Amen, ich sage euch, ich bin die Thüre zu den Schafen; alle, wie viele vor mir kommen sind, die sind Diebe und Mörder. Aber die Schafe haben ihnen nicht gehorchet. Ich bin die Thüre; so jemand durch mich eingehet, der wird selig werden, und wird ein- und ausgehen und Weide finden.“ Sie hatten einen Schein der Gottseligkeit, und schlichen in die Häuser, die Weiblein gefangen zu führen, die mit Sünden häufig beladen sind, und durch mancherlei Lüste getrieben werden. Man sah sie eben nicht Christo dienen mit ihrem eigenliebenden, geizigen, ruhmrätigen, hoffärtigen, schmähsüchtigen, unversöhnlich wilden Wesen, sondern ihrem Bauche; aber durch süße Worte und Schmeichelrede betrogen sie die Herzen der Einfältigen. Sie machten sich selbst groß und vernichtigten die andern und sprachen: „Wir danken dir, Gott, daß wir nicht sind wie die andern Leute.“ Sie machten großen Eindruck auf die einfältige Menge, weil sie mit gar großer Kraft und Bestimmtheit selig priesen, Seligkeit verhießen, und wieder ver-

dammten und in die Hölle schickten. Sie machten es gleich wie Jesuiten bei den Protestanten. Verkappt in allerlei Gestalten, und unter protestantischem Äußern machten diese vornehmen Sündern die Hölle recht heiß. Und wenn mit heißen Schritten die Verzweiflung ins Herz zog, wiesen sie auf ihre Gemeinschaft, die katholische Kirche hin, die Vergebung für sie hätte. Sie wußten mit einem geheimnißvollen zauberischen Schein sich zu umgeben, der wirket, wie der Blick der giftigen Klapperschlange. Es hieß nämlich bald von ihnen, wer sie nur einmal höre, wer ihnen nur die Hand gebe, der sei der ihre, und könnte nicht mehr von ihnen lassen. Sie pflanzten den Glauben, der den schwachen Menschen so wohl thut, daß, wer ihnen angehöre, mehr sei als der andere. Wie gerne ist das arme Menschenkind vornehm, thut vornehm, sieht auf andere herab, und hat hochmütig keine Gemeinschaft mit denen, welche es gemeiner glaubt. Tausende hatten kein Geld, vornehm zu thun, und tausende hatten das wenige Geld, welches sie besaßen, mit Vornehmthun verthan, und waren wieder gemein geworden. Ach, wie that ihnen das weh! Nun kamen die und lehrten, wie man wohlfeil vornehm sein, wie man wohlfeil zu dem Vorrecht kommen könne, sich von andern abzusondern, und hochmütig auf die große Menge, auf Große und Reiche, herabzusehen. Haltet euch zu uns, sprachen sie, so seid ihr mehr als alle andern, dürft nicht mehr Gemeinschaft haben mit ihnen, nicht mehr an gleichem Tische das heilige Abendmahl genießen; sonst entwürdiget ihr euch, macht euch gemein vor Gott. Ihr seid die Auserwählten Gottes; steht nicht geschrieben: Viele sind berufen, wenige sind auserwählt; seid ihr nicht die wenigen, müßt ihr also sonnenklar nicht auch die Auserwählten sein? — Ach, wie das manchem Weiblein und Männlein so wohl that, die alle Hoffnung aufgegeben hatten, einmal vornehm zu sein und

andere verachten zu können. Neidisch auf alle Menschen waren sie bis dahin gewesen; nun konnten sie hochmütig auf alle werden, und es kostete sie nichts! Waren das nicht Heilande, die ihnen zu diesem Glücke verhalfen, ohne Opfer des Herzens zu fordern, sondern bloß Spenden aus Sack und Kämi? Sie forderten zwar nichts für sich; aber sie aßen so traulich mit ihnen lieber Hammen als Erdäpfel, und tranken so schön lieber Wälschen mit süßem Thee, als Seeländer mit Wasser. Eine Büchse führten sie zwar mit sich, und jeder mußte etwas darein thun nach Belieben; doch wer nicht drei Batzen hineinlegte, hatte den rechten Glauben nicht. Aber das Geld in der Büchse war nicht für sie; doch nahmen sie es mit sich, und niemand hat es weiter gesehen. Es soll der Wirt von St. N. einen Begriff davon erhalten haben. Und von den Leuten forderten sie für Gott gar nichts, und ebneten ihnen den Weg doch so kräftig. Allerdings der Durchbruch war schwer und kostete manche Thräne, manche Hamme, manchen Seufzer, und manchmal drei Batzen, viel Mundgeschrei und manche Kanne Thee. War das aber einmal überstanden, dann gaben sie jedem das Bewußtsein, daß er selig sei, und mit jeder Hamme eine Stufe seliger, und gaben ihm die Gewißheit, daß er gar nicht mehr sündigen könne, und alles, was das Fleisch thue, ihn nichts angehe, und Gott denen nicht anrechne, die im Geiste lebten und drei Batzen in die Büchse thäten. Und zum Zeichen, daß es also sei, gingen sie voran mit ihrem Beispiele, schlugen sich um die Bekehrung sehnsüchtiger Mädchen und inbrünstiger Weiber, sättigten sie mit Bruderliebe, und achteten des Fleisches nicht, und doch blieb der Geist auf ihnen und die Weiber und Mädchen bei ihnen.

Dies war der eigentliche Heerhaufen, dessen Glieder freilich verschiedene Namen führten, aber eines Herzens und eines

Sinnes waren, wie man merken konnte. Wie der Heiland hatten sie aber auch ihre Vorläufer, den Weg ihnen zu bereiten. Die kamen in Schafskleidern und thaten gar ehrbar; sie redeten nicht recht deutsch heraus, gaben aber manches zu merken, lästerten nicht hauptsächlich, sondern nur nebenbei, sonderten sich nicht vornehm ab, warfen aber doch hochmütige Blicke um sich herum, machten den Leuten angst und bange, daß sie verhürschet wurden im Gemüte, und begierig nach den Nachkommenden, die ihnen aus ihrem Elende wohlfeil helfen konnten; sie machten das so gut, als ob sie eben bei den Jesuiten in der Lehre gewesen wären. Sie thaten auch als die von Gott Berufenen, und setzten sich auch gerne an die Tische, auf denen Gutes zu essen und zu trinken war. Je besser man ihnen aufwartete, und je mehr geschenktes Fleisch in ihrer Hele hing, für desto kräftiger hielten sie den Geist, den sie empfangen. Sie gaben ihn auch umsonst, nahmen aber doch je mehr je lieber.

Viele aus diesen letztern wußten nicht, daß andere nachkämen; die Anführer hatten ihnen ihren geheimen Kampfplan nicht mitgeteilt, ja die geheimen Obern kannten sie nicht. Wer kennt sie übrigens? Die freuten sich nun den lieben langen Sommer durch auf alle Schweine und Kühe, die gemästet und gemolken, auf alle Eier, die gelegt wurden in allen Häusern, welche sie erobert hatten. Wenn dann die andern anrückten, ehe gemetzget war (und sie haben eine feine Nase) und sich hinsetzten unter die Würste und Säubrägel, und die Kuttentäschen weit aufmachten, und jene armen Vorläufer von all der Herrlichkeit nichts hatten, als den Vorgeschmack und die voreilige Freude, wenn niemand sie einlud, und von dorther niemand kam mit etwas unter der Scheube, wie jammervolle Gesichter machten sie, wie kauten sie an den Nägeln, statt an

den Würsten, und muckelten unter der Hand über Eingedrungene in ihren Schweinestall! Manche wollten aufbegehren und Streit anfangen über die abhanden gekommenen Seelen und Würste; aber von ihrem Oberhaupt wurde ihnen verdeutet, sie hätten stillzuschweigen und gegen diese, gegen die Nachgekommenen, mit aller brüderlichen und schwägerlichen Liebe sich zu benehmen, und nun andere Häuser zu suchen, in denen auch etwas sei, Seelen, Schweine, und wenn am Ende auch nur Geißen. So läßt man auch (nicht zusammengezählt mit Respekt) einen Jagdhund den aufgestochenen und geschossenen Hasen nicht fressen; er sticht sonst selbigen Tages keinen andern mehr auf.

Manche unter den letzten jedoch sind redlichen Gemütes, suchen nicht ihre Ehre allein, suchen nicht bloß fette Schweine, sondern sündige Seelen; aber sie wissen nicht zu prüfen, was sie sagen, haben ihre Kräfte nicht gemessen, ob sie der Aufgabe, zu der niemand sie berufen, gewachsen seien. Diese, welche wähnten, vom Geist der Gnaden erfüllt zu sein, werden meist, wenn der Vater den Geist der Verblendung, mit dem sie erfüllt sind, von ihnen nimmt, Buße thun im Sack und in der Asche, werden an die Brust schlagen und wehklagen: Vater im Himmel, fordere die zerrütteten Seelen nicht aus unserer Hand, nicht die zerfallenen Haushaltungen, nicht die verwahrlosten Kinder! Vater, Vater, da wir glaubten, wir stünden, sind wir gefallen Berge tief, und unsere Sünden sind groß geworden bis an den Himmel, Höllenschmerzen nagen an unsern Seelen; Vater, gieb uns Trost, gieb uns einen Liebesblick, sonst vergehen wir in unaussprechlichem Jammer, mit dem wir büßen müssen, dem Jammer, den wir anderen gebracht. Vater, deine Gerichte sind gerecht; wir leiden, was wir andere leiden ließen; aber kürze sie ab diese Gerichte, laß Gnade ergehen über uns erwachte Sünder! Wohl dem, der einst noch so beten

kann; der Vater hat noch immer das gleiche Herz, mit dem er den demütig gewordenen verlorenen Sohn empfangen; und es haben welche schon so gebetet, als sie sahen, was sie angerichtet, und wie die von ihnen verführten Menschen haltlos herum irrten, die Beute jeder neuen Verführung, und wie sie selbst nicht Kraft, nicht Geist hätten, ihre Herde zusammen zu halten. Es haben welche ihr Gebet öffentlich bekannt gemacht; andere aber schämten sich dessen vor der Welt, sie wollten sich wieder zurückziehen in die Kirche, wollten ihren Rückzug nicht bekannt machen wie ihren Austritt, wollten ihre Fehler nicht bekennen, die von ihnen Verführten auf dem falschen Wege lassen. Ist das wahrhaft christlich? In der Gemeinde, in der ich war, hatten immer einige Haushaltungen sich gemeinsam erbauet, waren jeweilen des Sonntags zusammengekommen, um etwas mit einander zu singen, eine Stelle aus der Schrift oder dem Heidelberger sich erklären zu lassen; aber neu war das, was nun kommen sollte. (Dieses echt christliche Versammeln von Freunden und Verwandten zur gegenseitigen Erbauung, zur Eröffnung der innern Zustände, alles ohne Heuchelei, sondern in wahrer, treuherziger Frömmigkeit, verdient alle Ehrfurcht, und wäre ein tiefes Bedürfnis für unsere flache Zeit.) Es kam sehr langsam, schlich von Dorf zu Dorf, machte hie und da wunderbare Sprünge über mehrere, und erschien plötzlich unerwartet in einer Gemeinde. Ängstlich frug man sich: Wie weit sind sie, wo sind sie? Und mit Ärger und Angst erfuhr man, wenn die Seuche um eine Station näher gekommen war. Ich kann mir vorstellen, es sei gerade so gegangen wie mit der Cholera, sowohl die Annäherung, als die Erwartung. Wie die Cholera langsam schleicht, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, und wieder Sprünge macht, und auf einmal in einem Dorfe, in einem Haus auftaucht, wo man es am

wenigsten erwartet; und wie die Bewohner der Umgegend bebend das Ungeheuer nähern sehen, und alle Morgen vor allem sich fragen: „Hesch nüt ghört, wo isch si jetz?“ und bleich werden, wenn sie einen Schritt vorwärts gethan — fast gleich ging es mit der Sektenseuche.

Man begann immer häufiger von ihren Versammlungen, vorgefallenen Geschichten und den Menschen, die daran teilnahmen, zu erzählen. Von den letztern wußte man nichts zu rühmen. Einer derselben schlug seine Frau alle Tage und predigte selbst, so oft man ihn hören wollte, vernachlässigte nebenbei sein Geschäft, sein Hauswesen, und kläpfte eben allemal seine Frau, wenn sie daran mahnte, wie gut sie es ehedem gehabt gegen jetzt. Ein anderer prügelte die seine nur alle Wochen, aber mit besonderem Nachdruck, als sie nicht glauben wollte, daß sie der verlorne Sohn sei, weil sie nicht ein Sohn sein könne, da sie ja ein Weib sei. Sie glaubte es erst, als zwei Zähne eingeschlagen waren. Wahrscheinlich erhielt sie auch wieder Schläge, als sie mit dem Prediger, der ein Schreiner war, nicht in den benachbarten Wald spazieren gehen wollte. Der Mann selbst war von solchen Spaziergängen ein besonderer Freund. Man erzählt sich, wie einem Manne angekündigt worden, in der nächsten Nacht werde ein Engel seine Frau besuchen; er dürfe aber nicht zu Hause sein. Der gute Mann glaubte es, ging und das Wesen kam und seine Frau hatte große Freude daran. Man glaubt aber allgemein, der Engel habe ordentliches Fleisch und Bein gehabt. Einem andern Schuhmacher sei wegen andauernder Sündhaftigkeit das Abendmahl verweigert worden; derselbe habe sich darüber gar bitterlich beschwert, daß man dessen Genuß der und der und der, und die mit ihm akkurat in gleicher Sünde seien, gestatte; das gehe gar parteiisch zu, soll er geklagt haben. Eltern vermißten spät ihre Tochter und die Magd;

sie fanden sie nach Mitternacht in Verzückung vor einem Lehrer auf den Knieen liegen. Einer Mutter, welche sorgfältiger Abwart bedurfte, soll die Tochter fortgelaufen und von dem zürnenden Bruder Stunden weit weg aufgefunden worden sein, aber sich weigernd heimzukehren, weil es heiße, man solle um seinetwillen Vater und Mutter verlassen und die Toten ihre Toten begraben lassen. Zu Hause schmachtete die Mutter hülflos; freudenvoll saß die Tochter zwischen den Knieen der neuen Heiligen.

Ein armes Mädchen hatte nur zehn Kreuzer in die Büchse zu thun; man zweifelte an der Tüchtigkeit seines Glaubens; verzweifelnd hängte es sich, konnte aber doch noch zu rechter Zeit abgeschnitten werden. Einer Magd wurde von ihrem Meister die Wahl gelassen, entweder die Kirche nicht zu besuchen, oder den Dienst zu verlassen; endlich erlaubten ihr die Lehrer, alle Monate einmal hinzugehen, wenn sie glaube, in Monatsfrist diese Sünde abbeten zu können. Zu den Kranken und Sterbenden drängten sie sich unberufen, die Vorläufer und die Nachläufer. Der ersten einer ließ aus der Stube einer wassersüchtigen Frau, die als brave Hausmutter bekannt war, alle herausgehen. Nun donnerte er auf die gute Frau los all sein geistlich Wurfgeschütz, behauptete, sie leide um ihrer Sünden willen solche Pein; und als sie meinte, sie hätte doch nicht schlimmer gelebt als andere, meinte er, sie müsse geheime Sünden begangen haben, sonst würde der Herr seinen Zorn nicht so hart über sie auslassen. Nun setzte der geistliche Scharfrichter ihr mit aller Brutalität zu, sie solle ihm ihre geheimen Sünden bekennen. „Aber Herr Jeses, i weiß nüt!“ „Das ist gerade das Zeichen, daß du noch verstockt bist“ u. . w. Aus diesen geistlichen Martern, in welchen die arme Frau den Atem fast verlor, erlösten sie endlich die Ihrigen, welche an der

Thüre gehorcht und über den frechen evangelischen Kirchenvater sich satt geärgert hatten. An einem andern Orte kamen drei auf einmal zu einem Sterbenden, setzten sich an sein Bett und sprachen: er sei verdammt, wenn er ihnen nicht auf der Stelle seine Sünden bekenne; thue er dieses, so hätten sie die Macht, dieselben ihm zu vergeben. Der Sterbende konnte schon nichts mehr reden, konnte sich nur gegen die Wand und ihnen den Rücken zudrehen; seine Frau durfte ihn nicht verlassen, um Hülfe zu holen gegen diese geistlichen Unholde; so mußte er sich vor seinem Tode stundenlang mit Unsinn und Roheit foltern lassen, hatte kein ruhig Sterbestündlein, konnte in seinem Kämmerlein nicht ruhig beten zu seinem Gott.

Solche Geschichten kamen alle Tage neue. Einmal kam der Arzt ins Wirtshaus ganz krebsrot, warf den Hut weg und ließ für sich manchen Fluch über die Zähne gehen. Endlich erzählte er: „Da oben am Berge habe er eine Kranke, aber die geistlichen D. Spitzbuben gruppe geng uf-ere, bis sie sie getötet hätten; er könne nichts machen und doch sei es schade um's Meitschi.“ Er erzählte weiters, das sei das lustigste Meitschi gewesen weit und breit und singen hätte es gekonnt wie ein Nachtigall. Während es in die Unterweisung ging, hätte die verfl.... Geistlichkeit, die besondern Appetit zu haben scheine nach frischem jungem Fleische, sich an dasselbe gehängt, und besonders der schlechte Schreinergesell, der so gerne spazieren gehe, sei mit ihm gegangen, und wie weit, wisse man nicht. Als die Zeit genaht, wo es das Abendmahl empfangen sollte, seien sie mit aller Wut in das Mädchen gedrungen, daß es dasselbe nicht von seinem Pfarrer empfange, sonst sei es ewig verdammt. Als es nicht gehorchen wollte, wurde ihm ein Brief geschrieben, angefüllt mit allen Flüchen und Verwünschungen, wenn es sich nicht wolle abwendig machen lassen. Das

Kind blieb trotz aller dieser Anfechtungen standhaft und genoß das Abendmahl mit andern ehrlichen Christen und trat darauf in Dienst. Begreiflich hatte aber der ganze Vorgang auf sein Gemüt gewirkt, hatte in dem ohnehin lebhaften Kinde heftige Kämpfe erzeugt; diese trafen in eine Entwicklungsperiode der weiblichen Natur und das Mädchen wurde von gewaltigen Krämpfen befallen, mußte den Dienst verlassen und nach Hause zurückkehren. Sogleich sei die geistliche Schar über dasselbe hergefallen mit Beten und Fluchen. Vom Teufel besessen sei es, schrie man ihm zu, ewig verdammt; es leide, was es verdiene, um seiner Verstockung willen; und dann fielen sie alle auf die Kniee, sieben, achte mit einander, und schrieen, was sie vorbringen mochten. Natürlich kriege das Mädchen seine Krämpfe auf die fürchterlichste Weise und schreie, daß man es weit unten im Dorfe höre, und jene D..... Kühe frohlockten dann und meinten, das sei der Teufel, der so schreie, durch ihr Beten geängstigt. So könne und dürfe er das Mädchen nicht lassen, sonst sterbe es ihm die ersten Tage; es nähm ne aber nume es D. Wunder, ob me de hützutag alles müeß gscheh lah und ob me die D. alles müeß lah mache. Nun erzählte er eine Geschichte nach der andern, wie er hier und dort erst hätte heilen können, nachdem er ein halb Dutzend Weiber mit ihren Höllenbüchern in den Händen fortgejagt, wie aber im gleichen Dorfe ein anderes sonst munteres Mädchen verzückt und verrückt im Bette läge, statt zu arbeiten, und Gesichter sehe, wie die Somnambüle. Diese Geschichten faßten besonders die Weiber auf und schrieen empört darüber und meinten, es düech se, we si das nume einisch gseh und ghöre chönnti. Es ist ein eigener Geist des Widerspruchs im Weibe, welcher dasselbe gerade zu dem treibt, welches es nicht will; ein Geist der Neugierde, der alles selbst sehen, selbst erfahren möchte, selbst die wüsteste Sache, nur um recht

zu wissen, was sie sei, gerade wie das Weib, das im Fröschenweiher herumpfoselte. Ihr wißt, was man sagt, wie der Teufel zu Zeiten gut höre, und wenn er zuweilen nur den leisesten Wunsch, ihn zu sehen, vermerke, er leibhaftig vor einem stehe. Daher sagte man auch, man dürfe den Teufel nicht an die Wand malen, wenn man ihn nicht selbst haben wolle. Alle Regimenter haben Werber, das junge Deutschland seine Propaganda, das gleiche findet bei den Evangelisten, Separatisten, Stündelern u. s. w. statt. Wohl laufen auch die Lehrer selbst von Haus zu Haus und laden die Leute förmlich ein, hiehin und dorthin, und man weiß ja, wie ungern ein Weib eine Einladung ausschlägt. Aber sie sind doch nicht die eigentlichen Werber dieser Banden, sondern diese sind die Weiber selbst. Weiber aller Art bilden den größten Teil dieser Versammlungen, junge und alte, ledige und verheiratete bunt durcheinander. Jedes Weib hat eine Freundin, eine Base, eine Gevatterin an den angrenzenden Orten, wohin das Treiben noch nicht gedrungen. So ein geistliches Weib oder Meitschi legt nun Strümpfe und eine saubere Scheube an und marschiert bei seiner Freundin oder Bekannten auf: „Los, Bäbi, du mueßt notti cho, chum ume-n-einisch; du chast geng mache, wie d' witt, we's dr nit gfallt.“ Bäbi wehrt sich, sagt, es habe keine Lust dazu, es müsse daheim bei seinen Kindern bleiben, und wenn es der Mann vernähme, so ginge es viel zu wüst; es glaube, er würde es prügeln. Die geistliche Freundin widerlegt die Einwürfe, meint, man brauche es dem Mann nicht zu sagen; Bäbi wehrt sich noch immer, aber es frägt doch dies und das, die Freundin weiß auf alles gar gut Bescheid, und die Unterredung endet mit einer Verabredung und das gute Bäbi ist gefangen wie eine Fliege in einer Spinnhubbele.

Bäbi geht also erst weiter an andere Orte und lügt dem Mann immer mehr vor, je geistlicher es wird. Es macht geistliche Bekanntschaften, erhält verstohlene Besuche, wenn der Mann abwesend ist; es hat Bekannte und Freundinnen, die sucht es auch mitzuziehen; wo mehrere Weiber sind, finden sich endlich auch ein oder mehrere Männer dazu aus besondern Gründen, und wohl auch einer, der unter dem Pantoffel der geistlich gewordenen Frau steht. Man mag nicht immer weit hinlaufen und möchte auch der Ehre teilhaftig werden, die Versammlungen in der Nähe zu haben; die fernern, bei aller Geistlichkeit, treten den neuen auch gerne zuweilen die Last der geistlichen Einquartierung ab; und die Prediger gehen auch gerne weiter, wo noch unangegriffene Vorräte sind, wie die Heuschrecken auch weiter ziehen, wenn sie alle Blätter von einem Baume abgefressen haben. Dann sieht man an einem schönen Abend, mit einbrechender Dunkelheit, Leute aus allen Ecken einem Hause zuströmen; man weiß nicht, was das zu bedeuten hat. Es brennt nicht, es ist keine Leiche im Hause; nein, es ist eine Versammlung. Die Cholera ist da!

So kam sie auch zu uns, nachdem man schon lange davon geredet, davor sich gefürchtet hatte. Nun erst begann man davon zu reden, fast jeden Abend im Wirtshause. Man wußte jeden Abend etwas neues, wußte, der gehe auch und die gehe. Man zergliederte die Leute und konnte nicht begreifen, wie die dazu kämen, wenn die Sache wirklich geistlich sei, wie man vorgebe; man wollte auch an diesen Leuten keine Aenderung in ihrem sonstigen Treiben bemerken, nichts als einen stinkenden Hochmut, den sie an den Tag legten und wachsende Unthätigkeit. Man machte Pläne, was man thun wollte, wenn ein Hausgenosse gefangen werden sollte, und die Männer redeten hoch auf, wenn ihre Weiber von den bösen Gelüsten sich anwandeln

ließen. Man redete ab, hinzugehen, und kam bald wieder, erzählend von dem Unsinn, der da gesprochen wurde, wie immer das Gleiche wiederholt werde, wie der Lehrer, wenn er stecken bleibe, die Hand vor die Stirne halte und sage, der Böse habe ihm den Geist weggenommen, und endlich nach einer Weile, wenn er sich besonnen, spreche, jetzt sei der Geist wieder da. Wie man den Leuten angst mache, sie versichere, bis dahin in des Teufels Krallen gewesen zu sein, verführt von den Baalspfaffen; wie die Kirchen nur des Teufels Steinhaufen seien, ein Versammlungsort der Sünder, und wer hingehe, der Sünden aller andern teilhaftig werde; wer aber das Vergangene und die Gemeinschaft mit den Sündern abbete und zu ihnen komme, der habe das ewige Leben, der sei selig, der gehöre dem Heiland an. Und sie erzählten, wie die Leute geweint und geschluchzt und dann froh geworden und wie sie dem Lehrer die Hände gegeben und wie andere aufgestanden und Zeugnis abgelegt hätten von der Trefflichkeit und Richtigkeit der Rede des Bruders, und wie sie wieder die Welt verdammt und sich gerühmt hätten, daß es fry gstunke; ja, wie einige gar versichern, sie hätten für an der Seligkeit, und wenn sie nur jemand wüßten, so wollten sie ihm ihren Überschuß abtreten.

Man wollte mich auch bereden, einmal hinzugehen, allein es widerte mich an; um des Gespötts willen mochte ich nicht gehen, expreß um mich zu ärgern auch nicht und erbauen konnte ich mich nicht; überdem hörte ich alles, was ging und hatte satt davon. Die armen, mit dieser Seuche geplagten Leute konnten mich dauern von ganzem Herzen; ihren Jammer und ihren Verdruß schütteten sie im Wirtshause aus, da ihnen durch ihre frommen Weiber ihre Häuser erleidet waren. Da jammerte einer: Seit seine Frau fromm geworden, kriege man in seiner großen Haushaltung keinen Bissen ordentliches Essen mehr.

Seine Frau wolle alles selbst machen, nicht einmal die Tochter helfen lassen; sie thue auch die Speisen richtig über, feure tüchtig, laufe dann ins Stübli, bete, daß man im ganzen Hause sturm werde, glaube, der Herrgott koche für sie in der Küche, und wenn sie endlich chystig sei und aufhören müsse, so sei entweder das Feuer erloschen oder alles angebräntet und sie müßten das Essen haben, wie es sei. Denn der Herrgott hätte viel zu thun, wenn er die Köchin jedes frommen Weibes sein wollte. An letzter Fastnacht habe er ihr befohlen, zu küchelu. Sie habe richtig den Anken in die Pfanne gethan und sei wieder ins Stübli gelaufen und dort gebetet, daß es fry gsurret und gchutet heyg. So sei das Feuer in den Anken gekommen und ganz sicher wäre das Haus verbrannt, wenn er nicht zufällig das Feuer gesehen und es noch hätte löschen können. Ein anderer entgegnete ihm, das mache ihm doch nichts, er sei reich, und wenn schon das Haus verbrannt wäre, so hätte er ein anderes können bauen lassen. Er aber sei arm, müsse vom Verdienst leben und wenn seine Frau so fortfahre, so käm er mit allen sechs Kindern auf die Gemeinde. Wenigstens drei Abende in der Woche sind Versammlungen; meine Frau läuft hin, spinnt nicht, besorgt die Kinder nicht, und wer weiß, ob sie mir nicht noch Sachen verflökt, um auch ein Opfer zu bringen. Spät kömmt sie heim und kaum ist der Tag wieder da, so steht sie schon bei der Nachbarsfrau und sie brichten einander, wie es gestern gegangen, was gepredigt worden und wie es ihnen wohlgethan. Am Nachmittag stehen sie wieder beisammen und raten ab, wo es des Abends aus gehen müsse. Zwischendurch ist sie wie sturm und nichts geht ihr recht von der Hand, und wenn ich sie ans Arbeiten mahne, so weint sie, daß sie ob dem irdischen Grümpel die Seligkeit versäumen müsse; und dieser irdische Grümpel sind ihre Kinder,

um die sie sich immer weniger bekümmert, ja, die ihr zuwider werden, weil sie etwas für sie thun soll.

Die Wirtin begehrte auf. Es seien doch nicht nur Weiber, die an die Versammlungen gingen und ihr Hauswesen vernachlässigten; auch Männer gingen hin, und die Weiber hätten auch Ursache, zu weinen und zu klagen. So sei erst gestern eine Frau bei ihr gewesen und habe das lautere Wasser geweint über ihren Mann. Der laufe auch weit und breit umher, bilde sich ein, den Geist des Predigens empfangen zu haben. Selten sei er einen Abend bei ihr und bei den Kindern, am wenigsten des Sonntags, und wenn er einmal daheim bleiben müsse, so sei er hässig, daß es niemand bei ihm ausstehen könne. Der Kinder achte er sich oft lange nicht, dann schlage er sie wieder, daß es eine unerkannte Sache sei. Das Böseste sei, daß man nie wisse, was gehe; es gebe heutzutage gar schlimmes Weibervolk; ja, auch wenn sie mitgehe, achte er ihrer wenig, sondern sitze lieber neben andern als neben ihr; so sei er auch einmal im Wirtshaus neben Meitschene gesessen und sie hätte mit den Kindern in der Nebenstube sein können.

Das mache sich noch, schrie ein Dritter dazwischen, da sei doch entweder der Vater oder die Mutter bei den Kindern; allein er hätte Nachbarsleute mit fünf Kindern, von denen das älteste acht Jahre alt sei; da liefen Mann und Frau, sperrten die Kinder ein und ließen sie halbe Nächte allein. Die Kinder schrieen manchmal alle zusammen, daß es einem durch Mark und Bein gehe, und wenn es da kein Unglück gebe, so wolle er nicht Hans heißen.

Während diesem Gespräch war ein Garnbaucher mit seinem Wägelchen vorgefahren, hatte einen Teil des Gesprächs gehört und redete drein: Man solle ihn klagen lassen, er müsse seine Bauchi teuer verzinsen und bringe fast kein Garn zusammen,

und doch habe er sich über den langen, harten Winter gefreut, in der Meinung, die Weiber würden das Stroh ab dem Dache spinnen. Aber ohä, keinen Winter, so lange er sich besinnen möge, sei so wenig gesponnen worden; das schade viele, viele tausend Strangen Garn nur in seiner Gegend, und daran sei nur das v.... Stündeliwesen schuld. Man sei die halbe Zeit nicht beim Spinnen, und wenn man schon dabei sei, so habe man keinen Ernst. Wenn das so gehen könne, so werde man es erfahren, was das für arme Leute gebe.

Ja, das habe er schon lange gesagt, polterte ein Gemeindrat, es gehe alles d'rauf los, das Volk z'Bode z'mache. Da führe man das Patentsystem ein; in einer Ecke gebe es ein Wirtshäuslein und in den andern Ecken wären Versammlungen, und jeder, der hungrig sei und sonst glustig und nicht arbeiten möge, könne predigen, wenn und was er wolle. Die einen Leute säßen in den Pinten, die andern in den Versammlungen; wer zum Teufel da arbeiten solle und wer die Müßiggänger erhalten; das werd lustig use cho.

„Ja," meinte einer, „we's ne neuis am Volk glege wär, u we si selber o üsi Religion hätte, so wär es ne nit so graglych, wie mr plaget werde u wer predigi, u si würde o öppis dazu welle säge, daß me-n-is üsi Religion rüihig löy."

Darauf sagte der Statthalter, man könne nichts gegen die Versammlige mache, das sei gegen die Verfassig, die sage ausdrücklich, es könne ein jeder glauben, was er wolle. Der Gemeindvorsteher, der eine Mugge auf den Statthalter hatte, meinte, es heiße nicht in der Verfassung, daß ein jeder machen könne, was er wolle, und hier sei von Machen die Rede; aber man sollte allbeinisch meinen, die Verfassig erlaube alles, und ein jeder Hallunke tröste sich mit der Verfassig.

Bis dahin hatte man einen Mann in einem Winkel übersehen, der hinter einem halben Schoppen Branntwein saß und ihn eben nachfüllen hieß; es war ein Schneider und ein Prediger; der erhob zornig seinen Mund und schrie: Sie sollten nur reden und machen was sie könnten, sie verdammte Seelen, aber abbringen werden sie nichts, sie Landlümmel! Gott wolle es, daß man sie müsse machen lassen; alle Tage nehmen die Brüder zu; der bessere Teil der Regierig sei auf ihrer Seite und bald werden sie die Mehreren sein; dann wollten sie ihnen zeigen, was sie könnten; dann werden sie alle zwingen, ihre Versammlungen zu besuchen, ihren Glauben anzunehmen, und wer sich nicht wolle zwingen lassen, dem werden sie das Haus verbrennen, Nasen und Ohren abhauen und ihn aus dem Lande jagen.

Mit großer Mühe verhinderte ich ein blutig Märtyrertum dieses Unbesonnenen; aber ich verhinderte nicht manche wilde Rede, daß man sich selbst helfen müsse, während es noch Zeit sei, ehe entweder das Land verarmet, oder die Macht dieser Verrückten Meister geworden sei.

Wie es einem verständigen Menschen ziemet, dachte auch ich über diese Dinge alle nach. Ich bin ein Ungelehrter, aber in meinem schlichten Verstand schien mir hier Irrtum zu herrschen. So wie die Menschen in einem bürgerlichen Verband unter bestimmten Gesetzen zusammen leben, so leben auch die Christen zusammen in einer äußerlichen Gemeinschaft und dienen gemeinsam ihrem Gott; diese Gemeinschaft nennt man Kirche. In einem christlichen Staat gehört auch die Obrigkeit zu dieser Gemeinschaft, zu dieser Kirche; sie ist nicht über dieselbe erhaben. In jeder Gemeinschaft muß Zucht und Ordnung aufrecht erhalten werden, sonst zerfällt sie; und in keiner Gemeinschaft duldet man die, welche öffentlich Umsturz, Auflösung dieser Ordnung

predigen. In jeder Gemeinschaft sind solche, welche über Aufrechthaltung der Ordnung wachen und für fortdauerndes stetiges Reformieren, daß Revolution nie nötig werde; denn nur da entsteht Revolution, wo man das Reformieren vergißt. In unserm Lande soll die weltliche, bürgerliche Obrigkeit, die auch zu der Kirche gehört und nicht über derselben ist, dieses Amt üben und wie über das Wohl des Staates, über das Wohl der Kirche wachen. Thut nun aber dieses die Obrigkeit nicht und läßt gegen die bestehende Kirche, wohl verstanden, nicht gegen den Staat, jeden vornehmen, was ihm beliebt, oder hält nur die in Zucht und Ordnung, welche für die Kirche sind, und läßt die nach freier Willkür schalten und walten, welche öffentlich oder insgeheim gegen dieselbe sind, so geschehen drei Dinge:

1. Die Obrigkeit erhält den Schein, als ob sie sich selbst von der Kirche (es ist nicht vom Glauben die Rede) losgesagt, oder daß sie ihre Auflösung wünsche.

2. Das Volk, welches auf der einen Seite weder Kraft noch Willen sieht, kriegt Respekt vor denen, welche mit eisernem Willen und wilder Kraft das, was sie als das Rechte ausgeben, ausbreiten und aufrecht erhalten und nach ihrer Weise fest sich selbst regieren, nach ihrer Weise unter sich Ordnung halten und Zucht. Vom Respekt zum Beifall ist ein kleiner Schritt.

3. Die der Kirche treu Bleibenden, die sich täglich müssen lästern hören ungestraft, vermissen bitter den nötigen Schutz und werden zu dem bösen Gedanken verleitet, durch eigene Faust sich Schutz zu verschaffen, Recht und Pflicht, welche die Obrigkeit nicht ausübt, wieder an sich zu nehmen und nach ihrer Weise Ordnung aufrecht zu erhalten und Zucht. Wo die Gesetze oder ihre Handhabung zu dem Kulturzustand der Völker nicht passen, entsteht das Lynchgesetz der Amerikaner, d. h. die

Selbsthülfe, und von dieser haben wir bereis lebensgefährliche Beispiele.

Inwiefern diese drei Dinge den Zwecken eines christlichen Staates förderlich sind, mag jeder Unbefangene entscheiden. Welche Wirkung sie in unserm Ländchen haben werden, sieht jeder voraus, der im Volke lebt, aber nicht der, der nur seine Zwecke vor Augen oder seine Theorieen im Kopfe hat. Es ist merkwürdig, daß man an Orten den Religionsunterricht nur in Primarschulen als ein Hauptfach betrachtet, in höhern Schulen aber als ein Nebenfach.

Wahrhaft übel steht es mit einem Staate, wo alle Interessen mit einem juridischen Hute zugedeckt werden sollen, aber noch übler, wo jeder, der nur von weitem am Staatsruder gerochen, alle mögliche Intelligenz in sich zu vereinigen glaubt, und zuerst jedem andern Stand als dem seinigen und dann noch jedem seines eigenen Standes außer sich selbsten mißtraut und öffentlich oder zwischen den Zähnen alle Rechtlichkeit ihm abspricht.

So weit hatte ich vor vier Wochen geschrieben; seither schüttelte mich das Fieber und mein Arm zuckte gar schmerzlich; getreulich warten mir die Kinder ab. Mein Anneli kam mir immer vor die Augen und ich mußte singen und wieder singen: „O Blüemeli my, o Blüemeli my, chönnt i bald by dr sy". Wo das aus will, weiß ich nicht.

Die Wirtin springt herauf, was will sie wohl? Der Gemeindschreiber sei gestorben, sagte sie mir; der Vorsteher werde kommen und mir anhalten, daß ich die Stelle übernehme. Das Fieber schüttelte mich heftiger, Anneli kömmt mir näher, winkt mir deutlicher. O Blüemeli my! Ich höre die Tritte des Vor-

stehers; dem will ich diese Schrift übergeben, daß er sie drucken lasse, wenn ich sterben sollte; er ist ein braver Mann, er hält, was er verspricht.

Er hat sie, hat mir alles versprochen, aber gesagt, es sei unnötig, ich werde nicht sterben. Nun, Herr, wie du willst, nicht wie ich will; mein Testament ist gemacht. Gehe es zum Leben oder zum Tode, Herr, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!



Inhalt.



Worterklärungen.

Wir geben dem Bauernspiegel einfach die „Worterklärungen" bei, die der Verfasser selbst der zweiten Ausgabe (1839) hinzugefügt hat und versparen die zahlreichen von ihm übergangenen Worte auf das Wörterbuch am Schlusse unserer Sammlung.

Die nicht streng alphabetische Ordnung der Worte bei G. ist unverändert geblieben (so erscheint Stadttotsch als Zusammensetzung mit Totsch unter T); auch einige schriftdeutsche Worte (verblümt, verblüfft) haben wir stehen lassen. — Die Schreibung Gs. ist für die mundartlichen Worte durchwegs beibehalten und nur bei starker Abweichung unserer Schreibung diese in Klammern [] beigefügt.

A.

Afe, bereits, doch.
Anken, Butter.
Abgeputzt, ausgeschmäht.
Aufzug geben, Düngmittel anschaffen.
Abgegugget, abgelauscht.
Albez [allbets], ehemals.
Arigs, wunderliches.
Ausgschirren, gründlich aufbegehren, sich los machen.
Austaubelen, austoben.

B.

Bauernfünfe, römische V.
Bröselen, mit besonderer Sorgfalt etwas besonderes kochen.
Blutt, nackt.
Blegians Gloschli, einen farbichten Saum an den Unterrock.
Balgen, schelten.
Branzen, zanken.
Bäunde, Hanfpflanzung.
Bänne, Karren um Mist, Erde 2c. zu führen.
Bätziwasser, Obstbranntenwein.
Bettlergemeinde, Gemeindsversammlung, an welcher die Kinder an die Mindestbietenden in die Kost versteigert werden.
Bigger, kleines Pferd.
Borgen, schonen.
Bigete, aufgethürmter Haufe.
Blangen, sehnen, harren.
Byslust, Nordwind.
Brütige, unreife.

C.

Challi, Lümmel.
Chiere, hängen.
Chäre, befehlen oder abschlagen ohne Nachdruck.

D.

Doktorzeug, Arzneimittel.
Dorf, Besuch.
Datere, Kuchen mit Konfekt belegt (Torte).
Dopple, anklopfen.

Dräyhung, von Herumdrehen, nicht fertig werden.
Döselen, pflegen.
Dampi, Schwätzer.

E.

Ertaubet, erbost.
Eiertätsch, Pfannkuchen.
Egg, Hügelrücken im Emmenthal.
Emd, Grummet.

F.

Furen, Furchen.
Ferg[g]ete, Schleppete.
Flemmen, zurücksetzen.
Fasel, junge Ware, auch ein Kinderhaufe.
Fötzel, Lump.

G.

Genterli, kleiner Schrank.
Gestrählte, gekämmte.
Göttene, Paten.
Gegürtet, herumgesprungen.
Gfetterlen [gvätterle], spielen.
Gewellt, gesiedet.
Gschmuechten, in Ohnmacht fallen.
Gewächs, Getreide.
Gräbt, Leichenmahl.
Gaumen, hüten.
Gring, Kopf.
Gfell, Glück.
Gnepfte, affektiert gehen.
Gugger, Kukuk.
Gsüchti, Gliederschmerzen.
Gekähr, Zänkereien.
Göllerketten, silberne Ketten an dem sammeten Göller, das die Bernermädchen um den Hals tragen.
Gaden, Schlafkammer.
Gloschli, Unterrock.
Gumpen, hüpfen.
Gegußelt, gestochen.
Gastig, Gäste.
Gütterli, kleine Flasche.
Gmeinsmanne, Vorgesetzte.

H.

Hotsch, eine unordentliche Person.
Husen, sparen.
Hamme, Schinken.
Heiti, Heidelbeeren.
Höhn, erzürnet.
Hock, Sitz.
Hüdlene, Kleider ohne Wert.
Hübscheli, leise.

K.

Kacheln, Näpfe.
Kloben, Kronthaler.
Kupen, schmollen.
Kräuel, Krallen.
Kräze, Käficht.
Kläfelen, wiedersagen.
Köhlen, Laub und Gras sammeln.
Kuppelen, Truppe.
Köch [Gchöch], Gemüse.
Kutterten, Kutter heißt das Taubenmännchen; kuttern, höfeln wie dasselbe.
Küngeli, Kaninchen.
Klüpfig, leicht zu erschrecken.
Küstig, schmackhaft.

L.

Lismen, stricken.
Lind, weich.
Läufterli, das Schiebfensterchen.
Lezen Hals, Luftröhre.
Löhl, Pinsel.
Linger, Lineal.
Leubank, Ruhbank.
Luggen, weichen.
Lose, hören.

M.

Mupf, Stoß.
Mutech, geheimen Vorrat.
Mänteli, Vorhemd.
Mugge, auf der, auf dem Korn.
Mosen, Flecken, Quetschungen.
Mistgülle, die Jauche um den Düngerhaufen.

N.

Notti, doch, noch nicht.
Nadisch, wahrlich.
Niggele, mit den Fingern an etwas sich beschäftigen.

P.

Plätze [Blätze], Pflanzungen.
Pülvere, losfahren, schmähen.
Postur, Haltung.
Pfnüsel, Schnupfen.

R.

Reisen, leiten.
Rooßi, das Dörren des Flachses durch Ausbreiten im Freien.
Rodel, Verzeichnis.
Rustig, etwas Gerüstetes, Arznei.
Reisten, Hanf, gehechelter.
Rübstücki [Rüppstücki], geräucherte Schweinrippen.
Ringer, leichter.
Ring[g]eln, den Meister zeigen.
Rösti, geröstete Erdäpfel.

S.

Schlampe, eine in der Kleidung nachläßige Person.
Schäich, schenk.
Stör, auf die, auf die Arbeit ins Haus.
Schnopsen, das Atmen dessen, dem Flüssiges in die Luftröhre gekommen.
Stock, ein niedliches Wohnhäuschen neben dem großen Bauernhaus, wohin gewöhnlich die Alten sich zurückziehen.
Süferli, leise.
Stutz, steiler Weg.
Schwick, Augenblick.
Schick, Glücksfall.
Schmutz, Schweinefett.
Stüber, kleiner Rausch.
Sauft, wohl, leicht.
Schlämperlig, ein schmutziger Anhängsel.
Staat machen, hoffärtig sein.
Stürchelte, das Schwanken außer Gleichgewicht.
Schwytig, heißhungrig.
Stüpfen, mit den Beinen stoßen.
Stober, scheu.
Sürgele, schlürfen, ängstlich abteilen.

T.

Trämel, ein Baumstamm, der Laden [Bretter] geben soll.
Tschämelen, zu Gevatter bitten.
Trögli, Lade.
Trossel, Mitgabe in allerlei Hausgerät.
Triftig, Sicherheit.
Tolle, starkgliedrig, tüchtig.
Tubelte, schmollte.
Tauner, Tagelöhner.
Stadttotsch, ungeschickte, unbehülfliche Städterin.
Tampen, schwatzen.

U.

Ueche, hinauf.
Umeha, herhalten.
Üerti, Zeche.

V.

Verwerchete, verarbeitete.
Verflökt, verstohlen weggenommen.
Vergebe, umsonst.
Verrätschen, hinterbringen.
Vermeukt, heimlich.
Verhürsche, verwickeln.
Vertrappen, zertreten.
Verblümt, versteckt, indirekt.
Verblüfft, verwundert, erschrocken.
Vernistet, an das unrechte Ort etwas thun, daß man es nicht finden kann.
Vern [fern], im vorigen Jahr.

W.

Werch, Hanf.
Wix, Schläge.
Werweisen, hin- und herraten, unschlüssig sein.

Z.

Zimpfer, affektiert.
Züpfen, Haarflechten, dann wie Haarflechten geflochtene Wecken.
Zäpfeln, heimlich ausspotten.
Zug, Gesamtheit der Zugtiere.
Z'imißsäckli, Säckli, in welchem der Imbiß getragen wurde.
Zottelte, watschelte.





